

blanvalet

DANIEL FOX

GESCHMIEDET
IN FEUER
UND MAGIE

ROMAN



[Buch](#)

[Autor](#)

[Eins – DRACHENATEM](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Zwei – DAS GEWICHT DER JADE](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Drei – DRACHENKIEFER](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Vier – KETTENGLIEDER](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Fünf – TREUEBRUCH](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Sechs – AUSBRUCH](#)

[Kapitel 1](#)
[Kapitel 2](#)
[Kapitel 3](#)
[Kapitel 4](#)
[Kapitel 5](#)
[Kapitel 6](#)
[Kapitel 7](#)
[Kapitel 8](#)

[*Danksagung*](#)
[*Copyright*](#)

Auf der Flucht vor Rebellen zieht sich der junge Kaiser Chien Hua mit seinem Hofstaat auf die kleine Insel Taishu zurück, dem Ursprung seiner Macht. Denn hier wird die Jade abgebaut, der Chien Hua seine übernatürlichen Fähigkeiten verdankt. Mit einer viel zu kleinen Armee, seiner Ränke schmiedenden Mutter und dem Inselvolk, das ihn ablehnt, bereitet sich der Kaiser hier auf einen langen Belagerungskampf vor. Der einzige Mensch, der ihm treu zur Seite steht, ist ein Fischermädchen, das Chien Hua zu seiner Konkubine erwählt hat. In diesen Zeiten der Not findet der junge Minenarbeiter Yu Shan in den Bergen von Taishu einen außergewöhnlich großen Jadestein, der dem Kaiser wahrhaft übermenschliche Kräfte verleihen kann. Doch als er den Stein zu seinem Herrscher bringen will, wird er von der Magie der Jade verändert – und verliert dabei zusehends seine Menschlichkeit.

Doch das Schicksal des Kaisers, seiner Familie und des ganzen Reiches liegt in den Händen eines jungen Mönches. Denn auf dem Grund der Meerenge, die Taishu vom Festland trennt, liegt ein Drache gebunden durch Ketten von Feuer und Magie, und der Mönch bezahlt für die andauernde Gefangenschaft des Drachen mit furchtbaren Leiden. Nur unter entsetzlichen Schmerzen kann er den Drachen im Zaum halten. Für diese gigantische Aufgabe ist er wahrlich nicht geschaffen und wünscht sich nur eins: Freiheit für sich – und den Drachen!

Autor

Daniel Fox ist das Pseudonym eines erfolgreichen britischen Autors, der seit Jahren von der Kultur und der Schönheit Taiwans fasziniert ist.

Weitere Titel sind in Vorbereitung.

Jemandem gewidmet, den ich liebe.

Macht das unter euch aus.

*Wenn Drachen bluten,
bluten sie Gold.
Wenn sie weinen,
weinen sie Jade.*

Eins

DRACHENATEM

Sie nannten den Nebel ihren Atem, den Atem der Drachin in Ketten. Natürlich waren sie nur Bauern, beiderseits der Meerenge. Abergläubisch und unwissend erblickten sie ihre Spuren in allem, was sie fürchteten.

Und sie hatten recht damit.

Von der Schmiede hoch oben aus konnte er hinabsehen und genau beobachten, wie sie atmete. Wie die ersten Schwaden als Rauchfahnen in der Luft hingen, Seidenfäden im letzten Sonnenlicht des Tages; wie sie nacheinander griffen, sich aneinanderklammerten. Wie sie Mondlicht tranken, wenn die Sonne verschwunden war, wie sie sich verdichteten und ausbreiteten. Wie ihr Atem sich über die Meerenge ergoss, um das Meer zu verhüllen, das sie gefangen hielt, und an zwei felsigen Ufern als spiegelverkehrte weiße Schatten entlangzustreichen.

Von oben wirkte der Nebel nicht besonders gefährlich: Ballen von Seidenwatte, die im kalten Licht funkelten und sich in Wellen und Strudeln bewegten wie die Wasser, die sie verbargen. In Wahrheit handelte es sich um eine hingeschleuderte Kriegsflagge, das wusste er.

Hinter ihm herrschten Hitze, Lärm und Licht. Das Dröhnen des gewaltigen Hammers war ein feierlicher Glockenschlag; ein plötzliches Aufflackern des Feuers ließ seinen eigenen stocksteifen Schatten in Wallung geraten.

Unten lagen all die Meilen lebendigen Wassers zwischen dem Festland und der Insel Taishu, dem äußersten Vorposten des Reichs, leer, still und kalt da.

Er schauderte und wandte sich ab. Dort unten würde es eine harte, grausame Nacht sein, im Atem der Drachin. Der Nebel verschluckte Geräusche, Mondschein und Sternenlicht. Er verschluckte Leben.

Er konnte froh sein, dass ihr Atem nicht bis hier oben drang.

Er hoffte, dass er froh sein konnte.

Han würde töten – oder er würde heute Nacht sterben. Auf dem Wasser, im Nebel.

Wenn er eine Wahl hatte, war ihm das nicht bewusst. Es würde einen Leichnam geben – einen toten Jungen, über Bord in die dichte, weiße Kälte geworfen, die das dunkle Meer vom Deck aus unsichtbar machte. Das würde er sein – oder aber Yerli. Sein neuer Freund Yerli. Sie durften nicht entscheiden, nur kämpfen.

Er hatte den Tod schon gesehen: hingerichtete Verbrecher und unterernährte Kinder, eine alte Frau in einem Graben. Einen Magier, der auf einer Bahre in der ganzen Pracht seiner Gelehrtenroben einhergetragen worden war, damit alle Einwohner seiner Stadt darüber staunen konnten, dass er sterblich war.

Hans eigene Mutter, tot im Familienbett, mit dem Neugeborenen in den Armen, das sie in den Tod gerissen hatte, und dem kupferartigen Gestank von viel Blut im Zimmer.

Er hatte erst am vergangenen Tag den Tod aus größerer Nähe gesehen: den seines einstigen Herrn, des Schreibers, an den Hans Vater ihn verkauft hatte. Meister Doshu war einen Schreibtod gestorben, brutal, rasch und sinnlos, und die Pinsel seines Handwerks schmückten nun den Haarknoten seines Mörders.

Sie waren auf dem Weg von einem Dorf zum nächsten gewesen, auf der endlosen Rundreise wandernder Handwerker. Meister Doshu ritt auf seinem Esel, der sein ganzer Stolz war, während Han den beiden im Staub, den die Hinterläufe des Tiers aufwirbelten, nachtrottete, beladen mit allen Bündeln und Gepäckstücken seines Herrn, dem zusammengeklappten Schreibpult und seinen Schuhen.

Der Esel war nützlicher und wertvoller als Han. Das war einfach so, und Han war daran gewöhnt. Er war ganz zufrieden: Er holte Dinge, trug Lasten, machte den Ausrufer für seinen Herrn auf dem Marktplatz, kaufte oder erbettelte Abendessen und Bett für seinen Herrn – und auch für sich, wenn er Glück hatte. Er lernte die Schriftzeichen. Lernte, seine blauen Flecken, seinen Hunger, seinen übrigen Kummer in der Stille seines Herzens zu ertragen. Es war ein Jungenleben, eines, mit dem man sich zufriedengeben konnte.

Die Straße, auf der sie unterwegs waren, hielt der tief verwurzelten Weisheit Reisender entsprechend einen vorsichtigen Abstand von einer Meile zur Küste. Das war nicht genug.

Eine Brücke, die einen Wasserlauf überquerte, der sich in seinem Eifer, zum Meer zu gelangen, überschlug. Drei Männer, die spät und eilig aus den Schatten darunter hervorkamen, wo sie lange wartend im schenkel tiefen, bitterkalten Wasser gestanden haben mussten. Auch sie waren bitter, als sie entdeckten, dass sie es nur mit einem abgerissenen Schreiber und einem Knaben zu tun hatten, obwohl das Hufgeklapper sie doch wohl auf einen Beamten hatte hoffen lassen.

Dennoch packte einer die Zügel des Esels, während ein anderer eine ordentliche Seilschlinge über Meister Doshus Kopf warf. Han sah, wie die Schlinge sich zuzog, dabei den Bart seines Herrn erfasste und die langen Haare unter dessen Kinn zog, sodass er nicht wie er selbst aussah, während sein Mund wie der eines Fisches nach der Luft schnappte, die er nicht bekam, und seine Finger nach einem Riemen griffen, der sich zu tief in seine Kehle gegraben hatte.

Han schrie und wurde beiseitegestoßen. Er rappelte sich auf, das Messer in der Hand, und wurde gepackt, gefesselt und geschlagen, während Meister Doshus Gesicht dunkler wurde, seine Beine langsam zu zappeln aufhörten und seine Hände schlaff herabsanken.

Han musste das mit ansehen, alles mit ansehen. Starke, schwielige Hände beruhigten den Esel, klopfen ihm aufs Hinterteil. Han war schwindelig. Er hörte eine raue Stimme: »Heute Abend werden wir gut essen.« Dieselben Hände überprüften seine Fesseln und versetzten ihm mit derselben lässigen Promptheit eine Ohrfeige.

Irgendjemand kicherte.

Meister Doshus Leiche wurde alles abgenommen, was nützlich oder wertvoll sein mochte – alles, was er trug, bis hin zu seiner Unterwäsche. Seine Elfenbeinringe riefen ein Grunzen hervor; die Ärmlichkeit seines Geldbeutels brachte Han eine weitere Ohrfeige ein. Sämtliche Bündel und Taschen wurden auf den Jungen und den Esel verteilt. Sobald sie beladen waren – beide leichter als zuvor, wenn denn Angst und Verhängnis kein Gewicht hatten –, wurden Esel und Junge jeweils an einem Halfter aus Stricken davongeführt.

Sie folgten dem Wasserlauf zu seiner Mündung unterhalb eines Vorgebirges. Dort lag in den Schatten eine hochbordige Dschunke vor Anker. Piraten also. Aber dessen war Han sich schon vorher sicher gewesen. Gewöhnliche Banditen hätten sich eines Esels nicht so schnell entledigt.

Sie schlachteten ihn gleich dort am steinigen Strand, zerhackten ihn grob und alberten höhnisch mit seinem Kopf herum. Ein Boot brachte mehr Männer an Land; das Gepäck wurde durchwühlt, während das Fleisch über einem hastig entzündeten Bambusfeuer briet. Han wurde betastet und herumgestoßen, geschlagen; man sprach über ihn, nicht mit ihm.

Ein weiterer Plünderertrupp brachte noch einen Jungen und dazu drei Frauen, die weinten und mit Lumpen geknebelt waren. Der Junge – Yerli – wurde neben Han zu Boden geworfen und zischte ihm Fragen zu, bis sie beide durch Tritte zum Schweigen gebracht wurden. Han beobachtete die Männer, lauschte ihren Gesprächen und versuchte zu verstehen, warum er hier war – und jetzt auch Yerli.

Wozu die Frauen dienen sollten, war von Anfang an klar gewesen, und die Piraten machten keinen Versuch, es zu verhehlen. Sie aßen, starrten die Frauen lüstern an, gaben sich dem Glücksspiel hin und stritten miteinander; vor allem, so dachte Han, warteten sie. Wie er, wie der Junge neben ihm, wie auch die Frauen, an denen herumgefummelt wurde, ohne dass etwas Schlimmeres geschehen war. Bisher.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang erschien der Kapitän, breitschultrig und untersetzt, graubärtig trotz seines Berufs, der nichts für alte Leute war. Er sah auf die Jungen hinab und lächelte dünn.

»Zwei also? Wir wollen nur einen. Einer wird Gehorsam lernen, und es wird ihn ein oder zwei Finger kosten; zwei Jungen auf einmal bilden nur einen Unruheherd. Nun ja. Sie können darum kämpfen, hm? Jungs? Einer von euch kann morgen früh einer von uns sein, als Besatzungsmitglied markiert.« Er streckte die Hand aus, zog den nächstbesten Mann heran und zeigte ihnen den schweren Eisenring, den er im linken Ohr trug. »Für die *Shalla* markiert«, er drehte den Ring zwischen den Fingern, sodass die untergehende Sonne die Kratzer im Metall hervorhob, »nicht für mich. Wenn es denn einen Unterschied macht und einer von euch lesen kann.«

»Ich kann lesen, Herr.« Zu seiner eigenen Überraschung war es Han, der sprach; er kämpfte sich unbeholfen auf die Knie. »Und auch schreiben.«

Der Kapitän lachte bellend. »Das ist keine Voraussetzung, Junge. Meine Mannschaft vertraut auf mein Wort, dass ihre Marken sie an mein Schiff binden. Das kannst auch du tun – oder dein kleiner Freund hier.« Seine Stiefelspitze bohrte sich in Yerlis Rippen. »Oder kannst du auch lesen? Das würde mich erstaunen!«

»Ich kann in die Zukunft sehen«, sagte Yerli. »Mein Herr, den Eure Männer getötet haben, war Magier. Er hat mich unterrichtet.«

Die Männer flüsterten untereinander. *Ein Magierwelp? Es lohnt sich, ihn zu behalten ... zu verkaufen ... wir sollten ihn töten, tut's jetzt gleich!*

»Kannst du Zaubersprüche wirken?«, fragte der Kapitän. An seinem Gesicht war nicht im Geringsten zu erkennen, wie die richtige Antwort lautete – was dazu führen würde, ob man behalten, verkauft oder getötet wurde.

»Nein, Herr. Aber ich kann Euch zeigen, was ich sehe – und ich kann einen Teil dessen sehen, was vor Euch liegt, wohin Euer Blut Euch führen wird.«

Der Kapitän brummte und wandte sich ab. »Lasst ihn gefesselt. Ich entscheide, wo unsere Zukunft liegt. Und auch seine. Ein Messer für beide, dann werden wir noch vor dem Morgen einen Jungen haben. Gart dieses Fleisch und bringt alles an Bord. Die Tide ist am Kenterpunkt; ich will bis Sonnenuntergang weit genug draußen

sein, falls der Wind sich dreht. Nach Einbruch der Dunkelheit, Jungs – nach dem Essen. Dann werdet ihr euren Kampf bekommen.«

Sie brachten die Frauen als Erste an Bord, gefesselt und geknebelt. Wenigstens eine hatte noch etwas Kampfgeist und versuchte, einen Mann mit einem Tritt aus dem Boot zu befördern; so, wie der Mann sie im Gegenzug mit seinem Bambusstab traktierte, bereute sie es wahrscheinlich.

Er führte denselben langen Bambusstab, mit dem das Boot zur Dschunke und wieder zurück gestakt wurde, noch einer weiteren Verwendung zu, als die Jungen an der Reihe waren. Die Hälfte seiner Zähne war ihm mit demselben mächtigen Hieb irgendeiner Waffe ausgeschlagen worden, der seine Lippen zu einem Narbenmuster entstellte. Er grinste sie mit seinen Zahnlücken an, während sie am Boden des Boots lagen, und nuschelte: »Jungs müssen nicht lesen. Jungs schrubben und nähen und schleppen Wasser. Und kämpfen, wenn man es ihnen befiehlt. Und versuchen, dem Kapitän zu gefallen. Hier ist unser letzter Schiffsjunge, seht ihr?«

Damit streckte er den langen Bambusstab aus und stieß etwas Schwarzes an, das an einer Kette vom Vordersteven hing, halb über dem Wasser, halb darin. Ein Fliegenschwarm stob auseinander. Was die Fliegen verhüllt hatten, musste einmal ein an die Kette gefesselter Junge gewesen sein. Sein Gesicht war schwärzlich leer, und Han konnte nicht feststellen, ob er die Augen verloren hatte, bevor oder nachdem er an die Kette gelegt worden war.

Von den Hüften an abwärts – unterhalb der Wasseroberfläche – war er kaum mehr als ein halber Junge, so viel von ihm war schon aufgefressen worden. Seine Beine waren nur noch Knochen, die von Fleisch- und Sehnenfetzen zusammengehalten wurden.

»Er hat an der Kette noch drei Tage gelebt«, sagte Halbmaul. »Der Kapitän hat ihn jeden Tag hochziehen lassen, um nachzusehen. Gestern war er dann tot, also sind wir an Land gegangen, um euch zu holen. Einen von euch. Du« – er stieß mit dem Stab nach Yerli – »sagst mir die Zukunft voraus. Bevor ihr kämpft.«

»Ich brauche dein Blut dazu«, sagte Yerli. Halbmaul zischte und versetzte ihm noch einen Stoß, bevor er ins Weldeck der Dschunke stakte.

Der Nebel holte sie nach Sonnenuntergang ein und ließ Haut und Seele erschauern. Zu der Zeit saßen die Jungen schon ungefesselt und mehr oder minder unbeobachtet in einem Winkel des Vorderdecks. Man hatte ihnen sogar etwas zu essen gegeben, einen Klumpen halb verbrannten, halb rohen Eselsfleisches, auf dem sie Bissen für Bissen herumkauten.

»Wenn du in die Zukunft sehen kannst«, murmelte Han, »warum bist du dann hier?« Warum hatte er zugelassen, dass er in einen Hinterhalt geraten und sein Herr erschlagen worden war?

»Meine eigene kann ich nicht sehen«, kam es leise zurück. »Es ist immer die anderer Leute. Und man braucht Blut dazu.«

Dann sieh in meine. Sieh, wer von uns gewinnt. Ich werde mir auf die Lippe beißen ...

Doch er biss sich nur auf die Lippen, um nichts zu sagen. Wie konnten sie kämpfen, wenn sie im Voraus wussten, wer gewinnen würde? Und wenn sie nicht kämpften, würden diese Männer sie alle beide töten. Das war offensichtlich. Der Kampf diente zugleich als Prüfung und zur Unterhaltung.

Dennoch redeten sie jetzt miteinander und konnten schlecht damit aufhören.

»Wenn dein Herr solch ein Magier war, wie konnten gewöhnliche Piraten ihn töten?«

Zur Antwort bekam er ein Prusten, beinahe ein lautes Auflachen. »Rafen war kein Magier.«

»Aber du hast doch gesagt ...«

»Ja, und er hat es auch gesagt. Er war ein Scharlatan, ein Betrüger. Er hat den Einfältigen das Geld abgeschwindelt.«

»Du hast gesagt, er hätte dich unterrichtet.«

»Ich habe gelogen. Er hat mich *gefunden*. Da war er schon ein Schwindler, aber ein schlechter. Ich habe ihn erst zu einem guten gemacht.«

»Weil du ein besserer Schwindler bist?«

»Nein. Weil ich kein Schwindler bin. Pssst ...«

Die Frauen bekamen nicht die Gelegenheit zu kämpfen. Jede einzelne von ihnen schrie für eine Weile. So viel drang aus dem Bauch der Dschunke hervor, in den die Männer sie geschleppt hatten.

Eine nach der anderen wurden sie nach einer Weile an Deck gebracht und über Bord geworfen.

Zumindest die letzte war noch am Leben. Han nahm an, dass sie diejenige gewesen war, die vorhin um sich getreten hatte, und hätte gern Beifall geklatscht. Jetzt wehrte sie sich wieder, als sie den Nebel sah; sie flehte darum, getötet zu werden, bevor man sie der See übergab.

Die Männer beachteten sie nicht, warfen sie wie ihre unglücklichen Schwestern über Bord.

Sie schrie vor Angst, die ganze Zeit, bis sie klatschend aufschlug. Han konnte hören, wie der Nebel sie umfing, wie er ihre Stimme trank – und wohl auch ihre Angst.

Er nahm an, dass sie sich weder vor dem Sturz noch vor dem Wasser so sehr fürchtete. Auch nicht vor dem Sterben. Es war das, was zwischen Diesseits und Jenseits lag – das, was in dem Zögern zwischen dem letzten Atemzug und dem Ende lauerte.

Die Drachin, dachte er. *Die Drachin in Ketten*.

Han und Yerli. Und ein Messer.

Und ein Seil, um sicherzustellen, dass sie gegeneinander antraten und kämpften.

Die Männer räumten das Weldeck leer, hoben Taurollen, Fässer voll Pökelfleisch und Spaltholz daraus hervor. Sie bauten einen Kampfring, eine Arena für das Blutvergießen.

Dann warfen sie die Jungen hinein, so an der Taille aneinandergebunden, dass sie genug Spielraum hatten, einen Sprung rückwärts außer Reichweite zu machen – aber nur gerade eben. Wenn einer weiter wegzukriechen versuchte, würde er den anderen nur mitziehen. Mit dem Messer. Wenn er sich zur Flucht wandte, würde er schon tot sein – mit der Klinge im Rücken.

Die Seeleute der *Shalla* drängten sich auf den oberen Decks zusammen, um zuzusehen. Sie schlossen natürlich Wetten ab; die meisten schienen auf Han zu setzen. Sie glaubten nicht, dass Yerli über irgendeine Magie verfügte, die er verborgen gehalten hatte – irgendetwas, das er von seinem Herrn gelernt oder gestohlen hatte. Sie waren beide noch einmal von kneifenden Fingern durchsucht worden, aber sie hatten nichts bis auf die geflickten Hemden und groben Hosen, wie Lehrlinge sie trugen. Aber Magie konnte in einem Wort, in einer Geste, in allem bestehen. Einige der Männer trauten Yerli nicht über den Weg und setzten deshalb auf ihn.

Der Kapitän drängte sich durch die Menge und blieb oberhalb des Weldecks stehen:

»Ihr kämpft darum, Schiffsjunge zu werden, und zur *Shalla* zu gehören. Der Verlierer wird über Bord geworfen, tot oder lebendig. Wenn der andere zu schwer verletzt ist, um uns zu nützen, geht er auch über Bord. Das ist alles.«

Damit warf er das Messer mit einer abrupten Drehung des Handgelenks so, dass es zitternd aufrecht in den Planken stecken blieb.

Es war ein guter Wurf – und ein gutes, schlichtes Messer. Der Knauf war mit Haihaut umwickelt, die Klinge so lang wie die Hand eines Mannes und vom jahrelangen Schärfen schmal geworden. Die Spitze – nun ja, die Spitze war scharf genug, um einen Daumen tief in die steinharten Planken eines alten Schiffs zu dringen.

Han warf sich der Länge nach hin, Yerli ebenfalls; der Strick zwischen ihnen wurde schlaff und verhedderte sich. Hans Finger fanden den Messergriff und packten ihn; im nächsten Moment schloss sich die Hand des anderen Jungen um sein Handgelenk.

Diesen einen Moment lang hielten sie still, schnappten nach Luft, wappneten sich für das, was sicher folgen würde: die wüste Balgerei um den Besitz des Messers, Ellenbogen, Zähne und verzweifelt angespannte Arme; das Wälzen über das Deck, das Prallen gegen die Schotten. Sie würden Glück haben, wenn sie nicht gemeinsam geradewegs unter der Reling hindurch in den Nebel rollten, ins Wasser, ins Revier der Drachin ...

Doch das geschah nicht – nichts davon: denn Yerli schrie und zog sich zurück, so weit der Strick es ihm gestattete, so weit er nur konnte. Er starrte Han im Fackelschein zwischen den eisigen Nebelschwaden hindurch an. Hans Handgelenk brannte immer noch, wo Yerli ihn gepackt hatte; er spürte noch den Druck seiner Finger auf der Pulsader.

Und schüttelte den Kopf, schüttelte das Handgelenk, zog das Messer aus den Deckplanken; ging in die Hocke, während die Männer über ihnen johlten. Es würde alles so viel einfacher sein, wenn Yerli sich noch einmal auf ihn stürzte, ihn zwang, das Messer zu benutzen. Ein schneller Stich, fertig ...

Doch das würde Yerli nicht tun. Er schüttelte den Kopf, richtete sich langsam auf, streckte die Hand in stummer Bitte aus. »Nein«, sagte er, zu leise, als dass die grölenden Männer es hätten hören können. »Nein, wir werden nicht kämpfen. Gib mir das Messer.«

»Was?«
»Das Messer. Gib es mir.« Und dann, unglaublicherweise: »Vertrau mir.«
Wenn es eine List war, eine Falle, dann war sie zu unverfroren, als dass Han sie hätte erkennen können. Er fragte: »Ist das deine Magie?«
»Ja«, sagte Yerli. »Ich will, dass du siehst, was ich sehe. Aber ich brauche mehr von deinem Blut, als ich durch deine Haut spüren kann. Gib mir das Messer – und die Hand.«

Über ihnen wurden die Männer ärgerlich, und die Stimme des Kapitäns brüllte etwas; aber Han streckte die Hand aus, geöffnet, das Messer flach auf seiner Handfläche. Weder zu dem Zeitpunkt noch später hätte er zu sagen vermocht, warum er das tat.

Yerli nahm das Messer und hätte ihn töten können – ein schneller Stich, fertig aus.
Er tat es nicht. Er schnitt nur Hans Daumenballen auf, bis Blut floss; dann tat er das Gleiche bei sich und hielt sie beide Ballen an Ballen, Blut an Blut. Jetzt war es auf den oberen Decks fast still, als die Aussicht auf etwas Magisches sich wie ein Flüstern von Mann zu Mann ausbreitete – wie ein Zittern, das die ganze Mannschaft durchlief.

Der Kapitän rief nach Harpunen. »Oder eine Peitsche!«, rief er. »Wer hat eine Peitsche?« Er wollte diese enttäuschenden Jungen anstacheln, klang aber nicht drängend genug, und in der Tat rührte sich niemand.

Han hörte es, aber nur aus der Ferne. Für diese kurze Zeit stand er Fleisch an Fleisch, Blut an Blut mit Yerli und spürte, wie seine Welt in Stücke ging und zusammenbrach.

Sieh, was ich sehe.
Was er dann sah, war er selbst. Aber nicht hier, oder nicht nur hier, blutverschmiert und mit aufgerissenen Augen im Nebeldunst. Hier und irgendwo anders, auf einer Reise, die er nicht unternommen hatte.

Noch nicht.
Er sah, wie er weinend einen schreienden Riesen beobachtete.
Er sah sich in Ketten, wie er geschlagen wurde – das war nicht überraschend.
Er sah, wie sich ein Drache in seinen Augen widerspiegelte.
Er sah sich bei dem Versuch, ein einzelnes, einfaches Schriftzeichen zu formen, sah seine Schwierigkeiten dabei, wie ein Kind oder ein Mann, der nicht lesen konnte.
Er sah sich selbst wie im Spiegel dasselbe tun.
Er sah sich im Schatten eines Drachen, wo er Schutz suchte.
Nein, wie er Schutz vor dem Drachen suchte. Es versuchte.
Nein ...

»Nein.«
Das war Yerli, der zurücktrat, die Hände von ihm nahm, sein Blut und seinen Pulsschlag und die Vision mitnahm und Han all dessen beraubte.
Han starrte ihn an, sah nichts als den Jungen, verstört, verloren. Yerli sagte: »Nicht so, nicht, wenn ich dich ansehe. Sieh, was ich sehe ...«
Und dann benutzte er das Messer noch einmal, aber nur, um das Seil zu durchschneiden, das sie aneinanderfesselte, von Taille zu Taille. Er lächelte sogar ein wenig, als er das Messer vor Hans nackte Füße warf.

Han bückte sich, um es aufzuheben. Zu dem Zeitpunkt, als er sich aufrichtete, stand ein halbes Dutzend Männer mit ihm auf dem Weldeck. Keiner von ihnen konnte etwas ausrichten, denn Yerli war schon jenseits der Reling

Er hielt sich mit einer Hand fest und sah ängstlich drein, als hätte ein kurzer Blick in den Nebel seinen Mut, die Unausweichlichkeit und alles Übrige durchschnitten; aber er sah zu Han zurück und sagte es noch einmal – oder schrie es vielmehr: »Sieh, was ich sehe!« Dann ließ er los.

Er hatte nicht den Mut zu springen, aber er zwang seine Finger einen nach dem anderen loszulassen. Und so fiel er, bevor die Männer ihn erreichen konnten.
Dennoch eilten alle an die Reling, aber es würde nichts zu sehen sein. Noch nicht einmal etwas zu hören, bis auf den gedämpften Aufprall im Nebel, denn Yerli fiel stumm. Frustriert wandten die Männer sich ab und hätten sich bestimmt auf Han gestürzt, wenn er zurückgezuckt wäre, gewimmert oder gefleht hätte, auf die Knie gefallen wäre.

Stattdessen stand er da, sah sie an und zuckte vielleicht ein wenig die Schultern; dann sah er an ihnen vorbei, in die wabernden Nebelbänke hinein, die das Wasser verhüllten, in das Yerli sich gestürzt hatte. Und dann schloss er die Augen.

Vielleicht hielt das die Männer zurück – dieser Nachhall von Magie. Vielleicht war es das Echo von Yerlis Schrei, vielleicht hörten auch sie, wie er es tat, immer wieder: *Sieh, was ich sehe* ...

Vielleicht schauten sie ihn an und sahen, wie er das tat – wie er durch die Augen eines todgeweihten Jungen, eines fallenden Körpers im Nebel, sah.
Vielleicht dachten sie, die Magie sei ansteckend.
Vielleicht hatten sie recht damit.

Sieh, was ich sehe.

Han schloss die Augen und sah den Nebel.

Er sah ihn von unten, wie Wolken, die der Mond, den sie verbargen, zum Schillern brachte; er sah die *Shalla* wie einen dunklen Umriss in den Wolken, wie den Schatten eines Riesenkörpers am Himmel, wie einen Drachen, frei und flugbereit.

Er sah, wie die Wolken und der Drache sich hoben, sich zurückzogen, als er in seine eigene Dunkelheit stürzte, als die bittere Kälte des Wassers seine Knochen ergriff, der Sog des Meeres ...

Nein.

Sieh, was ich sehe. Nicht mehr als das. Yerli hatte ihm dieses Geschenk gemacht, Blut an Blut, aber nicht mehr als das. Er hatte kein Recht, an seinem Tod teilzuhaben.

Der Mond wirkte flächig hinter dem Nebel, eine Lampe hinter Papier, aber höher oben, weiter entfernt, jetzt verblassend. Das Wasser war ein verschlingendes Dunkel.

Han versuchte die Augen zu öffnen und bemerkte, dass sie schon offen waren. Er stand an Deck der *Shalla*, und Männer umringten ihn. Er sah immer noch nichts bis auf das tiefe Meeresdunkel, in das kein Licht drang – nur einen fallenden Jungen.

Er fiel auf etwas zu, einen Schimmer, eine Andeutung von Licht unter ihm: einen Reichtum von Farben, an einem einzigen Punkt vereint.

Nicht an einem Punkt. An einem Brennpunkt. Größer, als er wirkte, und alles an sich ziehend, alles, das fiel ...

Nicht glänzend, nichts Helles: All seine Helligkeit war nach innen gekehrt, und er schien nur zur glänzen, weil die Dunkelheit, in der er lag, so intensiv war. Er schimmerte wie ein Kohlehaufen in der Nacht, wie ein Juwel im Schlamm; all sein Licht und all seine Farben waren verwaschen, gedämpft und uneindeutig.

All *ihr* Licht, all ihre Farben.

Sieh, was ich sehe.

Was er sah, was Han sah: Sie sahen eine Drachin.

Sie sahen sie, die Drachin-in-Ketten, wie sie auf dem Meeresgrund ausgestreckt lag, angekettet in der Meerenge, die ihr Königreich war, seit langem eine Gefangene des Kaiserreichs. In ihrem eigenen, trüben, nackten Licht konnten sie die Ketten sehen, die sie an den Felsen fesselten. Überkrustet und verrostet, großartige Werkstücke aus Zaubersprüchen und Eisen – wenn sie nicht ganz aus Zauber bestanden und nur die Form von Ketten anzunehmen schienen, so wie auch sie vielleicht ganz aus Zauber bestand und nur Drachengestalt zu haben schien.

Keiner der beiden Jungen konnte genug sehen, um das zu beurteilen. Han sah nur, was Yerli sah, und Yerlis Sehen hatte nun ein Ende, da er auf sie zustürzte, sich dem schenkte, wovor er am meisten Angst gehabt hatte.

Öffnete sie am Ende, ganz zum Schluss, das Maul, um ihn zu verschlingen? Oder war es nur ein Auge?

Wenn sie atmete, beschlug der Spiegel der Welt. Es geschah stets zu Sonnenuntergang, an den Abenden, an denen das Meer freundlich und ruhig dalag und in der späten, tief stehenden Sonne wie Messing glänzte, glatt wie ein Spiegel; in den Nächten, in denen kaum eine Brise wehte und die Männer mit besonderem Eifer fischten. Bis sie dann atmete. Ihr Atem füllte die Meerenge: Salzige Luft, die auf einmal so nass wie das Meer war, sich perlengleich in den Augenbrauen alter Männer ablagerte, wie Regen von den Segeln tropfte, Kehlen und Lungen füllte und Stimmen ertränkte. Undurchsichtig wie Reiswasser, eiskalt wie Quellwasser lag der Nebel als dicke, weiße Steppdecke zwischen Dunkelheit und Dunkelheit, zwischen Meer und Himmel, ihren Geburtselementen. Man sagte, mehr könne sie jetzt nicht mehr tun, nur in einem tiefen Zug, der die ganze Nacht lang dauerte, ausatmen, um ihr Volk daran zu erinnern, wo sie lag, was auf ihr lastete und wie grausam sie gefesselt war.

Der Nebel war dicht, aber launisch: Hier wurde er dünner, dort teilte er sich, waberte unvorhersehbar in Windböen, die kein Segel auffangen konnte. Er war über alle Maßen gefährlich, verbarg Felsen, Untiefen und Strudel, stahl alle Zeichen – die Sterne, die Landmarken im Mondlicht, die Vogelschreie, die Wirbel der schlammigen Strömung –, an denen Menschen sich beim Navigieren orientieren konnten. Der Nebel lockte Boote in unsichere Gewässer, Männer in eine unsichere Zukunft. Er leckte an der Festigkeit des Landes, wandelbar und tödlich. Wie konnten ihre Leute umhin, sich an *sie* erinnert zu fühlen?

Im Nebel war sogar das leuchtend rote Auge der Schmiede eine verschlafene Schliere. Sogar das Geräusch des kräftigen Hämmerns, der Arbeit des Mönchsschmieds, das der alte Yen normalerweise wie Glockenklang in seinen Knochen widerhallen fühlte, war flach und gedämpft und wurde von weißen, nassen Wänden zurückgeworfen; man konnte ihm nicht trauen.

Die Schmiede war ein Leuchtfeuer, das Hämmern eine Garantie: Die Drachin war noch immer angekettet. Der Mönchsschmied arbeitete Tag und Nacht an seinen Feuern, um dieses Versprechen am Brennen zu halten. Tag und Nacht. Der alte Yen war dankbar dafür: Er hatte seinen Kindern und inzwischen auch seinem Enkelkind beigebracht, der Insel im Gegenzug etwas Angemessenes zu liefern. Fisch zum Dank.

Allerdings nicht im Nebel. Nächte wie diese sorgten dafür, dass die Mönche bis morgen hungrig beten mussten. Schiffe waren in den gefährlichen Fahrrinnen rings um die Schmiede auf Grund gelaufen; kleinere Boote waren zerschmettert worden und ganz gesunken. Natürlich waren auch Menschen gestorben.

In Nächten wie dieser ließ er sich gelegentlich von den Gezeiten und der Strömung ganz über die Meerenge treiben. Er konnte seinen Fang am Kai von Santung ebenso gut verkaufen wie zu Hause; er konnte Neuigkeiten sammeln und sie mit zurücknehmen. Er konnte Fleisch, Stoff und Weihrauch kaufen. Er konnte beten und den Göttern des Festlands opfern, die er gewöhnlich nicht belästigte.

In Nächten wie dieser – wie in jeder anderen Nacht – sorgte seine Li-Göttin dafür, dass er in Sicherheit war. Manchmal vergaßen Schiffer, fromm zu sein, das wusste er. Er nicht. Er brachte Speisen in ihren Tempel; er spendete ihren Mönchen bares Geld; er schüttete Reis und Wein über seinen Bug, wann immer er den sicheren Hafen verließ, und sie brachte ihn immer sicher wieder nach Hause. Nicht allein der Zug der Strömung an seinem Ruder oder die Gerüche im Wind verrieten ihm, wo genau er sich gerade in der Meerenge befand. Er spürte, wie ihre kühle, starke Hand die seine führte, wenn er steuerte, er hörte, wie ihm ihre Stimme – fließend und lyrisch – einen Pfad durch den Nebel sang. Wenn der Nebel sich lang genug lichtete, um ihm die Sterne zu zeigen, spürte er ihren Atem auf seinem Gesicht, der dem der Drachin entgegenwirkte.

Ein Mensch brauchte solch einen Glauben, solch eine Göttin, wenn er ein großes Boot nur mit seinem ältesten Enkelkind als Besatzung in tiefe Wasser lenkte. Ein großes Boot – und dazu noch eine ganze Flotte. Wenn der alte Yen jetzt einen Blick über die Schulter geworfen hätte, hätte er, blass und verschwommen, die Lichter der Hälfte aller Boote des Dorfs gesehen, die ihm folgten. An seinem Heck brannte eine hellere Laterne, damit jeder, der sich zugleich in den Nebel und aufs Meer wagen wollte, ihm folgen konnte. Für manche war die Hoffnung auf einen guten Fang jedes Mal das Risiko wert; sie würden ihre Netze füllen und es ihm überlassen, sich Sorgen zu machen. Als hätte er nicht schon genug Sorgen gehabt, da er doch dieses schwergängige, leelastige Ungetüm von einem Bastardboot mit nur einem Besatzungsmitglied segelte. Einem willigen Besatzungsmitglied immerhin, aber das reichte nicht; es war noch jung, so jung ...

Wenn er mit zusammengekniffenen Augen nach vorn spähte, sah er zwei Hinterbacken und einen Lendenschurz dort, wo Mei Feng sich gewagt über die Reling lehnte, um das Netz einzuholen.

»Mei Feng! Pass auf!«

Wenn Mei Feng über Bord ging, würde die Last des Nebels dafür sorgen, dass sie für die sterbliche Welt verloren war – ein Geist, der nur noch durch eine Wasserwelt zu wandeln vermochte. Als der alte Yen einen Blick über die Reling warf, konnte er noch nicht einmal das Wasser sehen.

Mei Feng winkte, zerrte, und das Netz kam in Sicht: Ein Schatten im Licht der Buglaterne, dick, schwer und zum Bersten gefüllt, wie ein Wassertropfen, der an einem Haar hing. Yen wandte sich um, brüllte über die Heckplanken hinweg, ein tiefer, heulender, wortloser Schrei. In der Nebelsprache gab es nur wenig zu sagen. *Streich die Segel; wir werden uns treiben lassen.* Die Gezeitenströmung würde sie langsam auf die Küste zutragen. Der Wind und die Strömung des Flusses würden sie bis Sonnenaufgang davon fernhalten.

Er hörte, wie sein Ruf aufgenommen und weitergegeben wurde. Eine verhallende Reihe von Echos. Und die Stille danach, Nebelstille, die nur vom fernen, schwachen Dröhnen des fürchterlichen Hammers des Mönchsschmieds durchdrungen wurde. Dann nicht einmal mehr das, wahre Stille, die weiß und nass lastete, als könne der Atem des Drachens mit der Zeit jedes Geräusch ersticken, jegliches Geräusch überhaupt ...

Und dann ein Geräusch, ein neues Geräusch: ein aufund abschwelliger, grollender Sprechgesang. Der alte Yen brauchte einen Augenblick, bis er darin Stimmen erkannte, die einem bestimmten Rhythmus folgten, irgendwo im nebelersticken Mondlicht.

Einen Moment lang dachte er, sie wären viel näher an der Küste, als er angenommen hatte, vielleicht schon in der Flussmündung, und dies seien Gebete aus dem Tempel auf der Landzunge. Aber seine Li-Göttin hatte ihn gewarnt, wenn er die Flotte in Gefahr geführt hätte. Es sei denn, dass ihre Stimme vom Lachen der Drachin übertönt wurde – und selbst dann hätte er anhand des Wasserdrucks gegen sein Ruder etwas gespürt, Flussschlick, der gegen das Salzwasser der Gezeiten ankämpfte.

Das war es also nicht. Es konnten auch nicht die Mönche aus der Schmiede sein. Wäre er nahe genug daran gewesen, um ihre Gebete zu hören, hätte sich das Auge des Feuers direkt über ihm befunden und ihn versengt ...

Nein, nein. Das hier war etwas auf dem Wasser, wo sich nichts befinden konnte, was nicht menschengemacht war, und das bedeutete ...

Ein plötzlicher, hoch aufragender Schatten in der weißen Wand vor ihnen, dort wo der Nebel den Lampenschein glitzernd reflektierte. Der Schatten durchbrach die Wand und wurde zu einem Boot; natürlich war es ein Boot. Ein Boot, das der alte Yen selbstverständlich kannte. Er kannte jedes Boot an dieser Küste. Das tat auch Mei Feng – jung oder nicht; und sie wusste, dass dieses Boot hier nichts zu suchen hatte: »Ein Drachenboot! Großvater, ein Drachenboot aus Santung ...«

»Das sehe ich.« Das und noch mehr. Am Bug dieses Boots brannte ein Licht, und Yen konnte noch mehrere sehen, gedämpft und verschwommen, aber eindeutig Lichter. Er konnte diese anderen Boote auch hören, den Sprechgesang der Ruderer bei der Arbeit. Da es schier unmöglich war, in der Meerenge in tiefster Nebelnacht auf ein Drachenboot zu treffen, warum nicht auch auf zwei oder gleich ein halbes Dutzend?

Dieses hier – lang und schmal – ging bereits längsseits. Es lag tief im Wasser, sodass Yen in seinen Bauch blicken und sehen konnte, wie viele Männer sich dort zusammenkauerten. Vier Dutzend mit Rudern und so viele mehr, wie sich auf den Duchten zwischen ihnen drängen konnten. Drachenboote waren Spielzeuge, mit denen an Festtagen zur Unterhaltung der Massen und zum Gewinn einiger vom Glück Begünstigter Rennen gefahren wurden. Der alte Yen war vorher noch nie auf den Gedanken gekommen, wie gut sie auch dazu dienen konnten, Piraten zu transportieren.

Aber sie mussten diese Gewässer gut kennen, wenn sie den Weg – und ihre Beute – im Nebel aufspüren wollten. Und die Männer, die am Heck neben dem Steuermann standen, strahlten zwar furchterregende Autorität aus und wirkten hart, aber nicht wie Gesetzlose. Eher wie deren Gegenteil, angesichts dieser Kappen und Roben. Und gewiss waren sie nicht allesamt Seeleute.

Ein weiterer Mann stand im Bug und rief herauf: »Du da! Wirf mir ein Seil herunter!«
Keiner der Männer rührte sich, aber dem alten Yen wurde mit Schrecken bewusst, dass sie bewaffnet waren: Sie hatten Schwerter und Bogen zur Hand. Ganz gleich ob Piraten oder nicht, er war heute Nacht ihr Fang. Ihr erster Fang: Er hörte, wie in Nebelsprache verkündet wurde, dass die übrigen Drachenboote die Flotte hinter ihm zusammentrieben.

»Ein Seil, Herr? Ja, gewiss, natürlich ...«
Er hatte Strickleitern, die einem edlen Herrn in solchen Gewändern angemessener gewesen wären; aber der hatte ein Seil verlangt, und so ließ Yen ein Seil hinunter, das sich entrollte und rasch in die ausgestreckte Hand des Edelmanns fiel.

Der Mann kletterte schnell und geschickt, indem er sich mit gestiefelten Füßen die Planken emporstemmte und mit Leichtigkeit über die Reling zog. Er war einen halben Kopf größer als der alte Yen, breitschultriger und kräftiger gebaut, weitaus wohlgenährter. Sein glänzendes Haar, seine Ringe, seine schweren Gewänder – alles verriet hohen Stand, Reichtum und Macht, sogar sein Schnurrbart. Der alte Yen hätte sich lieber niedergeworfen, als solch einem Mann auf Augenhöhe zu begegnen – hätten sie nicht auf seinem eigenen Boot gestanden, in seinen Heimatgewässern, in einem Nebel, in dem er der Herr war.

Mittlerweile fühlte er sich selbst benebelt, verstört, als sei er aus der Geschichte herausgefallen, in die er gehörte; als hätte der Nebel ihn in die Irre geführt, in irgendeine weit seltsamere Geschichte, in der das Leben eines Mannes sich nicht darin erschöpfte, Fischer und Großvater zu sein.

»Ihr alle stammt nicht aus Santung.«
»Nein, Herr. Wir sind aus Szechao.«
»Ich bin General Gao Ming. Ich diene dem Sohn des Himmels. Wo liegt Szechao?«
»Es ist ein Dorf, Herr. General. Auf Taishu. Das ist eine Insel ...«
»Ich weiß, was es ist, du Dummkopf.« Es lag keine Hitzigkeit in dem Wort – und auch nicht in Gao Ming selbst; mehr als der Nebel hatte ihn erkalten lassen, dachte der alte Yen. Der General wirkte unter einem ober flächlichen Anschein von Kraft unendlich erschöpft. »Taishu ist unser Reiseziel. Kannst du es in diesem Nebel finden?«

»Natürlich, Herr.« Bis sie dort ankamen, würde der Nebel verflogen sein; der Drachenatem hielt nie lange über die Dämmerung hinaus an. Yen sah keinen Grund, das zu erklären.

»Sehr gut. Wo ist deine Mannschaft?«
»Hier.« Mit einer einzigen Bewegung wies Yen auf die einsame Gestalt, die so verwirrt wie er selbst dastand, trotz der Nebelkälte halbnackt, wie Mei Feng es beim Netzeinholen immer war, und ...
»Ein Mädchen?«

Ganz offensichtlich ein Mädchen in Brustbinde und Lendenschurz, trotz des kurz geschnittenen Haars und der straffen Muskeln, die im Lampenschein feucht glänzten.

»Ich brauche nur sie, Herr.« Er hätte genauso gut *Ich habe nur sie* sagen können.
Der General brummte: »Sie sollte sich besser anziehen! Meine Männer werden an Bord kommen.«
Der alte Yen nickte, und Mei Feng verschwand in der Kajüte, wo sie ihre Hemden und Hosen aufbewahrte, damit sie sauber und trocken blieben, bis der Fisch in den Körben lag und das Boot auf dem Heimweg war.
Dann: »Eure Männer, Herr?«
»Die in dem Boot hier, bevor es wendet, um noch mehr zu holen. Das Gleiche gilt für den Rest deiner Flotte: Ihr werdet so viele mitnehmen, wie ihr auf einer Überfahrt an Bord nehmen könnt.«
»Auf einer ...«

Der General lächelte; auch sein Lächeln war eisig. »Es wird viele Überfahrten geben, Mann. Dein Boot wird besser beschäftigt sein, als du es dir vorstellen kannst. Du musst eine Armee über die Meerenge setzen. Eine Armee, ein Kaiserreich. Und seinen Herrn.«

Als Mei Feng wieder heraufkam – barfuß wie immer, aber anders gekleidet, mit einem Kopftuch – und immer noch nach nichts anderem aussah als nach dem Mädchen, das sie nun einmal war, schickte er sie die Leitern holen. Dieser Mann hier konnte vielleicht bequem ein Seil hinaufklettern, aber das konnte nicht jeder. Das verstand der alte Yen; er glaubte, alles verstanden zu haben, nur nicht, warum eine Armee nach Taishu kam.

Und dann war der Erste, der die Leiter hinaufstieg, kaum ein Mann, sondern der vorurteilsbeladenen Wahrnehmung des alten Yen nach noch ein Junge. Seine Gewänder waren gelb, seine Ringe aus Jade, und so warf der alte Yen sich doch noch auf seinem eigenen Deck nieder, weil die Hand des Generals ihm einen Stoß versetzte, während seine Stimme ihm zuzischte, dass dies – dies hier! – der Sohn des Himmels war, der hier und jetzt in nassen Pantoffeln zwischen den Fischen stand, die aus den Körben gefallen waren.

Der Kapitän stand drohend über Han, während einige seiner Männer sich noch immer über die Reling beugten und wahrscheinlich nichts als den Nebel sahen. *Sieh, was ich sehe* – aber auch für Han bedeutete das jetzt: nichts.

Kurz befürchtete er, dass er vielleicht Yerli und den Frauen nach unten folgen und die Drachin von Angesicht zu Angesicht sehen würde. Der Kapitän wirkte nicht zufrieden.

Er sagte: »Ich habe meinen Männern einen Jungen versprochen, also behalten wir dich wohl besser. Vorerst. Ich habe ihnen auch einen Kampf versprochen – und du hast mir getrotzt.«

»Ich ... Ich hätte gekämpft, Herr.« Er glaubte wirklich, dass das stimmte, war sich fast sicher. »Es war Yerli, der ...«

»Ich habe gesehen, was er getan hat. Und ich habe gesehen, dass du ihm das Messer gegeben hast.«

»Ich wusste nicht ...«

»Nein. Und das rettet dir heute Nacht das Leben. Aber du hast stillgehalten, sodass er dich schneiden konnte. Das wird dich morgen früh einen Finger kosten. Jetzt aber ...«

Er hielt ein schmales Eisenband in den Fingern, in das ein paar schiefe Linien eingeritzt waren. Han versuchte, das Zeichen zu entziffern »Es tut mir leid, Herr, dieses Schriftzeichen kenne ich nicht ...«

»Es bedeutet *Shalla*. Lerne es. Diese Marke zeigt, dass du dem Schiff gehörst. Ihm, nicht mir; aber es gehört mir. Denk daran!«

»Ja, Herr.«

Der Kapitän nickte und streckte die Hand aus. Als Han nicht reagierte, versetzte dieselbe Hand ihm eine kräftige Ohrfeige und nahm sich dann, was sie wollte: das Messer, aus Hans unnachgiebigem Griff. Han hatte nicht einmal bemerkt, dass er es noch festhielt.

Der Kapitän verwendete den Griff als Hammer, die Reling als Amboss, und klopfte auf das weiche Eisen ein, bis es sich bog und beinahe einen Ring formte.

Dann packten die Finger des Kapitäns Hans Ohr. Wieder das Messer, riesengroß neben seinem Auge; ein plötzliches Zustoßen – und aller Schwindel und alle Dumpfheit in seinem Kopf, alle schreckliche Faszination dieser Nacht, konnten das heftige Aufblitzen von Schmerz nicht überdecken.

Dennoch schrie er nicht auf. Jetzt nicht, und auch nicht, als der Kapitän den dünnen Eisensteg durch das Fleisch seines Ohrläppchens drückte und ein Loch aufriß, das das Messer nur vorgestanzte hatte.

Der Kapitän schloss den Ring allein mit der Kraft seiner Finger und fragte: »Wie heißt du, Junge?«

»Han, Herr.«

»Han. Du bist jetzt der Schiffsjunge, der Junge der *Shalla*; ihre Männer werden dir beibringen, wie es hier zugeht. Ich werde dir beibringen, wie es bei mir zugeht, und vielleicht wirst du überleben. Wenn du mir gefällt. Ich heiße Li Ton. Zieh einen Eimer Wasser hoch und wasch dir das Ohr; dann bring das Deck hier in Ordnung.«

»Ja, Herr.«

Nachdem Han das Blut vom Weldeck geschrubbt hatte, obwohl sein Ohr und der Schnitt in seinem Daumen vom Salzwasser höllisch brannten, wurde er angewiesen, das Deck in seinen früheren Zustand zu versetzen. Man zeigte ihm, wie er Holzscheite stapeln und festbinden sollte, wie er ein Fass, das er nicht anheben konnte, verschieben musste, wie man ein Seil aufrollte. Er lernte größtenteils unter Stößen und Tritten, strenger Bewachung und rauen Händen. Halbmaul schleifte ihn am Ohring herum, sodass ihm Tränen in die Augen schossen und der Durchstich wieder zu bluten begann.

Die Arbeit war hart und unvertraut für ihn, die Schläge heftig und vertraut. Beides zusammen hielt ihn zumindest warm.

Und wenigstens konnte er arbeiten. In dieser Nacht konnte er es. Er fragte sich, wie er es hinbekommen würde, wenn ihm am Morgen ein Finger fehlte. Mehreren Besatzungsmitgliedern fehlten Fingerspitzen oder Finger, manch einem mehr als einer. Wenn er es nicht besser gewusst hätte, hätte er vielleicht geglaubt, dass dieses Schiff eine besonders unvorsichtige Mannschaft hatte. Der Gedanke an Li Tons Messer ließ ihn erschauern, obwohl die Arbeit ihn ins Schwitzen brachte. Es war eine andere Art von Kälte, aber er dachte, dass sie dennoch zum Nebel gehörte. Oder zur Drachin.

Am Bug stand ein Ausguck, der irgendetwas über ein Drachenaugen hoch oben im Nebel kreischte. Das stimmte nicht. Han war sich dessen schon gewiss, bevor er hinsah.

Irgendetwas war dort in der Tat; ein rauchiges, rotes Glühen, das im Nebel flackerte. Kein Auge, schon gar kein Drachenaugen. Die Augen der Drachin waren grün und feucht – und tief unten. Das hier sah für Han eher nach Feuerschein aus. Und ein Geräusch ging damit einher, ein dumpfes Dröhnen, das sich wiederholte. Han wusste nicht, was für ein Lied die Drachin singen würde, wenn sie sich jemals gegen das Gewicht ihrer Ketten emporstemmte, aber das hier war es nicht.

Li Ton war sich genauso sicher. Er ging zum Bug, um dem Ausguck Schimpfworte an den Kopf zu werfen; dann befahl er, die Segel zu streichen, die Ruder zum Einsatz zu bringen, und rief nach zusätzlichen Augen.

Sogar Han wurde als zusätzlicher Ausguck an die Reling geschickt.

»Lausche auch«, sagte der Kapitän, indem er ihm eine rasche Kopfnuss versetzte. »Deine Ohren sind uns vielleicht dienlicher. Lausche durch den Hammerschlag hindurch; achte auf Wellen, die an den Fels schlagen, auf Stimmen. Was du auch siehst, was du auch hörst, ruf laut! Wenn es sich als nichts herausstellt, werde ich nicht zornig werden.«

Zornig oder nicht – grob würde er sein. Die große Hand schlug Han erneut, diesmal in den Nacken. Er murmelte eine Gehorsamsbekundung, packte die Reling und richtete Augen, Ohren und all seine Aufmerksamkeit nach außen.

Nicht allein die Furcht vor Piraten ließ die Leute von der Küste weg ins Landesinnere ziehen. Bereits das Wissen, dass es die Drachin gab – angekettet oder nicht, schlafend oder nicht -, reichte aus, die Menschen misstrauisch zu machen. Sie war seit Jahrhunderten nicht aufgestiegen, aber die Schmiede hielt die Erinnerung an sie ständig wach.

Han hatte das Meer früher nie gesehen, aber er wusste um die Schmiede. Eine Insel wie eine Bergspitze, jedem außer den Mönchen verboten. Bei Tag stieg ständig eine Rauchwolke aus der Esse am Gipfel auf; bei Nacht glühte sie. Er kannte den Klang des großen Hammers vom Hörensagen und erkannte ihn, als er ihn hörte.

Genau, wie er den Anleger erkannte, einen langen Finger aus altem Holz, der über die Felsen herausragte, um einen sicheren Ankerplatz zu bieten. Boote brachten den Mönchen Nahrungsmittel, Tuch, Roheisen und Holzkohle. Im Gegenzug nahmen sie Segnungen mit – und geschmiedete Eisenwaren: Nägel und Radreifen, Achsen und Scharniere. Schlösser und Ketten.

Vor allem Ketten. Die Schmiede war dafür berühmt, sogar weit von der Küste entfernt, wo niemand sich um die Drachin scherte, niemand von ihr sprach und vielleicht auch niemand überhaupt an sie glaubte. Ketten, die hier gefertigt wurden, trugen die Anker der größten Schiffe des Kaiserreichs; sie sperrten Häfen an der ganzen Küste; mit ihnen wurde entlang der breiten, trägen Flüsse bis weit ins Binnenland Handel getrieben, um Bergwerken und Münzstätten, Werften und Bauhöfen, Gefängnissen und Schatzhäusern Sicherheit zu bieten.

Vielleicht vergaßen die Menschen, dass die Ketten nur Symbole waren, aber niemand vergaß, dass die besten Ketten aus dieser Schmiede stammten. Andere Eisenschmiede hatten Hand oder Zunge zur Strafe dafür verloren, dass sie ihre eigenen Arbeiten als Werke dieser Schmiede ausgegeben hatten. Darum brannte das Feuer, darum tönte der Hammer Tag und Nacht: Die Nachfrage war unstillbar. Es sei denn, das Feuer und der Hammer mussten Tag und Nacht arbeiten, um die Drachin niederzuhalten, um mit jedem Aufflackern von Hitze und jedem Schlag ihre Ketten zu erneuern, sodass die Mönche viel zu verkaufen hatten.

Es hieß, dass der Mönchsschmied ebenso wenig schlief wie seine Feuer oder sein Hammer. Die Schmiede hatte – so erzählte man – nur einen Meister, und sein Auge, sein Handwerk, seine Kunstfertigkeit waren für die Arbeit der Schmiede so wichtig wie seine Gebete für ihren höheren Zweck: die Drachin in Ketten zu halten.

Das hatte Han sein ganzes Leben lang gehört, das und noch mehr, wilde Geschichten, Phantasievorstellungen, die von Worten zum Leben erweckt wurden. Er hatte an einem Fluss gelebt, bevor sein Vater ihn verkauft hatte, und mit jedem Ruder oder Segel reisten auch Geschichten die Flüsse herauf und hinunter wie Waren und Neuigkeiten.

Er hatte die Geschichten gehört und die Schultern darüber gezuckt, wie er es auch bei Erzählungen über den Kaiser getan hatte. Han war ein Junge vom Fluss gewesen und dann der Diener eines Schreibers, der Tinte für seinen Herrn gerieben hatte, im Staub und Schlamm der Straße immer wieder seinen eigenen Fußspuren begegnet war, auf einem langen Rundweg durch verstreute Dörfer und Marktflecken. Was gingen ihn schon die Drachin oder der Jadethron an?

In dieser Nacht hatte er dann die Drachin in ihren Ketten gesehen, und jetzt sah er die Schmiede vor sich. Das wusste er und glaubte, dass Li Ton es ebenfalls wusste, wenn auch nicht, was es bedeutete oder warum es wichtig war. Weder der Kapitän der *Shalla* noch ihre Mannschaft stammten aus dieser Gegend. Han war sich noch nicht einmal sicher, ob sie Untertanen des Kaisers waren. Meister Doshu hatte ihm einmal eine Landkarte gezeigt: die ganze Ausdehnung des Kaiserreichs auf einem einzigen Blatt Papier. Er hatte gewusst, dass es eine getreue Abbildung war, denn die Karte hatte die Drachin in Ketten genau dort gezeigt, wo sie sein sollte und wo sie auch war, zwischen dem Festland und Taishu. Doch sein Blick war auf andere Inseln gefallen, die nicht mit Namen versehen gewesen waren. Laut Meister Doshu hausten dort Piraten, wilde Männer, die nicht einmal der Kaiser zähmen konnte.

Li Tons Mannschaft wirkte wild genug, um zu diesen Männern zu gehören. Sie sprachen mit einem breiten Akzent, der Han seltsam vorkam, obwohl er als Junge auf dem Fluss viele Dialekte gehört hatte. Er wollte gern glauben, dass sie von irgendeiner Insel außerhalb des Kaiserreichs stammten, vielleicht sogar jenseits der Gebiete, die in den Geschichten vorkamen, die er kannte.

Nicht Li Ton selbst – seine Sprechweise war eigenartig kultiviert für einen derart brutalen Mann. Er war allerdings auch kein Einheimischer, keiner aus dieser Provinz. Nicht, wenn er die Schmiede suchte. Jeder kluge Schiffer hätte sich bei diesem Wetter davon ferngehalten. Ohnehin durfte dort bei keinem Wetter irgendein Schiff anlegen, außer, um am Landesteg Handel zu treiben. Sogar Piraten mussten das einsehen, wenn sie auch nur ein bisschen über die lange Geschichte des Kaiserreichs, seiner Magier und seiner unendlichen Gier nach Schönheit wussten.

Wenn sie das nicht taten – nun ja, dann geschah so etwas. Eine Dschunke, die sich durch den Nebel schob, mit Männern auf Ausguck an Bug und Heck; der drohend aufragende Kapitän, der heiser flüsterte: »Nicht viele bekommen eine zweite Chance, vor meinen Augen zu töten. Du schuldest mir noch immer einen Finger, aber bleib nahe bei mir und leiste gute Arbeit. Tu, was ich dir sage, dann nehme ich ihn vielleicht diesmal nicht.«

»Herr, Herr! Ihr dürft die Mönche nicht töten! Das hier ist die Schmiede, sie ist ein magischer Ort ...«

»Dann werden wir ja sehen, was ihre Magie wert ist, nicht wahr? Und wir werden dich Blut vergießen sehen, wenn du den Ring da im Ohr und deinen Platz auf meinem Schiff behalten willst.«

»Sie haben sicher kein Gold und Silber, Herr. Ihr Tod wird Euch nichts nützen.«

»Dann werden sie umsonst sterben. Kein Verlust! Und vielleicht werde ich einen Schiffsjungen gewinnen, wenn er klug ist.«

»Herr ...«

»Was denn *noch*?«

»Herr, da ist eine Drachin unter Wasser. Und die Gebete der Mönche, ihre Arbeit, alles, was sie in der Schmiede tun, hilft, sie dort unten zu halten ...«

Seine Entschlossenheit verflog angesichts von Li Tons Gelächter. »Eine Drachin, wirklich? Junge, ich fahre seit dreißig Jahren zur See und habe noch nie einen Drachen gesehen. Das könnte mir gefallen!«

»Nein, Herr.«

»Nein?«

»Die Drachin in Ketten ist kein hübsches Rätsel, über das man nachsinnen kann. Sie ist ... Es gibt einen Grund, dass man sie in Ketten gelegt und in die Meerenge geworfen hat. Sie ist *schrecklich* ...«

»Dann können wir nur hoffen, dass der Nebel sich lichtet«, sagte Li Ton, »und ordentlich Wind aufkommt, sodass wir davongesegelt sind, bevor sie sich erhebt. Genug, Junge. Ich habe einen Magier einen Glücksspruch über mein erstes Schiff sprechen lassen und ihn dafür bezahlt – und es ist auf ein Riff aufgelaufen und auseinandergebrochen. Dafür habe ich ihn getötet und seitdem nie mehr auf einen von ihnen gehört. Ich hätte diesem anderen Jungen die Zunge herausgerissen, wenn er versucht hätte, jemandem auf meinem Schiff die Zukunft vorauszusagen. Deine Drachin kümmert mich einen feuchten Dreck, wenn sie denn wirklich da ist! Jetzt gib gut acht!« Wieder das Messer, dessen Griff ihm schwungvoll in die Hand gedrückt wurde. »Schärf das an deiner Fußsohle, du brauchst es scharf. Das wird deinen kostbaren Mönchen ein rascheres Ende bescheren.«

»Herr, *bitte*, Ihr braucht sie doch nicht zu töten! Nehmt ihre Waren, ihr Schmiedeeisen, ihre Ketten; nehmt, was Ihr wollt, aber lasst sie am Leben ...«

»Noch ein Wort«, sagte Li Ton, »und ich reiße *dir* die Zunge heraus. Verstanden?«

Han nickte und zwang sich zu schweigen. Li Ton brummte etwas und ging davon.

Dies war ein Todesnebel. Der Tod war überall: vor ihm und hinter ihm, ringsum. Er konnte nichts tun. Er lehnte sich auf einem Bein stehend an die Reling und schärfte die Messerklinge an der harten Hornhaut seines Hackens, während er in die Leere des wabernden Nebels blickte und seine Ohren sich anstrengten, irgendetwas anderes als das Klatschen des Wassers gegen den Schiffsrumpf oder das Knarren von Bambus, Holz und nassen Tauen unter Belastung zu hören.

Es war nicht Han, der als Erster rief, dass er die Felsen, den drohenden Schatten der Insel oder den Anleger sah. Er wünschte, sie hätten sich verirrt oder die Mönche wären vorsichtiger gewesen. Wahrscheinlich hatten sie nie mit einem Überfall gerechnet. Jeder, der in diesen Gewässern segelte, wusste doch, was sie hier taten; dass sie die Drachin in Schach hielten. Wer konnte ihnen etwas Böses wollen?

Fast wünschte sich Han, das Schiff würde auf die Felsen auflaufen, der Rumpf würde zersplittern und sinken. Sie würden alle untergehen, hinab zu den Frauen sinken, zu Yerli, zur Drachin. Fast wäre ihm das lieber gewesen.

Fast.

Schwache, unsichere Wünsche hatten keine Kraft. Er konnte die Todesangst der letzten Frau nicht vergessen, auch nicht, wie Yerli sich vor der Drachin gefürchtet hatte. Han hatte sie gesehen, wie Yerli sie gesehen hatte, und, nein, er wollte nicht in ihrer Umarmung den Tod finden.

Er wollte überhaupt nicht sterben, und so sprang er mit der Mannschaft von Deck, auf den Landesteg. Li Ton hatte ihm befohlen, nahe bei ihm zu bleiben, und er wollte nicht, dass der Kapitän nach ihm suchen musste.

Ein rasches Hindurchwinden zwischen kräftigen Körpern, die sich im Nebel heiß anfühlten. Die schmalen Planken des Stegs waren unter seinen Füßen rutschig. Er fing sich einige Flüche ein, während er sich durchdrängte und versuchte, den Schlägen zu entgehen. Er fand Li Ton dort, wo er ihn zu finden erwartet hatte: an der Spitze seiner Männer.

Han hatte das Messer und konnte doch nichts tun. Wenn er den Kapitän tötete, wenn er das überhaupt konnte, war das doch nichts wert; die Männer würden ihn töten, danach außer Rand und Band sein und jeden Mönch auf der Insel erschlagen.

Das würden sie wohl in jedem Fall tun, dachte er. Er konnte überleben oder selbst sterben.

Er würde noch nicht einmal darüber nachdenken, wegzulaufen und sich irgendwo zu verstecken, bis die *Shalla* abfuhr. Dieser Nebel war wie die Dunkelheit der Nacht: Bei Tagesanbruch würde er verschwunden sein. Und die Schmiede war ein Felsen. Li Ton würde warten, um Han am Morgen zu finden, dessen war er sich sicher.

Er folgte seinem Kapitän, wie ein guter Schiffsjunge es tun musste. Er war als Junge vom Fluss geboren, hatte aber gelernt, ein Tintenmischer und gehorsamer Lehrling zu sein; er konnte auch lernen, ein Piratenjunge und bössartiger Mörder zu sein, das konnte er sicher! Wenn er diese Nacht überlebte und sie alle die Drachin überlebten.

Ein Mönch wartete mit einer Lampe am Beginn des Anlegers auf sie. »Habt ihr Fisch für uns? Bei diesem Wetter? Wenn ihr nur vor Anker gehen wollt, bis der Nebel sich lichtet, solltet ihr wissen, dass dies nicht der rechte Ort ist ...«

Li Ton sagte: »Han, nimm seine Lampe.«

Han trat vom Landesteg hinunter, auf den feuchtkalten, steinigen Weg. Der Mönch reichte ihm wortlos die Lampe. Es gefiel Han nicht, wie ihr Licht die Schatten der Männer auf den Nebel warf. Die Mannschaft der *Shalla* wirkte doppelt so groß und doppelt so bedrohlich, eine Bande geisterhafter Plünderer.

Li Ton sagte: »Haltet ihn fest«, und zwei Männer traten vor, um das zu tun. Sie zogen ihre Tao-Messer mit den langen Klingen. Gerade, als sie die freien Hände ausstreckten, um ihn zu packen, setzte sich der Mönch in Bewegung und schrie. Er floh nicht, versuchte nicht, sich im Nebel zu verbergen; er schrie auch nicht nach seinen Mitbrüdern oder seinem Gott. Stattdessen sprang er hoch, weit empor, und schrie in einer Art Raserei oder Euphorie, während er in die Luft stieg; dann schossen seine Füße – nackte Füße – unter seiner Robe hervor. Jeder traf einen der Männer, die hilflos nach ihm griffen, sodass beide der Länge nach hinfielen: Der eine auf den Landesteg zu Li Tons Füßen, der andere auf die Felsen unterhalb. Er fluchte, als er stürzte, und schrie, als er aufschlug.

Li Ton murmelte einen kurzen Fluch, beförderte mit einem Tritt einen Mann aus dem Weg und schwang den Arm.

Das Messer, das er in der Hand hielt, blitzte kurz im Lampenlicht auf, als es losflog.

Es traf den Mönch, bevor der ausweichen konnte, obwohl er einen achtbaren Versuch unternahm; aus nur drei Schritt Entfernung traf es ihn in die Schulter, nicht ins Herz.

Allein der Aufprall ließ ihn nach hinten taumeln, vom Landesteg herab, auf Han zu. Zu nahe heran an einen Jungen, der eine Lampe in den Händen hielt und selbst ein gutes, scharfes Messer unerreichbar im Gürtel trug.

Sie starrten einander an, Han und der Mönch. Han konnte nicht in die Zukunft sehen, aber er konnte die Absichten eines Menschen an dessen Augen ablesen. Der Mönch trat einen raschen Schritt auf ihn zu, und Han warf die Lampe.

Es gibt solche und solche Lampen, aber die des Mönchs war von einfachster Machart: Eine Schale voll Waltran mit einem brennenden Docht.

Han warf sie nur, weil er sie in den Händen hielt und lieber sein Messer dort gehabt hätte. Vielleicht konnte er wie ein Mann sterben oder wenigstens wie ein Piratenjunge. Der Mönch versuchte, die Schale mit dem Handrücken beiseitezuschlagen, aber sie zerbrach bei der Berührung. Das Öl ergoss sich über die gesamte Robe des Mönchs und geriet dann in Brand.

Licht loderte auf. Auch ein Geräusch erklang, kurz und explosiv; es war kaum zu fassen, dass eine menschliche Stimme so klingen konnte.

Brennend, als menschliche Fackel, rannte er trotzdem weiter. Han warf sich beiseite, auf den felsigen Steilhang der Insel, doch der Mönch ignorierte ihn völlig, lief einfach an ihm vorbei. Er rannte und schrie jetzt, schrie wieder. Diesmal war sein Schrei ganz nach innen gerichtet. Er zeugte von versengender Todesqual, aber der Mönch sprach mit sich selbst.

Sie konnten im Licht der Flammen recht genau sehen, welchen Weg er nahm, bis der Nebel ihn verschlang. Auf das Überraschungsmoment konnten sie jetzt nicht mehr hoffen; Li Ton schickte Leute zur *Shalla* zurück, um Fackeln zu holen.

»Wenn sie brennen wollen«, sagte er, »können wir sie alle verbrennen.«

Und dann kam er dorthin, wo Han immer noch ausgestreckt am Boden lag. Packte ihn beim Kragen, zerrte ihn auf die Füße, nickte und sagte: »Zähl deine Finger – und sei dankbar. Und bleib in der Nähe.«

Han kam sich wie ein Dieb vor, die Wärme und das Gewicht eines Lobs zu spüren, das er nicht verdiente, nicht wollte – und doch brauchte.

Der Pfad führte ... Nun ja, in den Nebel. Nach einer Weile führte der Nebel sie zu einer Siedlung. Karger Boden, Bäume, die sich an den Hang klammerten, um eine Quelle gescharte Hütten.

Eine Reihe von Mönchen erwartete sie; einige trugen selbst Fackeln. Die Piraten bekamen die Hände zum Kämpfen frei, indem sie ihre Fackeln in die nächstbesten Hütten oder auf die Reetdächer schleuderten. Das sorgte für reichlich Licht, zischendes, prasselndes Licht, das den Nebel zurückdrängte.

Die Mönche hatten bis auf ihre Fackeln keine Waffen. Die Mannschaft fühlte sich den unbewaffneten Männern immer noch weit überlegen. Han sah, wie einige Piraten schreiend vorwärtsstürmten und Schwerter, Taos und Enterbeile schwenkten, während andere tödlich, aber vorsichtig folgten. Hitzköpfe und klügere Köpfe. Hunde und Katzen.

Die Mönche waren geduldig, warteten ab. Han erinnerte sich daran, wie der Mönch am Landesteg hochgesprungen war und zugetreten hatte; er dachte daran, wie derselbe Mann brennend weit genug gelaufen war, um seine Brüder zu warnen. Und zuckte zusammen.

Seine Brüder standen ganz ruhig und still da, bis die Piraten sie erreichten. Dann schlugen ihre Arme und Beine wie Waffen zu, die Fackeln auch; und ihre Stimmen ebenfalls, Schreie wie Hiebe, die Hans Gehirn sogar auf diese Entfernung erschütterten, die Piraten zum Schweigen brachten und ...

Das ließ ihn plötzlich bemerken, was für ein Abstand mittlerweile zwischen Kapitän und Mannschaft lag. Li Ton hatte die Männer hergeführt, sie dann aber in den Kampf voranstürmen lassen.

Und wandte sich jetzt ab, stapfte auf einen schmalen Pfad zu, der in den Nebel und die Dunkelheit hinaufführte.

»Herr ...?«

»Hol eine Fackel und folge mir.«

»Herr, sollten wir ihnen nicht helfen?« Diese Männer, die seinen Herrn getötet und ihn geraubt hatten, bedeuteten ihm nichts, aber mit dem Eisenring im Ohr war es schwer, sich daran zu erinnern. Die Loyalität zum Schiff war ansteckend, sie packte einen rasch. Vielleicht zeigte aber die Tatsache, dass er sich in diesem Nebel keine andere Zukunft ausmalen konnte, auch nur, wie viel er verloren hatte.

Er sah einen Piraten, dem der nackte Brustkorb eingeschlagen wurde; er hörte, wie der Schrei eines anderen von einem Gesicht voller Flammen erstickt wurde. Damit die Drachin angekettet bleiben konnte, mussten die Piraten aufgehalten werden. Durch ihren Tod – es gab keine andere Lösung. Und es waren mehr Mönche als Piraten da und ...

Li Ton lachte ihm ins Ohr.

»Helfen? Diesem Haufen Abschaum? Sie würden dich zum Dank für deine Frage in Stücke hacken und mit deinen Knochen würfeln. Lass sie ihren Spaß haben, sie werden sich bald genug langweilen. Und hol ein Licht – hier stolpere ich ja über meinen eigenen Schatten!«

Han hatte keine Wahl; er tat wie geheißen, packte eine weggeworfene Fackel und entzündete sie neu an einer brennenden Hütte. Obwohl er es mit ausgestrecktem Arm und abgewandtem Gesicht tat, spürte er die sengende Hitze. Die raschen Blicke, die er während des Aufstiegs zurückwarf, verrieten ihm nur, dass die lautesten Piraten auch geräuschvoll starben, während ruhigere Kameraden Wege zu finden schienen, den durch die Luft wirbelnden Händen und Füßen häufiger mit der Klinge als mit dem Körper zu begegnen.

Der Pfad war holprig und steinig. Felsen brachen scharfkantig, feucht und bitterkalt durch die dünne Erdschicht. Han hielt den Blick auf seine Füße gerichtet – und, noch wichtiger, auf die des Kapitäns. Er bemerkte es kaum, als sie über den Nebel hinaus kamen; bemerkte es auch kaum, als sie den Bergkamm erklommen.

Der wuchtige Schlag des Hammers hatte sie den ganzen Weg über gerufen; er war es auch, der Han zusammenzucken und aufschauen ließ, mehr noch als die plötzlich auftauchenden, rötlichen Schatten. Hier oben war das Hämmern kein Geräusch mehr, nicht einmal ein schreckliches Dröhnen. Hier war es ein Schlag wie der Kampfschrei des Mönchs; er spürte sein Auftreffen durch sein ganzes Fleisch hindurch, sein Echo noch im Knochenmark.

Die Hand, in der er die Fackel trug, zitterte; er musste sie mit der anderen stützen.

Eine große, offene Esse krönte den Berggipfel. Ein Dach aus purem Metall ruhte auf Pfählen darüber und hielt Regen ab. Das war das Drachenaugenauge, das in den Nebel weiter unten startete: In der Esse war glühende Holzkohle hoch aufgehäuft. Das Dach fing all ihr gedämpftes Glühen auf und warf den Lichtschein hinaus auf die Meerenge, bis zum Festland und nach Taishu hinüber.

Es blendete Han, maß sich versengend mit der kalten, nassen Vision der Drachin, die vor seinem eigenen Auge stand. Er hätte es die ganze Nacht anstarren können, wären die Leute nicht gewesen.

Leute. Es waren vier, drei Mönche mit kahlgeschorenen Schädeln und ein anderer Mann; einer der Mönche kam jetzt auf den Kapitän zu und die anderen ...

Die anderen Mönche steckten in einem Rad. Seite an Seite bedienten die beiden jungen Männer eine Tretmühle, die nackten Füße auf erbarmungslosen Holzleisten. Das Rad bewegte Ketten, die den größten Hammer hoben, den Han je gesehen hatte, und ihn auf einen Amboss krachen ließen; der Aufprall fuhr ihm durch den Brustkorb und ließ jeden Knochen erzittern, den er im Leib hatte.

Während der Hammerkopf sich wieder hob und die keuchenden Mönche im Gleichschritt weitertrampelten, um ihn noch höher zu heben, sah Han das heiße Eisen, das der Hammer langsam formte. Ein schwungvoller Bogen, so dick wie sein Arm; er sollte sicher einmal ein Glied in einer Kette bilden, aber es würde eine Kette sein, die kein Mensch anzuheben hoffen konnte. Ein Mann arbeitete schwitzend an diesem einzelnen Glied und drehte es mit einer Zange auf dem Amboss, damit es noch einen Schlag abbekam, bevor es zurück ins Feuer wanderte.

Dieser eine Mann war kein Mönch. Er hatte einen dichten, schwarzen Haarschopf, und sein gewaltiger, nackter Oberkörper war so muskulös, als wäre er selbst auf einem Amboss geschmiedet worden. Seine Handgelenke trugen Eisenfesseln, zwischen denen eine lange Kette schwang. Sie war nicht symbolisch: Es war eine solide, schwere Kette aus vielen Gliedern, die dieser Sklave ohne einen Meißel nie würde zerstören können.

Da lagen Meißel, auf einem Regal neben der Esse. Vielleicht wurde der Mann nie lange genug allein gelassen, um sie zu benutzen? Oder vielleicht hielt ihn auch die Insel fest, die nur ein Felsen in wilder See war; wenn er seine Ketten sprengte, würde er nirgendwohin fliehen können. Es war einfacher, gehorsam zu sein, zu essen zu bekommen, nicht geschlagen zu werden ...

Sogar jetzt hielt er den Blick auf seine Arbeit gerichtet, obwohl selbst die jungen Mönche im Rad die Neuankömmlinge anstarrten, trampelten und starteten, wortlos nur aus dem Grunde, dass sie keine Luft bekamen.

Der vierte Mann, der letzte Mönch, war der Einzige, der näher kam. Er wirkte wie der Geringste von allen, kleinwüchsig, alt und zerbrechlich. Han ließ sich nicht täuschen. Er kam auf sie zu. Das musste heißen, dass er derjenige war, vor dem man sich am meisten in Acht nehmen musste: der Mönchsschmied selbst. Wer sonst hätte so gelassen bleiben und Plünderer in der Kälte vor Tagesanbruch anlächeln können?

Jetzt endlich zog Li Ton sein Schwert.

»Was kannst du mir anbieten«, fragte er, »damit ich dein Leben verschone, alter Mann?«

»Nun ja«, sagte der Mönchsschmied sanft, »ich habe drei kräftige Kerle hinter mir, während du nur einen Jungen hast.«

Einen Jungen, der eine Fackel in der Hand trug und sie nun im Licht der Schmiede senkte; einen Jungen, der zusah, wie die jungen Männer aus ihrem Rad hervorpurzelten, wie der Schmiedesklave seinen Amboss verließ, wie sie sich alle hinter dem Mönchsschmied sammelten; einen Jungen, der sich vielleicht fragte, auf welcher Seite er stehen wollte.

»Aber ich habe mein Schwert«, sagte Li Ton, »an deiner Kehle.«

Das hatte er wortwörtlich; die breite, gekrümmte Klinge glitt unter das Kinn des alten Mannes.

»Mein Blut wird dir nichts erkaufen«, sagte der Mönchsschmied.

»Den Gehorsam deiner Männer vielleicht?«

»Oh, den kannst du haben, wenn du ihr Leben und meines verschonst.« Eine winzige Geste von ihm ließ die beiden Mönche zum Zeichen der Unterwürfigkeit auf die Knie sinken; vielleicht war die Gebärde zu subtil für den Sklaven. »Wenn ich tot bin«, fuhr der Mönchsschmied fort, »schulden sie mir nichts mehr – und dir noch weniger.«

Einen Moment lang glaubte Han, das könnte das rettende Argument sein. Aber auf dem Pfad hinter ihnen ertönten eilige Schritte, und Gestalten stürmten ins Licht. Li Ton warf noch nicht einmal einen Blick hinter sich. Er wusste schon, wessen Männer es sein würden; er hatte es die ganze Zeit über gewusst. Han musste auch nicht hinsehen, obwohl er sich einen einzigen, verstohlenen Blick nicht verkneifen konnte.

Piraten, Mannschaftskameraden; blutverschmiert, ein oder zwei gar blutüberströmt, keuchend, lachend vor Blut. Ihre Augen funkelten im Licht der Esse. Sie waren

froh, nicht unter den Leichen zu sein, die unten zurückgeblieben waren.

»Kapitän?« Wenn irgendein Mann so etwas wie Li Tons Stellvertreter war, dann war es dieser hier: größer als sein Kapitän, schlank wie ein Rippenknochen und narbig wie Ochsenhaut; seine ganze Haut war mit Schmissen und Schnitten übersät.

»Jorgan. Wie viele Tote da unten?«

»Jetzt sieben. Wahrscheinlich ein paar mehr, bis wir zurückkommen.«

Wie viele von uns?, das bedeutete die Frage offensichtlich, und die Antwort auch. Das hieß, dass alle Mönche tot waren, trotz ihrer Fertigkeiten. Das hätte Han wohl beeindruckt, wenn er nicht so bekümmert gewesen wäre. Er hatte sich etwas anderes erhofft: siegreiche Mönche, die den Pfad heraufstürmten, ein sehr kurzer Kampf, um Li Ton niederzuringen, die Großzügigkeit eines Augenblicks – den Jungen zu verschonen, eine neue Zukunft für ihn zu finden, ihm dem Kopf zu scheren und ihm beizubringen, mit bloßen Händen zu kämpfen, um die Schmiede zu verteidigen. Han hätte solch ein Leben leben können, im Schatten des Mönchsschmieds, im ewigen Echo dieses Hammers.

Der Hammer stand jetzt still und sein Schweigen musste sich über die Meerenge ausbreiten, im Nebel pulsieren – eine Abwesenheit, die jedem Boot auf dem Wasser Sorgen bereiten würde.

Li Ton grunzte: »Verschont den Sklaven, solange der hier« – nun war es an ihm, eine kleine, subtile Geste auszuführen, eine plötzliche Drehung des Schwerts, die den Mönch, der plötzlich vor der Klinge zurückscheute, das Kinn heben ließ – »weder spricht noch sich bewegt.«

Weitere Anweisungen benötigte Jorgan nicht. Han dachte, der Mönchsschmied würde sich auflehnen, einen Befehl brüllen, irgendetwas; aber er stand starr und stumm, und seine Disziplin hielt die beiden jungen Mönche auf den Knien, zumindest einen Augenblick zu lange.

Dann hatten Männer sie umringt, und kalter Stahl hielt sie nieder. Jorgan schritt zu ihnen hinüber, sein eigenes, langes, gerades Schwert in der Hand. Ohne weitere Umstände, ohne jegliche Förmlichkeit, hob er die Klinge rasch und ließ sie plötzlich niedersausen. Die Schneide zischte durch die Luft, dann folgte ein substantielleres Geräusch – und dann der dumpfe Aufprall, als etwas Schweres auf den Fels traf.

Der zweite Mönch wehrte sich trotz seines Gehorsams. Es war zu spät. Die Männer hielten ihn an den Armen gepackt und verhöhnten ihn, und Jorgans Schwert nahm auch ihm den Kopf.

Der Mönchsschmied zuckte bei den damit einhergehenden Geräuschen abermals zusammen.

»Jetzt frage ich dich allein«, sagte Li Ton. »Ein letztes Mal und um den Preis deines Lebens: Was hast du, das mich dazu bringen könnte, es dir zu lassen?«

»Du hast mir nichts von Wert übrig gelassen«, sagte der Mönchsschmied, »bis auf die Loyalität meines Sklaven hier. Die würde ich dir geben, wenn ich glaubte, dass ich sie dir anvertrauen könnte.«

»Gleichgültig«, sagte Li Ton. »Darum kann ich mich selbst kümmern. Und um alles sonst, was ich hier finde. Du verschwendest meine Zeit, alter Mann.«

Er hob das Schwert und holte zum tödlichen Schlag aus, und der Mönchsschmied stand bloß da, obwohl er doch zuschlagen, treten, zu fliehen versuchen ... irgendetwas hätte tun sollen. Es war Han, der sich selbst und den Kapitän überraschte, indem er die Fackel fallen ließ, nach Li Tons Handgelenk griff und angesichts der Visionen der Drachin in seinem Kopf schrie:

»Nein, Kapitän! Ihr dürft nicht ...«

Seine Hand erreichte den Kapitän gar nicht. Sein eigenes Handgelenk wurde gepackt, als er gerade zufassen wollte, und zwar von Jorgan, der stark und unerschütterlich wie ein Baum im Sturm war; und Li Ton sah ihn an, und für einen Moment stand das gesamte Universum ganz still.

Dann schwang Li Ton das Schwert mit lässiger Kraft und schnitt dem Mönchsschmied die Kehle durch, sodass der alte Mann stürzte, erstickte, an seinem eigenen Blut ertrank. Der Schmiedesklave stöhnte und versuchte, zu ihm zu laufen, aber die Piraten hielten ihn zurück. Dazu waren drei Mann notwendig: sie zwangen ihn auf die Knie und schlangen die Kette seiner Handschellen um den Ambossporn. Eine Hand in seinem Haar, ein Messer in seinem Ohr, und er gab nach, wobei er verzweifelt und gebrochen in irgendeiner fremden Sprache vor sich hin brabbelte.

Die Drachin tobte laut in Hans Ohren, und deshalb versuchte er zu hören, was der Sklave sagte. In Li Tons Augen stand ein hartes Funkeln, und Jorgans Griff war noch immer unnachgiebig. Nichts von alledem verhiß Gutes.

»Bring ihn hierher«, sagte Li Ton: zur Esse, zum Amboss, zum Sklaven.

Jorgan zog an Hans Handgelenk, und er kam mit. Gehorsam, resigniert, schon gebrochen. Der Mönchsschmied war tot, alle anderen Mönche waren auch tot, und die Drachin musste sich unter Wasser regen; was machte es schon, wenn Li Ton ihm jetzt einen Finger nahm?

»Leg seine Hand dort hin.«

Jorgan schmetterte sie nach unten, auf die Ambossoberfläche. Das Eisen war heiß; Han hatte nicht daran gedacht, aber natürlich war es heiß. Es stand mitten in der Esse, und hier war sogar die Luft heiß.

Heiß, das war gut, das war ihm willkommen. Bis auf Jorgans Hand um sein Handgelenk, die heiß, kräftig und überhaupt nicht willkommen war.

Li Ton ging zu dem Regal mit den Arbeitsgeräten und wählte einen kleinen Hammer und einen Meißel aus.

Han hätte vielleicht geweint oder gefleht, aber die Hitze der Esse brannte seine Augen trocken, und es hatte keinen Zweck, den Kapitän anzuflehen. Er würde einen Finger verlieren und damit leben – vielmehr, ohne den Finger leben. Das konnte er, natürlich konnte er das. Ein Moment der Qual, ein oder zwei Tage Schmerzen, danach ein bisschen Unbeholfenheit ...

Er spreizte die Finger weit, um es leichter zu machen, um gehorsam zu erscheinen.

Li Ton kam zurück und setzte die Schneide des breiten Meißel an Hans Haut.

An seinen Daumenballen. Den seines rechten Daumens, obwohl er Rechtshänder war.

Han schrie schon, bevor der Hammer zuschlug.

Eigentlich empfand er keinen Schmerz, zumindest nicht sofort. Die Hitze strömte aus ihm heraus, als verlasse sie seinen Körper mit dem Blut und ließe ihn zitternd vor Kälte zurück; und der Nebel schien zurückzukehren und ihm die Sicht zu trüben, aber er sah dennoch, wie Jorgan etwas vom Amboss aufhob und in die Esse schleuderte.

Dann zerrte Jorgan Han in dieselbe Richtung, auf die feurige Glut zu. Han spürte, wie sich seine ganze Haut zusammenzog, obwohl ihm zu schwindelig war, als dass es ihn etwas gekümmert hätte, und er konnte nicht aufhören zu zittern.

Als Jorgan die blutende Wunde seiner Hand kräftig gegen das versengende Eisen der Esse drückte, hörte Han das Zischen und sah den Rauch aufsteigen.

Dann spürte er es, und sein ganzer Körper zuckte, gab ein Geräusch von sich, wie der Mönch es unten am Landesteg getan hatte, als Han ihn in Brand gesetzt hatte.

Jetzt spürte er auch Schmerz; und Jorgan war immer noch nicht fertig. Er zerrte Han zu einem Trog hinüber, der zum Ablöschen diente, und stieß seine Hand hinein. Der eisige Biss des Wassers verminderte den Schmerz nicht gerade.

Endlich ließ Jorgan ihn los, sodass er vor all diesen Leuten zurückweichen, sich um seine verstümmelte Hand zusammenkrümmen und einsam zittern konnte. Aber er konnte nicht ganz in Ohnmacht fallen, konnte auch nicht zu weit wegstechen und konnte seine Augen und Ohren nicht vor dem verschließen, was noch geschehen musste.

Sie wickelten die Ketten vom Ambossporn ab, hielten den Sklaven aber immer noch dort fest. Li Ton sprach mit ihm, und der Sklave schüttelte kräftig den Kopf, doch das würde nichts ändern, das wusste Han. Und dann hielten sie die Hände des großen Mannes eine nach der anderen auf dem Amboss fest und Li Ton schlug ihm die Ketten ab.

Und der Sklave stammelte verzweifelt vor sich hin und wehrte sich gegen sie, bis die Kette gelöst zu Boden fiel; und dann heulte er auf, wie ein Mann in tiefster Trostlosigkeit.

Zuerst dachte sie, er wäre nur ein Soldat wie alle anderen. Jünger als die meisten, vielleicht – diejenigen, die sie aus der Nähe gesehen hatte, waren narbenübersäte Veteranen, während dieser hier ein Junge mit übersäte Veteranen, während dieser hier ein Junge mit glatter Haut und glattem Kinn war, aber doch nur ein Soldat.

Es drängten sich viele Soldaten auf Deck, hockten neben den Masten oder standen an der Reling und starrten in den Nebel. Sie riefen mit rauen Stimmen zu den anderen Booten hinüber, die eine Invasion der gleichen Sorte erlebt hatten.

Sie hätte sie gern alle unter Deck geschickt, aber der Frachtraum war voller Netze, Kisten, Bambusstäbe und Treibgut, das ihr Großvater aus dem Wasser fischte, weil es interessant oder hübsch war oder sich irgendwann als nützlich erweisen konnte. Und die Kajüte war vom Kaiser belegt.

Zuerst war sie vom Kaiser *und* von seinen Generälen belegt gewesen. Die alten Männer waren allerdings nach einer Stunde aufgeregt nach oben geeilt und hatten gesagt, dass der Sohn des Himmels zu schlafen wünsche. Mei Feng nahm an, dass ihm das wohl leichter gefallen wäre, wenn die Männer sich nicht von Boot zu Boot etwas zugebrüllt hätten, aber sie langweilten sich und hatten Angst, im Nebel, auf dem Wasser. Sie brauchten etwas zu tun, und es gab nichts; so machten sie stattdessen Krach.

Da der alte Yen am Steuer stand und nur wenig Wind die Segel blähte, konnte Mei Feng mit gutem Grund behaupten, dass sie als Ausguck auf dem Vorderdeck am nützlichsten wäre. Kleine Boote hätten versehentlich ihren Weg kreuzen können; auf See gab es immer unglückliche Zufälle, auch abgesehen von den Felsen und Untiefen, von denen sie sicher wusste, dass ihr Großvater ihnen ausweichen würde. Außerdem musste sie, wenn sie den Blick starr nach vorn gerichtet hielt, nicht mit ansehen, wie ihr geliebtes Boot vor Fremden überquoll. Sie musste nicht ihren Blicken begegnen, um zu wissen, dass sie sie prüfend musterten, sie begehrten ...

Sie musste sie aber doch hören, weil ihre dummen Generäle nicht den Verstand oder die Disziplin hatten, die Truppe zum Schweigen zu bringen, während der Kaiser schlief. Sie schienen unglaubliche Dingen zu erzählen: Krieg im ganzen Kaiserreich, sogar in der Verborgenen Stadt; das kaiserliche Heer geschlagen, der Sohn des Himmels auf der Flucht mit allem, was er besaß – bis auf sein Reich, das er zurücklassen musste. Es klang, als begäbe er sich ins Exil, hier auf Taishu. Und als brächte er seine Armee mit und auch seinen Hofstaat. Es hieß, der Jadethron selbst sei beim Tross. Und seine Mutter, seine Dienerschaft, seine Schätze.

Und dann beugte sich dieser junge Mann neben ihr über die Reling. Sie sah, wie jung er wirklich war, wie glatt und narbenlos. All das wurde sichtbar, weil er so wenig trug: nur ein weites Paar Hosen, das ihm kaum bis über die Knie reichte, und ein grobes Hemd. Den kalten Kuss des Nebels auf der Haut nahm er ebenso lässig hin wie sie.

Es war – wie ihr plötzlich aufging – ihr eigenes Hemd. Auch ihre Hose; deshalb war sie ihm zu kurz. Die Kleider zum Wechseln, die sie immer in der Kajüte bereithielt, falls sie unerwartet durchnässt wurde. Der alte Yen konnte eine ganze Nacht lang durchnässt segeln, ohne zu Schaden zu kommen, aber sie hasste es, wenn nasse Kleidung ihr die Haut wundrieb.

Er war ein junger Mann, erschreckend jung, verglichen mit den anderen. Nein, noch nicht einmal das: Er war noch ein Junge, der nur versuchte, ein Mann zu sein. Und er hatte ihre Kleidungsstücke genommen, was bedeutete, dass er in anderer Kleidung an Bord gekommen war, die ihre wohl in der Kajüte gefunden und aus irgendeinem Grund, der ihr nicht sofort einsichtig war, der seinen vorgezogen hatte und ...

... und der einzige Junge, der in die Kajüte gegangen war, hätte sich noch dort befinden und schlafen sollen.

Sie wäre auf die Knie gefallen und hätte ihren Kopf auf die Deckplanken geschlagen, wenn seine Hand auf ihrem Arm sie nicht aufgehalten hätte. Die Hand brachte ihre Bewegung völlig zum Erliegen, wie durch einen Zauberspruch. Sie vermochte unter dem schrecklichen Eindruck dieser Berührung kaum zu atmen.

»Nicht!«, murmelte er, fast flehentlich, was bei einem Jungen, dem die Welt gehörte, seltsam war. »Mach nicht viel Aufheben.«

Mit gewaltiger Anstrengung brachte sie es fertig, gar kein Aufheben zu machen: nur ein leises Geräusch, eine noch leisere Geste. Ein zittriges Kopfschütteln, das er als das Versprechen verstand, das es war.

Er lächelte sie an. »Danke. Hiermit werde ich nicht lange durchkommen. Bald wird jemand mein Gesicht erkennen; oder einer dieser aufdringlichen alten Männer wird in die Kajüte gehen, sehen, dass ich verschwunden bin, die Luke hinter der Kojе entdecken und in seiner Angst das ganze Schiff in Panik versetzen. Das wird geschehen. Aber bis es geschieht, lass mich die kurze Zeit hier draußen genießen.« Mit dem Rücken zu seinem Erbe, das Gesicht dem Nebel, der Zukunft, zugewandt. Sie verstand es oder glaubte, es zu verstehen.

Dann dachte sie, dass es geradezu anmaßend war, sich auch nur einzubilden, dass der Sohn des Himmels eine Regung verspürte, die sie nachempfinden konnte.

Wie auch immer, ihr Gehorsam zwang sie zum Schweigen, und so schwieg sie, bis er eine Frage stellte.

»Du lebst auf der Drachenträne?«

Auf der Jadeträne – *wir nennen sie Taishu*. Aber sie sagte: »Schon mein Leben lang, Herr.« Das war genug. Wenn *Herr* denn gut genug war, wenn ein einfaches Fischer mädchen mit dem Kaiser sprach. Sie wusste es nicht.

Einen Augenblick später sagte er: »Mein Name ist Chien Hua«, als hätte sie das vielleicht nicht gewusst. Er dachte doch gewiss nicht, dass sie den Namen *gebrauchen* würde?

Noch einen Augenblick später sagte sie: »Ich heiße Mei Feng, Herr«, als ob ihm das etwas hätte bedeuten können! *Und Ihr habt da meine Kleider an*, aber das sagte sie nicht.

»Mei Feng. Ich nehme an, das hier sind deine Kleider.«

»Äh, ja, Herr ...«

»Ich glaube, dann muss ich dir wohl noch einmal danken. Dafür, dass ich sie tragen darf.« Er brachte seine Dankbarkeit steif und unbeholfen zum Ausdruck; und er wusste nur zu gut, wie er klang. Sie sah, wie er sich selbst reden hörte und zurückschreckte. Dennoch fuhr er fort, seiner Erziehung zum Trotz: »Wenn das Volk ihn sehen kann, muss der Kaiser kaiserliches Gelb tragen. Ich bin froh, dieses eine Mal die Gelegenheit zu haben, mich so zu kleiden, dass man mich übersieht. Erzähl mir von der Drachenträne, Mei Feng.«

Er wollte sich in ihr Wissen hüllen wie in ihre Kleider. »Wir nennen sie Taishu, Herr.«

»So?« Er blinzelte, da sie ihm beinahe widersprochen hatte. »Warum?«

Weil unter dem Meer eine Drachin lebt und wir lieber nicht daran erinnert werden. »Weil Euer Name für Taishu ein hochgestochener, höfischer Name ist, Herr, während wir einfältige Leute sind.«

»Ich glaube nicht, dass ihr einfältig seid«, sagte er. »Einige Gegenden, durch die wir gekommen sind ... Ach, gleichgültig. Auch sie gehören mir. Aber dieses Schiff würde Leuten, die ihre eigenen Frauen vor den Pflug spannen, wie ein Wunderwerk erscheinen.«

»Landratten verstehen nie etwas von Booten, sagt mein Großvater.«

Und auch Ihr seid eine Landratte, Herr; sonst würdet Ihr das Boot nicht als »Schiff« bezeichnen. »Und er nennt dies hier ein Bastardboot und weigert sich, ihm einen

Namen zu geben.« Und dann – wo sie schon dabei war und ihn damit erschreckte, dass sie ihm mit etwas anderem als unterwürfiger Zustimmung antwortete – stellte sie ihrem Kaiser eine Frage, die entsetzlich kühn war, vielleicht verderblicherweise. Aber sie brannte ihr auf den Lippen wie ein Stück glühender Kohle ...

»Herr? Warum habt Ihr die Verborgene Stadt verlassen und seid den ganzen weiten Weg bis hierher gekommen?«

»Wir sind ge flohen. Sie sollten meine Soldaten, meine Generäle, sein, mir dienen. Aber in den Hügeln hielten sich Rebellen auf und kamen von dort herunter; und die Generäle hörten auf meine Mutter, nicht auf mich. So flohen sie und nahmen mich mit.« Und das war das Bitterste – dass sie ihn einfach gepackt und mitgeschleppt hatten, als hätte er nicht über sein eigenes Schicksal zu befinden.

Als sie erst einmal auf der Flucht gewesen waren, hatten sie nirgendwo mehr Fuß fassen können und bei niemandem Zuflucht gefunden. Das wusste Mei Feng, da sie ihr Leben lang Geschichten gehört hatte. Ganze Dynastien waren zusammengebrochen, weil eine Armee eingeknickt und aus der Schlacht geflohen war – wer hätte danach je wieder darauf vertrauen können, dass sie standhalten würde?

Also hatte dieser Junge sein Reich in ganzer Breite durchquert, sich gewiss geärgert, zornig und angstvoll, weil er aus erster Hand erfahren hatte, wie gewaltig das Reich war, und wie klein er selbst. Und ständig bedrängt, da Rebellenhaufen ihn verfolgten, während seine eigenen Truppen unterwegs wie die Heuschrecken geplündert haben mussten, grüne Täler kahl gefressen hatten, örtliche Herrscher dazu getrieben hatten, Eide zu brechen und verzweifelt den Aufstand zu proben.

»Herr?«

»Hmm?«

»Weshalb kommt Ihr nach Taishu?«

»Warum? Weil es die Drachenträne ist, die Jadeträne. Niemand kann das Kaiserreich halten, wenn er nicht die Träne hält. Der Thron selbst wurde hier gefertigt, wusstest du das? Die Jade wurde hier abgebaut, zugeschnitten und geschnitzt. Ich nehme an, wir bringen ihn nach Hause. Meine Mutter sagt, dass wir auf der Drachenträne unsere Kräfte sammeln können, bevor wir wieder Anspruch auf das Reich erheben.«

Mei Feng fragte sich, wovon sie leben wollten, so viele Menschen, inmitten ihres eigenen Völk. Es gab sehr wenig Abstand zwischen den Dörfern an der Küste und den Reisfeldern und Teesträuchern im Binnenland. Sie nahm an, dass sie noch weiter ins Landesinnere ziehen und in den Bergen, bei den Bergarbeitern, bleiben konnten. Im Wald musste es Nahrung geben; vielleicht konnte jeder einzelne Mann genug finden, um davon zu leben ...

Vielleicht auch nicht. Sie nahm an, dass ihr Großvater und sie von jetzt an viel würden fischen müssen. Wenn Soldaten, die so weit aus dem Binnenland stammten, überhaupt Fisch aßen. Wenn Kaiser das taten.

»Herr?«

»Mmm?«

Noch einmal, es mochte wieder nach derselben Frage klingen und war doch etwas anderes: »Warum wart Ihr auf dem ersten Drachenboot, das von Santung aus in See gestochen ist?« *Warum habt Ihr versucht, die Meerenge im Nebel zu überqueren,* meinte sie, *wie eine Bootsladung betrunkenen dummer Jungen, die geradezu nach einem Felsen suchen, auf den sie auflaufen können?*

»Nun ja«, sagte er, »als wir aufgebrochen sind, war es noch nicht neblig.«

Und er lächelte, als hätte er ihre Gedanken völlig durchschaut; und zugleich klang er ein wenig beschämt, als stimme er ihr zu. Er wirkte gar nicht ärgerlich. Deshalb war sie so kühn nachzuhaken.

»Dennoch, Herr. Ihr habt eine ganze Armee, die vorausfahren und ein Haus für Euch vorbereiten kann. Ihr reist mit Eurer Frau Mutter, der Kaiserin« – die einen bekannteren Namen und Ruf hatte als er, weil sie so viel älter war und so lange neben ihrem Ehemann auf dem Thron gesessen hatte – »und mit dem ganzen Hofstaat. Ihr wäret in Santung bei ihnen in Sicherheit gewesen, bis alles bereit gewesen wäre.«

»Der Platz eines Kaisers ist an der Spitze seiner Männer«, sagte er und klang plötzlich jünger denn je. Jünger als sie sogar. Sie wusste nichts über den Hof, aber sie wusste, dass dies nicht wahr war. Kaiser blieben in der Verborgenen Stadt, sandten ihre Armeen mit einem Fingerzeig und einem knappen Befehl aus. Sogar Generäle blieben der Front fern und planten.

Andererseits ... Ein Junge, der Tausende von Meilen mit seiner Mutter gereist war, den ganzen Weg über in einem Wagen eingesperrt, ohne jemals frei und ungebunden reiten zu dürfen – solch ein Junge würde die vom Drachenboot aus erlebte Brandung und Gischt als ein Entkommen empfinden, wie kurz es auch sein mochte; den salzigen Wind und die Weite der Meerenge als Geschenke, die er wertschätzen musste. Er musste seinen Platz auf diesem Boot eingefordert haben, sein Recht, ein Mann zu sein, seine Leute zu führen. Als Erster das Wasser zu überqueren.

Sie war immer noch erstaunt, dass der Hofstaat es zugelassen hatte – ganz zu schweigen von seiner Mutter. Allerdings kannten sie diese Gewässer nicht. Vielleicht hatten sie auf der Landzunge gestanden, Taishu flach am Horizont liegen sehen und nicht begriffen, wie weit es dorthin war oder wie viele Gefahren in der Meerenge lauerten. Die Fischereiflotte musste auf See gewesen sein, aber sie hatten die Drachenboote zur Hand gehabt, und Männer, die an den Rudern saßen ...

»Santung hat keine Stadtmauern«, sagte er, »und die Männer hatten alle Angst ...« Natürlich hatten sie Angst. Sie waren so lange geflohen, und nun lag plötzlich eine Barriere aus Wasser vor ihnen, ohne dass es eine Möglichkeit gegeben hätte, sie zu überqueren. Ihnen saß die Furcht im Nacken und es gab kein Mittel dagegen. Sie hätten selbst meutern oder sich einfach in alle Winde zerstreuen können. Vielleicht war es am Ende doch keine so schlechte strategische Entscheidung, den jungen Kaiser den Helden spielen und ausgewählte Männer auf der ersten Überfahrt anführen zu lassen, während die Armee in der Stadt, um die Kaiserinmutter geschart, in der Garnison blieb und auf mehr Boote wartete.

»Ich dachte, es würde ein vergnüglicher Ausflug werden«, gestand er mit einem Flüstern, das all seine unaussprechliche Furcht verriet – vor dem Nebel, der dichter geworden war, in dem seine kleine Flotte die Orientierung verloren hatte und vom Weg abgekommen war. Dann fuhr er wieder aufgeheitert fort: »... und dann haben wir euch gefunden.«

»Ihr hattet Glück, Herr«, sagte sie geradeheraus.

»Natürlich hatten wir Glück. Wir hatten um gutes Gelingen gebetet.« Und es anscheinend letztendlich erhalten. Mei Feng glaubte nicht, dass sie zu der geliebten Li-Göttin ihres Großvaters gebetet hatten; sie kannten vermutlich nicht einmal ihren Namen. Li gehörte zur Meerenge und hätte sich nie freiwillig weit vom Wasser entfernt. Vielleicht war Li es gewesen, die den Drachen gefesselt hatte.

Doch irgendein Gott hatte den Kaiser gesegnet – ihn und all seine Männer. Wenn es denn ein Segen für einen Kaiser war, im Bug eines Boots zu kauern, in der Kälte des Nebels zu zittern und von einem unverschämten Fischermädchen Fragen gestellt zu bekommen. Es schien das zu sein, was er wollte, aber seine Zeit war um. Aus der Kajüte ertönte ein verzweifelter Aufschrei; der Kaiser seufzte und richtete sich langsam auf. Kein Versteckspiel; er zwang die Leute nicht, nach ihm zu suchen. Das gefiel ihr.

Fußgetrappel auf den Planken. Es gefiel ihr auch, dass er seinen Schutz wie einen Umhang um ihre Schultern legte. »Das hier ist Mei Feng, und ich glaube, dass die Götter sie auf dem Wasser zu uns geführt haben. Seht, dies sind ihre Kleider, die ich gefunden habe, wie zum Zeichen, dass wir auf der Drachenträne willkommen sein werden; ihre Augen und die ihres Großvaters werden im Nebel den rechten Weg für uns finden.«

Danach konnte man sie noch nicht einmal schlagen, weil sie nicht respektvoll genug gewesen war, obwohl sie nun pflichtergeben auf den Knien lag und den Kopf aufs Deck presste.

Sie konnte nichts außer seinen Füßen sehen, die so nackt wie ihre und beinahe genauso schmutzig waren. Doch seine Stimme war noch immer klar, wild entschlossen, als er sagte: »Ich will sie bei mir behalten, an meiner Seite. Sorgt dafür, bevor wir an Land gehen. Zahlt dem alten Mann, was auch immer er für sie verlangt.«

DAS GEWICHT DER JADE

Drunten im Dunkeln, in der Tiefe: Träumte sie? Nach so langer Zeit, zermalmt unter solcher Last und so fern vom Licht, wäre es ein Wunder gewesen, wenn ihr auch nur ein Traum vom Himmel geblieben wäre, irgendeine Erinnerung an die Freiheit.

Und doch war sie selbst ein Wunder, sie, die einst ganz aus Hitze und Hatz, Reißen und Verzückung bestanden hatte.

Dort unten im kalten Würgegriff des Ozeans – in ihren Wassern, *ihren*, die jetzt ihr Kerkermeister waren – war sie noch immer wunderbar.

Vielleicht träumte sie wirklich, obwohl sie verloren war; vielleicht reichte ein Fädchen ihres großen Verstandes noch immer in diese schmerzreiche Welt zurück.

Vielleicht träumte sie, dass es Bewegung gab, Veränderung.

Eine Verlagerung, ein Nachlassen des fürchterlichen Gewichts der Ketten.

Zerbrochene Glieder.

Vielleicht.

Vielleicht konnte sie, wenn sie daran zu denken vermochte, es wagen, sich selbst zu rühren, ein Bein zu berühren, um zu sehen, was geschehen würde ...

Das Herz der Welt besteht aus Stein. Das ist bekannt. Auch das Herz der Insel Taishu besteht aus Stein, weshalb Taishu auch das Herz des Kaiserreichs bildet, obwohl es bis zum Herzen im Meer steht und so weit wie nur möglich von der Verborgenen Stadt entfernt liegt. Man nennt Taishu die Jadeträne – das bedeutet: die Drachenträne – weil es tropfenförmig ist, sein Herz rein, seine Kümernisse und sein Wert bekannt sind; es könnte genauso gut »das Jadeherz« heißen, weil Tränen und Herzen dieselbe Form haben und den gleichen Gesang anstimmen können.

Das Herz des Kaiserreichs ist Jade; der Kaiser ist der Jade-Mann. Ohne Jade kann er den Thron nicht halten. Das heißt, dass er den Thron nicht halten kann, wenn er Taishu nicht hält.

Das Herz Taishus ist Jade; das heißt, dass im Herzen Taishus die Berge liegen, und hier in den Bergen, wo die Drachin weinte, liegen die Adern, die Bergwerke, in denen Jade aus anderem Gestein herausgebrochen wird.

Im Herzen Taishus also, im Herzen des Kaiserreichs, leben diejenigen, die den Kaiser nie gesehen haben, durch ihre Arbeit ihm aber am nächsten stehen: diejenigen, die in engen Tälern und dunklen Löchern leben, arbeiten und sterben, diejenigen, die Jade fördern.

Jedes Tal in den Bergen hat unergiebig Schächte, enttäuschte Hoffnungen. Sie sind heute überwuchert, die Wege dorthin vergessen; Bäume und Ranken erobern den Boden zurück, Bäche bahnen sich neue Wege zu ihrem alten Lauf hinab, der Fels bleibt unter allem unverändert.

Manche Täler sind voller Gruben und Bergwerke, tiefer vernarbt, wo Adern ausgebeutet worden und die Clans weitergezogen sind. Auch hier haben die Wälder und Regengüsse überwuchert oder zerstört, was über Tage gebaut wurde, Hüttenlager und ganze Dörfer. Unter Tage krümmt sich Leere in engen Durchgängen durch angenagten Stein; nur wenig zeugt von der Arbeit ganzer Generationen. Kein grüner Schimmer mehr in diesen Steinwänden, keine Abschlüge oder Splitter auf dem roh behauenen Boden. Wo Bergarbeiter schürfen – für den Kaiser, wohlgemerkt! –, braucht man später nichts mehr zu suchen. Sogar der Staub wird zusammengefeigt und durchsiebt, um jeden Jadekrümel zu finden.

Tote Täler und alte Pfade können dennoch Leben tragen: das Keuchen schwer beladener Männer und Frauen, das Stapfen nackter Füße über festgetretene Erde. Zwillingskörbe hängen von Bambusjochen auf ihren Schultern. Jeder Korb ist mit Brocken und Klumpen, Beuteln voller Splitter gefüllt – Jade, die weiter oben in den Bergen abgebaut wird. Es erfordert Geschick, sie zu balancieren, und schiere Kraft, sie zu tragen. Diese Leute verfügen über beides. Dies ist ihr Leben, ihre Reise: Sie leben lange, aber ihre Reise ist kurz, von den hochgelegenen Bergwerken zur Wagenstraße und wieder zurück.

Folgt den alten und neueren Pfaden, steigt höher und höher! Jetzt – durch die lastende Schwüle des Waldes, durch Schatten, die so dicht sind, dass ihr Gewicht wie Seide auf der Haut liegt – kann man gedämpfte Geräusche von Holz auf Stahl hören, von Stahl auf Stein, die Arbeit eines Bergwerks.

Die Clans beherrschen die Täler; Familien beherrschen die Bergwerke.

Gebäude scharen sich um den Fuß eines Felsens, eine dieser unerwarteten Verwerfungen, die den Wald hier und da durchbrechen, wie grobe Treppenstufen für die Götter. Wenn das Bergwerk neu ist, die Familie klein, gibt es vielleicht nur ein oder zwei einfache Hütten aus Holz und geflochtenen Palmblättern. Wahrscheinlich ist die Mine schon länger erschlossen, denn es gibt nur wenige Adern, und die sind schwer zu finden. Die Siedlung bei einem schon lange betriebenen Bergwerk ist vielleicht ein nahegelegenes Dorf: mit steinernen Gebäuden, Wasserkanälen und Gemüsegärten, einer Horde nackter Kinder und dem Gefühl, dass sich hier schon viele Generationen eingerichtet haben.

Die Mine selbst sieht von außen nicht nach viel aus – nur eine Spalte in der Felsoberfläche. Es gibt eine lange Reihe von Clanfehden, von Plünderern, die über den Bergrücken gekommen sind; kein kluger Bergmann hat den Eingang zu seinem Bergwerk je breiter gemacht, als dass ein einziger Mann ihn verteidigen könnte, während seine Familie hinter seinem Rücken Schutz findet.

Nirgends innerhalb der Mine gibt es viel mehr Platz, es sei denn, das Flöz wird plötzlich von einer Höhle unterbrochen. Das kommt vor; diese Berge sind zur Hälfte ausgehöhlt, mit Blasen durchsetzt wie ein schlechter Bronzeguss. Der Fels, der sie zusammenhält, kann so hart wie Bronze sein – und noch schwieriger zu bearbeiten. Die Bergarbeiter hauen nur weg, was sie unbedingt abschlagen müssen, und folgen dem gewundenen Verlauf, den Jade bevorzugt.

Die Arbeit ist langsam und anstrengend; ein geübter Mann arbeitet manchmal den ganzen Tag lang und fördert doch nur eine Handvoll Abschlüge zutage. Von Tal zu Tal, von Bergwerk zu Bergwerk graben Familien den immer schmal werdenden Adern nach, immer tiefer ins Dunkel hinein, weil sie genügsam sind, weil sie arm sind, weil die Jade nicht ihnen gehört. Alle Jade ist kaiserliche Jade, sie gehört dem Kaiser und muss zu ihm gelangen. In der Zwischenzeit schicken sie ihre kühnsten Mitglieder auf der Suche nach neuen Flözen noch höher hinaus, während die Alten den Boden nach jeglicher kümmerlicher Ader absuchen, die sie zuvor vielleicht übersehen haben.

Einmal in einem langen Leben erwacht vielleicht ein Flöz, das ausgebeutet zu sein scheint, zu neuem Leben und gibt herrlichen Stein frei. Vielleicht einen einzigen, wunderbaren Brocken, vielleicht eine ganze neue Ader; das können sie nicht wissen, bis sie sich dahin vorgearbeitet haben. Bei schlechtem Licht, in schlechter Luft, eingezwängt und verdreht, halb erdrückt unter dem gewaltigen Gewicht der Berge graben sie um ihre Zukunft – Verlust oder Wunder – zu finden.

Vielleicht auch beides.

Der alte Yen war sein ganzes Leben lang Fischer gewesen.

Jetzt, in hohem Alter, war er Fährmann; hin und zurück über die Meerenge, mit verschwenderisch leerem Boot auf dem Hinweg und gefährlich überladenen auf dem Rückweg.

Noch schlimmer: Er war der Fährmann des Kaisers, dessen Gunst ihn berührt hatte. Berührt und verbrannt. Niemand kommt dem Ruhm so nahe und kommt ungeschoren davon.

Mei Feng war fort. »Er will sie«, hatte ein Funktionär gesagt. »Er bietet an, sie von dir zu kaufen: Er ist der Sohn des Himmels und von Natur aus großzügig. Aber er ist dein Herr. Es wäre ... diplomatisch von dir, sie ihm zum Geschenk zu machen, um seine Großartigkeit auf Taishu willkommen zu heißen.«

Sie hatten rasch gelernt, *Taishu* zu sagen; sie hatten es vom Kaiser gelernt, der es seinerseits von Mei Feng gelernt hatte. Der alte Yen nahm an, dass man über eine rasche Auffassungsgabe verfügen musste, wenn man bei Hofe lebte und diente. Sogar wenn – nein, besonders wenn – dieser Hof ein Schlachtfeld oder eine staubige Landstraße war. Oder eine Bastarddschunke, die von einem alten Mann durch den Nebel gesteuert wurde oder ...

Er wusste nicht, wo der Kaiser sich mittlerweile aufhielt. Wohin Mei Feng gegangen war. Vielleicht hätte er es in Erfahrung bringen sollen. Sie hatten auf Taishu lange Zeit nicht über eine rasche Auffassungsgabe verfügt, da es hier keinen Grund zur Eile gab, weil sich hier nie etwas änderte. Jetzt war die Welt eine andere, und dies war ihre erste Lehre.

Er wusste kaum, wo er selbst war: auf seinem Boot, Tag und Nacht, in Santung oder im Hafen von Taishu oder irgendwo dazwischen, wie jedes andere Wasserfahrzeug auf der Meerenge. Sogar die Dschunken der Jademeister waren zum Dienst gezwungen, um die Mutter des Kaisers zusammen mit dem ganzen Hofstaat und allen Schätzen der Verborgenen Stadt überzusetzen.

Yen selbst transportierte größtenteils Soldaten. Sogar Schreiber und Laufburschen hatten während der langen Monate auf dem Marsch gelernt, Soldaten zu sein; jetzt war es schwer, einen Unterschied zu erkennen, abgesehen davon, dass manche von ihnen lesen konnten. Sie waren alle gleichermaßen verhärtet, gleichermaßen hungrig; ihre Ausdrucksweise war so rau wie ihre Haut, die Pocken und andere Krankheiten, Fährnisse und Schlachten mit Narben überzogen hatten. Harte Männer ohne Hoffnung, die diese letzte Reise mitmachten.

»Ho! Zurr ihn fest, oder du verlierst ihn!« Den Strick ebenso wie den Wind – und wenn das Segel erst losgerissen war, auch den Weg durch dieses wogende Meer ...

Der Junge, den er anschrte, sprang zu dem Seil zurück, zurrte es ordentlich fest und sah mit entschuldigender Geste auf.

Der alte Yen hielt seine Ungeduld fest im Zaum. Der Junge war kein hoffnungsloser Fall, er lernte schnell. Aber er war nicht Mei Feng ...

Seine neue Mannschaft bestand aus diesem Jungen, Pao, und einem anderen namens Kang, der sich für einen Mann hielt und zum Beweis einen Schnurrbart trug. In Yens Augen waren beide noch Kinder. Er hatte um Männer gebeten und diese ober flächlichen, unreifen Jungen bekommen.

Heute würde noch nicht einmal seine Li-Göttin gnädig sein. Es war am frühen Morgen wieder neblig gewesen, aber das war lange vorbei; seitdem war der Himmel klar, die Meerenge ruhig. Der Wind reichte gerade aus, ein Boot mit Schwung auf den Weg zu bringen. Alles, was der alte Yen über das Wetter wusste, hatte einen leichten Segeltag versprochen, ideal, um den beiden grünen Jungen beizubringen, wie das Boot sich verhielt.

Jetzt aber brüllte er Anweisungen im Toben und Krachen eines Sturmwindes, und das Boot krängte in schwerer See. Das konnte es aushalten und er auch; bei der Mannschaft war er sich nicht sicher. In gewisser Weise war wohl auch dies eine gute Übung, aber ...

»Kang! Verstau die Fässer da, sonst gehen sie über Bord!«

Die Fässer waren schon festgezurr, aber Stricke können unter dem Druck der Wellen reißen. So ergoht es auch den Nerven von Jungen unter der Belastung ihres ersten Sturms. Es würde Kang besser gehen, wenn er etwas Einfaches, Körperliches zu tun hatte. Der alte Yen verstand es selbst nicht, aber er wusste, wie er durch dieses Wetter segeln konnte; der Kapitän war für die Moral der Mannschaft verantwortlich, und auch dafür, sein Boot sicher in den Hafen zu steuern.

Aber das Boot stand an erster Stelle. Eine Mannschaft konnte man ersetzen; ein Boot war unbezahlbar. Besonders jetzt. Sogar nach dieser gehetzten Evakuierung würde es Gesandtschaften und Verhandlungen, Reislieferungen und Raubzüge geben, ein endloses Hin und Her von Menschen und Waren über die Meerenge.

Solange die Meerenge – und seine Göttin – es gestatteten. Am Himmel standen dunkle Schatten, die ihm überhaupt nicht gefielen. Sogar die Strömungen hier waren plötzlich verändert; er spürte gewaltige Verwirbelungen in der See unter sich. Er würde das Boot wenden, und sie konnten nach Hause fahren, es war noch ...

Es hätte noch nicht zu spät sein sollen. Sogar ein Sturm, der ohne Vorwarnung aufzieht, benötigt eine Weile, seine ganze Kraft aufzubauen; das schenkt den Seeleuten Zeit. Kein Sturm, den der alte Yen bisher erlebt hatte, hätte das hier tun können: einen Schleier über den Himmel werfen, der weder Wolke noch Rauch war, sondern einfach Dunkelheit, wie die feinste, durchsichtige Seide, die zwar die Sonne noch durchscheinen ließ, ihr aber alles Feuer raubte, um sie mondgleich und fahl wirken zu lassen; den Wind so plötzlich zum Erliegen bringen, wie er aufgekommen war, um diese ganze Schattenwelt atemlos, gespannt, in Furcht zurückzulassen; das Meer auf ihn schleudern, von nirgendwoher, das ganze Meer.

Eine Wand, ein roher Hammer von einer Wand.

Eine Wand aus Wasser, schwarz und fürchterlich, als sei es von tief, tief unten heraufgepumpt worden, voll fester Bestandteile des Meeresgrunds; eine Wand, die zu nahe aufstieg, noch nicht einmal vom fernen Horizont herankam, und ihnen überhaupt keine Zeit ließ.

Der alte Yen schrie etwas, das vielleicht eine Warnung war. Vielleicht war es auch nur ein animalischer Schrei, Angst, Zorn oder schiere Fassungslosigkeit. Es hätte eine Absage an alle Götter, sogar seine Li-Göttin sein können, wenn genug Zeit gewesen wäre, solch eine wütende Blasphemie zu formulieren.

Die hatte er nicht. Er hatte noch nicht einmal genug Zeit, sich selbst zu verstehen. Er schrie, schlang Arme und Beine um den Achtersteven und verbarg sein Gesicht, konnte noch nicht einmal seine Mannschaft sehen, schon bevor die Wand sie traf.

Er spürte, wie das Boot erzitterte, wie es plötzlich und kräftig im auffallenden Wasser festgehalten wurde.

Er spürte und hörte, wie Taue und Planken im selben Augenblick barsten, und glaubte, das Boot selbst würde zerbrechen, vom Vorder- bis zum Achtersteven.

Dann traf die Wand ihn, und er dachte, er würde selbst zerbrechen; er konnte nicht glauben, dass er noch am Leben war.

Es war eine Wand voller Bewegung, massiv und doch eilig: Sie traf ihn wie Eisen und umhüllte ihn vollständig, riss ihm den Atem aus den Lungen und die Gedanken aus dem Kopf. Er war ein Stofffetzen, um einen Pfahl gebunden; nichts von ihm war übrig bis auf den Willen durchzuhalten. Ein alter Mann in einer harten Welt – was sollte er anderes tun als durchhalten?

Und dann war die Wand verschwunden, und es gab nur noch Wind, Wasser und Bewegung, ein langes Rutschen über eine spiegelglatte, schwarzgrüne Wölbung nach unten. Sein Boot, sein Bastardboot, war auf die Wand getroffen und hatte sie überlebt. Sie hatte das Boot verschlungen, sie alle verschlungen: Und es hatte sich irgendwie gerettet, was nach oben gedrängt, hochgekllettert, über den Wellenkamm, und rutschte nun die unheimliche Rückseite hinunter ...

... in ein blasses Sonnenlicht, das von Augenblick zu Augenblick stärker wurde. Der Wind ließ nach, als wäre der Sturm nur ein düsteres Stirnrunzeln, ein Temperamentsausbruch seiner Li-Göttin gewesen ...

So aber verhielt seine Göttin sich nicht – und auch das Meer, der Wind, der Himmel verhielten sich nicht so.

Und doch war es geschehen: Es hatte eine Flutwelle gegeben, einen Tsunami, irgendetwas. Eine Laune des Wetters und eine Monsterwelle, und sein Boot hatte sie durchgebracht, sie alle gerettet ...

Alle?

Er hob zum ersten Mal den Kopf, sah zerfetzte Takelage, fehlende Segel, den Stumpf eines abgebrochenen Masts. Nicht so schlimm. Das Boot war beschädigt, aber es schwamm; es hatte überlebt. Er auch.

Er sah den Jungen, Pao, mit dem Gesicht nach unten und durchnässt auf dem triefenden Vorderdeck liegen; seine Arme waren um ein feuchtes, dunkles Seil gewunden. Schlauer Junge. Er hatte sich ans Ankertau geklammert, überzeugt davon, dass es das Einzige war, das auf diesem Boot nicht reißen würde, wenn überhaupt irgendetwas hielt.

Er brauchte einen Moment länger, um zu sehen, dass der Junge nackt war, dass all seine Kleider vom Aufprall des Wassers weggeschwemmt worden waren.

Nicht so schlimm. Es waren Kleider unter Deck, auch Bambus und Holz, Taue und Segeltuch, alles, was sie brauchten, um behelfsmäßige Reparaturen vorzunehmen und nach Taishu zurückzukehren. Mei Feng machte sich über ihn lustig, weil er so viel unnützes Zeug im Frachtraum mitschleppte; jetzt hätte sie nicht über ihn gespottet. Genauso wenig, wie er über ihren Kasten mit Kleidern zum Wechseln in der Kajüte gespottet hätte. Wenn sie hier gewesen wäre ...

Mei Feng war für ihn verloren, für sich selbst verloren; wahrscheinlich hatte der Kaiser ihr mittlerweile einen anderen Namen gegeben. Yen wünschte, er hätte sie loslassen können, so leicht, wie sie ihm genommen worden war.

Er sah ...

Er sah Kang nicht.

Pao war ein Junge vom Fluss gewesen, bevor er Küchenjunge und dann Soldat geworden war. Wenn es eines gab, was er wusste, dann, wie man durchhielt. Kang hatte zur kaiserlichen Garde gehört, war hochgewachsen und eifrig gewesen; er war einmal auf einem See in der Verborgenen Stadt in einem Sampan gefahren ...

Der alte Yen und Pao suchten das Boot ab, was kaum Zeit in Anspruch nahm. Sie riefen hilflos, sinnlos über die weite, leere Wasserfläche.

Yen sagte: »Die Li-Göttin hat sich vielleicht ein Opfer geholt, einen Preis dafür, dass sie das Boot und uns gerettet hat ...«

Das glaubte er nicht – es war nicht ihre Art -, aber er musste etwas sagen. Pao sah ihn mit dem tiefen Zynismus der sehr Jungen an und fragte: »Was ist geschehen?«

»Ich weiß es nicht, ich habe es nicht gesehen; die Welle muss ihn mitgerissen haben, bevor er einen festen Halt gefunden hat, um sich festzuklammern.« Die Fässer waren verschwunden, genauso wie die Fanggeräte und alles sonst, was auf Deck gelegen hatte. Vielleicht hatte Kang die Arme um ein Fass geschlungen, als die Welle sie getroffen hatte, und beide waren zusammen fortgerissen worden.

Vielleicht klammerte er sich noch immer an das Fass, vielleicht konnte er Wasser treten und in Sicherheit schwimmen ...

Nein. Es war töricht, darauf zu hoffen. Er war weg. Und Pao war Realist; er sagte: »Nein, das meine ich nicht. Ich meine: Wie ist das passiert? Die Welle? Woher ist sie gekommen?«

Yon der Göttin. Aber nein, er konnte nicht schon wieder lügen. »Ich weiß es nicht. Ich habe noch nie so etwas gesehen. Wir werden im Tempel nachfragen und im Hafen.«

»Wenn wir es bis dorthin schaffen«, sagte Pao.

Der alte Yen lächelte. »Sie hat uns durch die Welle gebracht, durch den Sturm; sie wird uns nach Hause bringen.« Er sagte nicht – und wusste vielleicht selbst nicht – ob er die Göttin oder das Boot meinte.

Das Boot schlingerte in der Dünung, lag tief im Wasser und reagierte nur träge auf das Steuerruder. Yen schickte Pao in den Frachtraum; der Junge kam mit aufgerissenen Augen zurück und schüttelte ängstlich den Kopf.

»Ich habe ... Ich habe so tief im Wasser gestanden« – er fasste sich an die Hüfte – »so tief im Wasser ...«

Es musste etwas Wasser ins Boot geschwappt sein, als die Welle über sie hereingebrochen war, aber nicht so viel; die Luken waren so undurchlässig wie der Rumpf. Der alte Yen erinnerte sich, dass er beim Aufprall des Bootes auf die Wasserwand gehört hatte, wie etwas zerbrochen war.

»Es müssen bei dem Aufprall Planken geborsten sein; unterhalb der Wasserlinie muss ein Leck sein. Daran können wir jetzt nichts ändern.« Nicht, wenn das Boot schon so viel Wasser im Bauch hatte. Er hätte den Jungen nie dorthin geschickt, wohin er nicht selbst gehen würde, um im Dunkeln nach den zerbrochenen Planken zu tasten.

Er sagte: »Wir können ein Segel zusammen flicken und das Boot auf den Weg bringen. Aber da es schon so schwer ist und noch mehr Wasser zieht, schaffen wir es nicht nach Taishu zurück. Auch nicht nach Santung.« Sie saßen in der Falle, mitten zwischen beiden Orten.

Wie weit hatte die Monsterwelle sie geschleudert? Er blickte sich um und sah keine Unterbrechung des Horizonts; und so winkte er den Jungen zu dem erhaltenen Mast.

»Kletter rauf und sag mir, was du siehst. Schnell.«

Der Junge stieg den Mast empor, hielt mit dem durchdringenden Blick der Jugend Ausschau und kreischte mit der ebenso durchdringenden Stimme der Jugend: »Da! Da ist etwas, dort im Westen! Ich weiß nicht, was, ich kann es nicht erkennen ... Nur ein Zacken am Horizont!«

Er deutete nach Osten, aber er war aufgeregt, hatte Angst und war sich unsicher, ob er Hoffnung haben durfte. Seine Stimme zitterte und ihm war wahrscheinlich schwindelig. Der alte Yen konnte großzügig sein; er wusste, was dieser Zacken sein musste. Es gab kein Land zwischen Taishu und dem Festland, bis auf den einen, aufragenden Felsen, die Insel der Mönche, die Schmiede. Wenn sie das Boot überreden, verführen, zwingen konnten, sie bis dorthin zu bringen, dann wusste er einen Weg, es an einen Ort zu bringen, an dem sie nach Belieben daran arbeiten konnten.

Wenn der Junge von der Mastspitze aus die Schmiede sehen konnte, würde das Boot sie dorthin bringen, davon war der alte Yen überzeugt. Seine Li-Göttin würde sie beide in Sicherheit bringen. Den jungen Kang hatte sie schon auf andere Art in Sicherheit gebracht.

Langsam also, mit gerade eben ausreichender Hilfe des Windes und der Gezeiten, mit alten, verschlissenen Segeln am einsamen Mast – Segeln, die sich im Frachtraum vollgesogen hatten, aber das half ihnen, die Luft zu halten – fuhren sie nach Osten.

Sie fanden sich längsseits der Schmiede wieder, wo der alte Yen sehr, sehr oft Fische als Gabe auf dem Landesteg hinterlassen hatte, entweder nach guten Fahrten oder nach schlechten, denn wenn sein Fang schlecht war, dann ging es allen so, und die Mönche sollten trotzdem nicht hungern.

Der Landesteg war völlig verschwunden; eine knappe Handvoll alter Pfähle, die wie Finger aus dem Meer emporragten, war noch übrig. Kein Wunder. Die Mönche würden hart arbeiten, um ihn wieder aufzubauen. Er konnte ihnen Holz von der Bootswerft seines Sohnes bringen, und Männer zur Hilfe, so viele, wie sie wollten; die Sergeanten würden froh über die Bitte sein. Untätige Männer machten Ärger, während harte Arbeit sie genug ins Schwitzen bringen würde, um sie ruhigzuhalten.

Vielleicht würden die Mönche neue Novizen unter ihnen finden. Er hatte schon früher mehr als einen Soldaten zur Schmiede gefahren, der von der Truppe irgendeines Mandarins desertiert war.

Immer noch schallte kein dröhnender Hammerklang von der Insel herüber; seit der Nacht, als er im Nebel dem Kaiser begegnet war, hatte er keinen mehr gehört. Die Stille gefiel ihm nicht – *überhaupt nicht*. Selbst über das Tosen der Brecher hinweg hallte sie in seinem Kopf wie eine große, zerbrochene Glocke wider.

Grimmig, aber immer noch mit der nötigen Sorgfalt eines Seemanns, lenkte er sein Boot ans Ufer, wo es auf die Felsen auflaufen konnte. Er wusste genau, wo zwei Felsbrocken wie zerbrochene Zähne lagen, genau eine Bootsbreite voneinander entfernt. Wenn man den richtigen Zeitpunkt und die richtige Welle abpasste, konnte man sich davon genau dazwischen tragen lassen. Das Boot würde dann leicht in ihrem Griff abgelegt werden, fest genug, um es bei Ebbe dort zu halten, nicht so fest, dass es daran gehindert worden wäre, frei zu treiben, wenn das Wasser wieder stieg.

Mit Mei Feng hätte er sich vorsichtig, aber selbstbewusst daran herantasten können, auch wenn das Boot sich in einem solchen Zustand befand und in der Dünung krängte, weil die große Wassermasse in seinem Bauch umherschwappte. Ohne Mei Feng, nur mit diesem hilfsbereiten, aber unerfahrenen Jungen als Unterstützung – nun ja, er nahm fast an, dass sie beide unter den Brechern enden und gegen die Felsen geschmettert werden würden, während sämtliche Holzteile seines Boots geborsten um sie herumtrieben.

Sie hatten überlebt, ja, aber jeder überlebt nur so lange, bis der Moment kommt, den er nicht überlebt.

Er sah die Insel an, deren hoher, felsiger Schatten über ihm auftrug, und es tat ihm fast leid, solches Vertrauen in seine Göttin zu setzen. Denn das hieß, dass er auch an Vorzeichen glauben musste, dazu war er verpflichtet. Das Schweigen des Hammers war wie ein weiterer Schatten, der sich bis weit in die Zukunft erstreckte. Yen dachte an den Tsunami, daran, wie Wind und Wasser zu tollkühner Barbarei aufgemischt worden waren, an den Schleier, der wie der Schatten eines sehr, sehr düsteren Gedankens auf dem Himmel gelegen hatte.

Er dachte an eine Drachin, kam nicht umhin, an sie zu denken.

Eine Drachin, die sich regte, erwachte. Nicht mehr angekettet.

Mei Feng hatte sich nie ein solches Leben, solch eine Veränderung ausgemalt. Wie hätte sie das auch tun können?

Sie hatte sich nie irgendeine Art von Leben ausmalen müssen. Ihr Leben war immer klar vorgezeichnet gewesen: Sie würde einen Fischer heiraten und ihm Söhne gebären. Sie war ein mutiges Mädchen; vielleicht würde sie sich außerhalb ihres Dorfs einen Mann suchen. Denn sie war gewiss nicht sehr beeindruckt von den Jungen gewesen, mit denen sie aufgewachsen war. Sie ließ nicht zu, dass ihr Großvater einen von ihnen als Lehrling in die Mannschaft aufnahm, solange sie besser war. Das war sie: vielleicht nicht stärker, aber sie arbeitete härter, war klüger und schneller. Sie hatte nicht vor, sich ihren Ehemann unter Jungen zu suchen, die ihr als Schiffskameraden nicht gut genug gewesen waren.

Wenn sie solche Dinge sagte, lachte ihr Großvater sie aus. *Wart nur ab*, sagte er. Er dachte vielleicht, dass sie gegen ihren Willen Zuneigung zu jemandem entwickeln und so einen finden würde, der das Boot bemannen konnte und geeignet war, es zu erben, wenn Yen selbst zu alt wurde hinauszufahren, da seine eigenen Söhne es nicht wollten.

Das war ihr Leben, ihre Zukunft. Dann war diese Stunde im Nebel gekommen und jetzt ...

Nun, jetzt war sie hier. Sie hatte einen Jungen, einen Mann, einen Herrn.

Was hatte er? Sie hielt sich für eine Dienerin. Der Hofstaat hielt sie für eine Konkubine. Er hielt sie ...

Sie hatte keine Ahnung, wofür er sie hielt. Es stand ihr nicht zu, danach zu fragen; er war der Sohn des Himmels. Sie gehörte in sein Bett, wenn er sie dort aufzusuchen beschloss. Abgesehen davon war ihr alles ein Rätsel. Sogar zu seinen Füßen zu liegen, schien anmaßend zu sein.

Eines wusste sie sicher: Sie gehörte nicht hierher, an seine Seite, wenn man davon absah, dass er sie hier haben wollte – und er war ihr Herr, und sie hatte keine Möglichkeit, ihm zu sagen, dass er sich irrte.

Richtige Palastdiener, die durch ihr Alter und lange Dienste Vorrechte hatten, hätten eine Möglichkeit gehabt. Diejenigen, die ihn als Säugling gekannt hatten, seinen Körper gewaschen und seine kleinen Verletzungen behandelt hatten; diejenigen, die mit ihm die Mühsal der letzten Monate geteilt hatten, das Kaiserreich mit ihm durchquert hatten. Es war die Aufgabe guter Diener, ihrem Herrn zu helfen, seine Fehler einzusehen – mehr noch, es war ihnen eine Ehre. Aber keiner von ihnen war hier im Saal; das stand ihnen nicht zu, und das wussten sie.

Seine Generäle und seine Ratgeber machten Andeutungen und runzelten die Stirn, sie husteten hinter vorgehaltener Hand und warfen ihr drohende Blicke zu, aber keiner von ihnen hatte die Machtvollkommenheit – oder vielleicht den Mut – zu protestieren.

Nur seine Mutter konnte direkt sein.

Konnte es sein und war es. »Warum ist das Mädchen hier?«

»Weil ich sie hierhaben will«, sagte der Kaiser und klang einen Moment lang wie ein schollender kleiner Junge; dann sagte er fester: »Sie kennt diese Insel und ihre Bevölkerung.«

»Sie ist ein Bauernmädchen. Sie weiß nichts und kennt niemanden.«

Nichts und niemanden, die für den Kaiser und seinen Hof eine Rolle spielen konnten – das meinte sie. Mei Feng glaubte ihr, stimmte ihr zu, sehnte sich danach zu gehen. Und blieb, wo sie war, da seine Hand auf ihrer Schulter sie zurückhielt.

»Sie kennt die Wasser zwischen hier und Santung; sie kennt die Küste.«

»Oh, und du triffst deine militärischen Entscheidungen auf den Rat eines Mädchens hin, wie? Das wird deine Generäle freuen, da bin ich mir sicher. Schick sie weg, Chien Hua. Du darfst ja deine kleinen Blümchen haben, aber lass sie in deinen Gärten oder deinen Gemächern.«

»Sie kennt die Götter«, sagte er, »zu denen wir beten sollten, um diese Insel zu verteidigen.«

»Noch einmal: Du verlässt dich auf ein Fischermädchen? Wenn du beten willst, schick nach einem Priester.«

Seltsamerweise war Mei Feng mittlerweile wütend. Sie stand auf, überraschte damit den Kaiser, überraschte alle anderen; und sah ihn an und sagte: »Hätte mein Herr vielleicht gern etwas Tee?«

»Ja. Danke, Mei Feng.«

Wenn die anderen Tee wollten, konnten sie ihn sich kommen lassen. Der Kaiser teilte nicht, was sein war, und trank nicht, was andere sich teilten. Das war ein Segen; so hatte sie etwas zu tun, für ihn allein. Fast einen Grund, hier zu sein.

Alles war in einer Ecke bereitgestellt. Der Teekessel über einem kleinen Becken voll glühender Kohle war heiß. In einer Schale lag Tee bereit; daneben standen seine Lieblingskanne, Drachen und ein Tiger schmückten den Deckel, und seine Tasse, die wie eine Lotosblüte geformt war. Sie hätten lustige Kinderspielzeuge sein können, doch er war der Kaiser, und deshalb mussten sie symbolisch für seine Gnade und Macht stehen. Doch er wurde von seinen Ratgebern gegängelt und öffentlich von seiner Mutter ausgeschimpft. Alle Länder, die ihm von Geburt an zustanden, lagen hinter ihm, verloren. War er da noch Kaiser von irgendetwas?

Er war *ihr* Kaiser, das stand fest. Ganz gleich, wie sehr es seiner Mutter missfiel, wie sehr seine Generäle böse dreinstarrten, wie sehr seine Diener ihr schiefe Blicke zuwarfen. Ihre Hände zitterten, als sie Tee in die Kanne löffelte. Sie hatte noch nie solchen Tee gesehen oder daran gerochen: gebogene Blätter mit silbernen Spitzen, so lang wie ihre Fingergelenke. Blätter, deren blumiger, fast fruchtiger Duft ihr schon in die Nase stieg, bevor sie das Wasser aufgoss.

Man hatte ihr beigebracht, wie sie vorgehen musste. *Lass ihn so lange ziehen, wie du brauchst, um langsam bis hundert zu zählen; du kannst doch zählen, Mädchen? Bis hundert? Gieß ihn in die Tasse, bring sie zu ihm, und dann trink daraus, sodass er dich sehen kann, sodass der ganze Hofstaat dich sehen kann. Nur einen Schluck, vom gegenüberliegenden Rand der Tasse, die du ihm anbietest.*

Sie tat all das und verbrannte sich beinahe die Lippen an dem heißen Tee; und er lächelte ein klein wenig, als er die Tasse nahm.

Er trank Tee; sie hatte getan, was sie tun durfte, hatte die Dienerin ihres Herrn gespielt. Oder hatte sich aufgeblasen, seiner Mutter geradezu einen Schlag ins Gesicht versetzt, äußerste Respektlosigkeit zur Schau getragen. Sie hätte jetzt aufstehen sollen, so anmutig, wie ein einfaches Fischermädchen es vermochte, und hätte sich in die Ecke mit den Teegerätschaften zurückziehen sollen, um abzuwarten, bis er wieder etwas wünschte. Aber eine Berührung durch seinen Finger und ein Blick aus seinen Augen hielten sie zurück, und sie blieb auf einem Kissen an seiner Seite knien.

Die Kaiserin schnaubte; Seide raschelte, als sie die Schultern zuckte. Ausdruck eines Abwinkens; das Heer hatte sich zurückgezogen, aber nicht kapituliert, war nur für dieses eine Mal zurückgewichen. Dann richtete sich glücklicherweise die Aufmerksamkeit der Kaiserin, ja, die Aufmerksamkeit des ganzen Raums auf etwas anderes. Mei Feng konnte etwas aufatmen, in ihren ungewohnten Seidenkleidern erschauern und für eine kleine Weile versuchen, keine Angst zu haben, nicht zornig zu sein.

Sie musste mit den kleinen Dingen beginnen, den naheliegenden. Dem, was vor ihren Augen, ihren Händen, ihrem Körper lag. Diese Kleider, die sie trug, die nicht ihre waren, ihren auch nicht glichen, genau wie diese Rolle, die sie spielte – Dienerin, Konkubine oder Geliebte -, nicht sie war und ihr auch nicht glich. Sie waren getragen

und im Laufe der Zeit weich geworden, diese schweren Seidengewänder, ermüdet, obwohl sie jahrelang gepflegt worden waren. Es war leicht zu sehen, wo gerissene Fäden ersetzt und verblasste Farben aufgefrischt worden waren.

Das Polster, auf dem sie kniete, war ebenfalls alt, luxuriös und abgenutzt; es war geflickt worden, und die Kordelfransen daran waren dünn.

Auch der Fußboden: Sie hatte ihn aus der Nähe im Blick, und er war älter als alles andere, Hunderte von Jahren alt. Schwere Dielen, dunkel vor Alter, eisenhart, passgenau aneinandergesetzt. Dieser Boden hätte ihren Vater, den Bootsbauer, und auch seine Brüder zufriedengestellt – besser gesagt, sie so beeindruckt, dass ihnen die Worte gefehlt hätten.

Sie wusste nicht, wem die Kleider und das Kissen gehört hatten; nur, dass sie zu dem Haushalt hier gehörten und dass das Haus einem Jademeister gehört hatte, bevor der Kaiser es beschlagnahmt und zu seinem Palast gemacht hatte.

Es war bei weitem das großartigste Haus, das sie je gesehen hatte. Drei Höfe! Einer für den Hausherrn, einer für die Herrin, einer für den Empfang der Öffentlichkeit. Es erstaunte sie, dass es einem einfachen Kaufmann gestattet war, so anmaßend zu bauen; aber ein Jademeister war ja auch kein richtiger Kaufmann. Eher ein Statthalter. Jade gehörte dem Kaiser, dem Thron. Sie konnte nicht verkauft oder eingetauscht werden. Die Jademeister überwachten den Bergbau und die Schnitzereien – die besten Jadeschneider kamen alle nach Taishu, um der Quelle des Steins, der ihrer Arbeit zugrunde lag, so nah wie möglich zu sein – und dann den Transport in die verborgene Stadt. Sie bezahlten die Bergeleute und Steinschneider, die Fuhrleute und Wachen. Sie wurden ihrerseits vom Palast gut bezahlt, aber sie waren keine richtigen Kaufleute; sie trieben keinen Handel mit der Jade.

Den Kaiser nannte man den Jade-Mann, er saß auf dem Jadethron. Das tat er wortwörtlich oder hätte es zumindest hier, im Saal des Jademeisters, tun können; der Thron war das erste Gepäckstück gewesen, das eingetroffen war. Große Stücke fein geschnittenen Steins, tiefes Meergrün, dem der Zauber des Meeres selbst innewohnte: Sie hätte ihn einfach nur immer weiter anstarren können, wie er auf dem dunklen, alten Holz des Fußbodens stand, ein Altar in einem Tempel, ein Sitz für die Götter. Das war er natürlich auch, ein Sitz für den Sohn des Himmels ...

Der Thron war Ehrfurcht gebietend, aber der Kaiser schien die Majestät des Throns – und auch seine eigene – gar nicht wahrzunehmen. Er saß jetzt selbst auf dem Boden, um sich besser über eine Landkarte beugen zu können, die zwischen seinen Generalen ausgebreitet war. Seine Mutter hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und ragte über ihnen auf.

Obwohl sie stur war, konnte Mei Feng ihren Blick nicht die ganze Zeit auf ihre eigenen verschränkten Finger gerichtet halten, auf den Stoff, um den sie sich legten, oder auf den Boden, auf dem sie kniete. Da es so viel anderes in der Nähe gab – aufgeregte Stimmen, zustoßende Finger, jegliches Anzeichen dafür, dass die Männer sich in Fahrt redeten, weil sie unsicher waren, weil sie Angst hatten –, musste sie einfach verstohlene Blicke zur Seite werfen und lauschen.

Sie hatte natürlich schon von Landkarten gehört, aber noch nie eine gesehen. Zuerst verstand sie diese Karten nicht. Das Meer, die Meerenge, war in ihr, wie Salz in ihrem Blut; was konnte das Papier angesichts des starken Sogs der Gezeiten, der rauen, stumpfen Zähne der Felsen, des willkommenen, sicheren Hafens schon bedeuten?

Aber sie hörte, wie die Männer Orte und Punkte nannten, die sie kannte; ihr Verstand stellte langsam Verbindungen her, zwischen den Formen auf dem Papier und der lebendigen Wirklichkeit in ihrem Kopf.

Bald kam sie zu dem Schluss, dass es keine besonders gute Landkarte war – oder dass keine Landkarte gut war. Die Karte sagte nichts darüber aus, wo die Strömungen einen seltsamen Sog entwickelten oder ein natürlicher Hafen Zuflucht vor einem Sturm verhielt; sie konnte die Winde, die Jahreszeiten oder die Fischschwärme nicht verzeichnen. Selbst der Küstenverlauf war falsch dargestellt: nur in Einzelheiten, was eine Krümmung hier, einen Winkel da betraf, aber das immer wieder, bis all die kleinen Fehler sich summierten, bis eine Landzunge als nach Ostenweisend eingezeichnet war, obwohl Mei Feng wusste, dass sie nach Norden wies.

Großvater hätte über die Karte gespottet und sich nicht darum gekümmert. Mei Feng hätte vielleicht selbst etwas gesagt, aber sie hatte den Kaiser genug in Verlegenheit gebracht, und die Generale versuchten nicht, eine Schiffsroute auszuarbeiten, sondern legten nur fest, wo sie Männer postieren wollten. Männer und Flotten; Szechao war auf dem Landweg schwer zu erreichen. Hier jedoch – ein Finger stach nach unten – befand sich ein Bach näher an der Stadt, breit genug, eine Fischereiflotte aufzunehmen, und die Männer konnten eine Straße bahnen und ...

»Nein!«

Zu ihrem Erstaunen, ihrer Verwunderung, war es ihre eigene Stimme, schrill, aber fest, entschlossen, eindeutig. Das sollten sie nicht, das *durften* sie nicht ...

Sie starteten sie an, böse; und sie konnte nicht einfach sagen: *Das dürft Ihr nicht, das ist heiliger Boden*. Sie hatten nie von der Göttin gehört, es würde sie nicht kümmern, und die Göttin hatte keine mächtigen Priester, die sie verteidigen konnten, niemanden, auf den sie gehört hätten ...

Sie sagte: »Eure ausgeklügelte Karte zeigt das nicht, Herr«, als sei er der Einzige, der hier eine Rolle spielte, »aber hier ist ein Strudel, genau an der Mündung des Bachs.« Das stimmte glücklicherweise auch. »Deshalb gibt es dort kein Dorf, keine Flotte, keinen Ankerplatz. Die alten Leute sagen, dass dort ein Dämon im Wasser haust.« Zumindest sagten das einige von ihnen. Ihr Großvater war auch alt, aber er sagte, der Strudel sei dort von der Göttin hingesetzt worden, um ihren Schrein zu beschützen. Mei Feng war davon nicht überzeugt. Manchmal dachte sie, dass dort, wo die Strömung eines Flusses zugleich auf Felsen und das Meer traf, ein Strudel vielleicht nur ein Strudel sein mochte, ein Ausdruck der Wechselhaftigkeit des Wassers.

Es hatte keinen Sinn, so etwas zu Großvater zu sagen. Hier würde es keinen Sinn haben, überhaupt viel mehr zu sagen. Sie ließ ihre Hand aber auf der Karte liegen, hinweisend, bedingungslos. Die eines Generals lag schon dort, und sie staunte über die Unterschiede zwischen den beiden Händen. Ihre war klein, schlank und doch sehr schwielig von der Arbeit auf dem Boot; seine war im Vergleich zu ihrer massig, ohne Zweifel stark und hatte doch weiche Haut von Jahren voller Bäder und Öle, ohne körperliche Arbeit. Selbst der anstrengende Marsch hierher hatte seine Haut nicht rau gemacht, ganz gleich, was er seiner Seele angetan hatte.

Und jetzt lag eine weitere Hand hier, die des Kaisers selbst; sie war glatt, langfingrig und hatte nie Gelegenheit gehabt, kräftig zu werden. Und doch war seine Stimme recht kräftig, als er sagte: »Nun, dann hast du uns Zeit erspart – und vielleicht auch ein paar Leben gerettet, wenn der Strudel so gefährlich ist.« Er sagte nicht: *Ich habe euch ja gesagt, dass sie nützlich sein würde*, aber alles an ihm brachte das zum Ausdruck. »General Hu, es ist durchaus nicht unmöglich, dass die Bevölkerung dieser Insel bereits die besten Häfen für ihre Flotten ausgesucht hat. Vielleicht solltet Ihr jemanden aussenden, um Fragen zu stellen – oder, besser noch, selbst gehen. Hört Euch die Antworten an, bevor Ihr Verfügungen trefft. Ihr könnt Euch die Reise in Mei Fengs Dorf sparen. Lasst diese Flotte dort, wo sie ist, und baut eine neue Straße bis dorthin. Wir haben mehr als genug Männer.«

General Hu runzelte die Stirn, wandte den Kopf, sah zu der Kaiserinmutter auf und wartete ihr Nicken ab. Als er es erhielt, verbeugte er sich über der Karte und sagte: »Hoheit, Eure Weisheit übertrifft Eure Jahre, wie Euer Ruhm den Eurer Ahnen übertrifft.«

Mei Feng zuckte angesichts der Unbeholfenheit dieser Äußerung zusammen; sie war um des Kaisers willen aufgebracht. Ihr Verstand quoll über vor Geschichten von Marionettenkaisern und intriganten Funktionären. Geschichten über böse Ratgeber, die sich mit seiner Mutter verschworen, um ihn um sein Erbe zu bringen. Natürlich stimmte das nicht. Er war kaum der Kindheit entwachsen gewesen, als sein Vater gestorben war. Die Männer des Kaiserhauses lebten gewöhnlich lange und hatten wenige Kinder, aber es war selbst für einen Jade-Mann ungewöhnlich, erst in hohem Alter einen Sohn zu zeugen.

Ihre ganze Kindheit hindurch hatte sie ihre Familie um den Besitz und die Nutzung des Boots kämpfen sehen. Großvater wollte es nicht aufgeben, ließ seine Söhne nicht ohne ihn ausfahren, bestand auf seinem Recht, Kapitän zu bleiben. Mei Feng hatte ihren Vater und ihre Onkel einen nach dem anderen davongehen sehen. Zu dem Zeitpunkt, als der jüngste Onkel gegangen war, war sie gerade eben alt genug gewesen, ihren Platz als Mannschaft – seine ganze Mannschaft! – einzunehmen.

Sie dachte, dass dies hier etwas Vergleichbares war: Vielleicht hatte die Kaiserin so lange auf dem Thron gesessen, dass sie keine Notwendigkeit sah, ihn aufzugeben. Der Kaiser war immer noch ihr Kind, jung, unreif und unerfahren; was konnte er schon wissen? Wie konnte ein Junge ein Kaiserreich beherrschen – und warum hätte er es tun sollen, wenn er Ratgeber, Generäle und vor allem eine Mutter hatte?

Mei Feng beobachtete sie, beobachtete ihn aus den Augenwinkeln; sie mochte es, wenn der Kaiser sie ansah, aber sie versuchte nicht, seinen Blick aufzufangen. So konnte sie ihm jetzt die beste Hilfe sein: still sein, bescheiden, keinen Schaden anrichten. Keinen weiteren Schaden.

Sie war noch immer damit beschäftigt, sich in Harmlosigkeit zu üben, als außerhalb des Saals Fußgetrappel und Stimmen ertönten und dann Männer hereinkamen. Zwei Wachsoldaten, aufgeregt und in Eile. Sie kamen geradezu in den Saal gerannt. Und trafen auf das plötzliche Schweigen, das sie begrüßte, die Kraft der Blicke Höhergestellter, und verloren zugleich mit ihrem Schwung die Nerven. Wie Fische, die sich in einem Netz verfangen hatten. Sie fielen auf die Knie, schlugen mit den Köpfen auf den Boden und warteten. Bis die Kaiserin sie mit einem schlichten »Nun?« erlöste.

»Hoheit, Herrin«, und, ja, sie war diejenige, die sie ansahen. Sie waren ihre Männer. Vielleicht gehörten alle Männer ihr. Die Weisheit gebot, das anzunehmen. Und nach eigenen Männern zu suchen, um sich eigene Loyalitäten zu schaffen. »Da ... geht irgendetwas vor, Herrin. Über dem Meer. Etwas Seltsames, ein Zauber, wir wissen es nicht: eine Dunkelheit jedenfalls, ein Schleier vor der Sonne ...«

Ein Sturm, dachte die Kaiserinmutter, nur eine dieser sommerlichen Böen, die aufkamen und wieder abflauten: Sie durchnässten einen und machten einem Angst, wenn man sich auf einem schlingernden Boot befand, waren aber kein Grund zur Sorge. Sie öffnete den Mund, um das zu sagen, und war gerade noch weise genug, es herunterzuschlucken; und musste den Kaiser nicht anstoßen, weil er bereits aufstand und sagte: »Wir werden hinaufgehen und uns dieses ... Ereignis ansehen. Vom Dach des Torhauses aus.« Von dort aus hatte man freie Sicht über den Hafen und die See, bis zur Schmiede und weiter. Sie hätte mehr Zeit auf dem Dach verbracht, wenn er sie nur gelassen hätte.

Jetzt beugte er sich gerade zu ihr hinunter, um ihr aufzuhelfen, was unnötig und liebenswert war. Sie zogen in einer Prozession aus dem Saal und über den öffentlichen Hof; und es war wirklich eine Prozession, denn natürlich mussten ihm seine Mutter, die Generäle und der ganze Hofstaat folgen. Aber er hielt sie den ganzen Weg über an der Hand, und da sie als Erste auf dem Dach des Torhauses eintrafen, konnten die beiden eine Ecke mit Beschlag belegen und allein dastehen, wie es seiner Würde angemessen war und ihren Wünschen entsprach.

Nun umklammerte sie fest seine Finger, weil die schöne Aussicht auf die Meerenge ihr etwas zeigte, das kein Sommersturm war, nein. Es war durchaus ein Sturm, aber so etwas hatte sie noch nicht gesehen, den dunklen Himmel, die bleiche Sonne und die Wut in seinem Herzen.

Und dann die Welle, die aus dieser Wut hervorbrach: Der hoch aufragende Tsunami, der den Wind überholte, schwarz und tödlich. Und sie konnte nichts tun – nichts, außer zuzusehen. Keine Zeit, Leute im Hafen oder gar Boote auf dem Wasser zu warnen. Und es waren so viele Boote dort, auf dem Wasser und im Hafen; die Welle packte sie und ließ sie kentern oder schleuderte sie gegen die Kaimauern, spuckte die Wracks hoch in die Stadt, zugleich mit all den Leuten, die sie verschlungen hatte, und allem anderen, das sie zerstört oder aus der Tiefe emporgezerrt hatte.

Und die großartige Aussicht sorgte dafür, dass Mei Feng alles mit ansehen konnte, in Gesellschaft der Mächtigen des Kaiserreichs, die genauso hilflos wie sie waren; und es dauerte so lange, dass sie genug Zeit hatte, auch sich selbst zu beobachten, die betäubende Furcht und ihr im Verborgenen klopfendes Herz.

Und ihr kam ein Gedanke, der einzige Gedanke, der ihr jetzt kommen konnte:

Großvater ...!

Neuigkeiten schwappen wie eine Meereswelle landeinwärts. An der Küste ist sie donnernd, gewaltig und reißt alles mit. Wenn sie eine Flussmündung findet, stößt sie flussaufwärts vor, weiter und weiter; ihre Reichweite über Land ist geringer. Wälder brechen sie, trockene Ebenen saugen sie auf.

Was also kann die Berge erreichen – und die Bergwerke?

Niemand kommt die Jadestraße so weit herauf wie die Fuhrleute, die mit ihren langsamen Zugtieren, sorgsam bewacht, Vorräte bringen und Jade abholen. Die Fuhrleute sind in den Hochtälern nicht beliebt: Sie gelten als bössartige Männer, die nehmen, was unbezahlbar ist, und wenig dafür geben, sogar noch weniger, als ihre Herren gestatten würden. Sie sind keine Männer, mit denen man tratscht oder die man nach Neuigkeiten fragt.

Die Wagenstraße ist die einzige Straße, aber nicht der einzige Weg, auf dem man dorthin gelangt. Es gibt Trampelpfade, private Wege von Tal zu Tal, von Höhenrücken zu Höhenrücken und auch hinab in die niedrigeren Hügel und Reisfelder, zu Bauernhöfen und Dörfern. Die Clans bewachen natürlich ihre jeweiligen Pfade. Sie teilen wenig miteinander und trauen einander überhaupt nicht, aber manche Leute werden vom einen zum anderen durchgelassen. Manchmal werden Neuigkeiten um ihrer selbst willen weitergegeben; manchmal wird mit ihnen Handel getrieben wie mit Reis oder Tuch.

Manchmal, ganz selten, sind sie zu wichtig, als dass sie verschachert, zu bedeutsam, als dass sie aufgehalten werden. Diese Neuigkeiten können wie ein Taifun sein und alles niederreißen, worüber sie hinwegfegen.

Und jetzt ist ein Mädchen seit drei Tagen damit unterwegs. An ihr ist etwas aus den Bergen – in ihren Augen, vielleicht -, und sie hat etwas an sich, das sie als Clanangehörige ausweist, eine Tätowierung auf der Schulter, die zeigt, dass sie einst hierhergehörte, aber sie ist aus der Stadt gekommen, barfuß und erhitzt.

Banditen hätten sie aufhalten können, sich mit ihr amüsieren oder sie gleich ganz dabehalten können, aber sie war zu schnell, zu gerissen oder zu still, sich fangen zu lassen. Jeder Clan hätte sie aufhalten können, hätte sie töten können, weil sie nicht zu ihm gehörte; aber man hörte sie erst einmal an, nahm ihre Neuigkeit als Bezahlung und ließ sie laufen.

Man ließ sie laufen, und sie lief, höher und tiefer in die Berge, in jedes Tal, zu jedem Clan.

Die Neuigkeit war natürlich, dass der Kaiser auf Taishu war und zu bleiben gedachte.

Sie sahen ein, warum die Jademeister vielleicht nicht wollten, dass sie das erfuhren.

Manchmal«, räumte Li Ton ein, »mache ich Fehler.« *Sogar ich*, wollte er sagen, und er sah Han an, als er es sagte.

Eine Monsterwelle, aus einem unnatürlichen Sturm geboren, hatte die *Shalla* aus der Meerenge geworfen, Spieren und Takelage zerschmettert, sie auf ihren Ausleger gedrückt und sie beinahe ganz zum Kentern gebracht. Der solide Rumpf und gutes Seefahrerhandwerk hatten sie gerettet, vor allem aber, wie Han dachte, Li Tons Beherrschung seines Schiffs und seiner Mannschaft. Nichts, was Han selbst getan oder versucht hatte oder was ihm befohlen worden war, hatte dazu beigetragen.

Er versuchte es wirklich. Der Schmerz in seiner Hand war fürchterlich, aber nicht überwältigend. Und mit seiner anderen Hand, seinen Beinen und seinem Rücken war alles in Ordnung. Er hätte sich wenigstens ein bisschen nützlich machen sollen.

Er schleppte sich durch Wind und Wasser von einem Ende der schwankenden, schlingernden Dschunke zum anderen. Er packte mit an, so gut er konnte, zog, wenn es ihm befohlen wurde, und wurde wieder und wieder geschlagen oder mit einem Tritt verscheucht, wenn das Tau oder die Kette sich losriss. Er konnte mit seiner rechten Hand überhaupt nicht zugreifen und hatte keine Kraft in der linken.

Eine zerbrochene Rahe rutschte an verwickelten Tauen über Bord und brachte sie vom Kurs ab. Als man Han ein Beil reichte, damit er die Trümmer abschlagen konnte, brachte er nicht einmal das zustande. Li Ton selbst riss ihm das Beil aus der Hand, kümmerte sich mit zwei kräftigen Hieben um die Tauen und versetzte Han dann einen Schlag mit dem Handrücken, sodass er über das triefende Deck flog. Wortlos – aber es waren auch keine Worte nötig.

Der Sturm verschwand so rasch und seltsam, wie er geboren worden war, und überließ es der *Shalla*, sich in einen sicheren Hafen an einem Wasserlauf zu schleppen. Auf den Klippen lag ein Dorf, aber die Bauern hielten Abstand; als Männer auf der Suche nach Essen und Material dort hinaufkletterten, fanden sie es verlassen vor und sahen in der Ferne Gestalten durch die Reisfelder laufen.

Sie nahmen, was sie wollten, alles, was sie finden konnten, das ihnen beim langwierigen Geschäft der Reparatur helfen konnte.

Und jetzt kümmerte sich Li Ton darum, die Disziplin auf dem Schiff aufrechtzuerhalten, auf der an Land gezogenen Dschunke. Ein Dutzend seiner Männer waren in Hörweite, vage interessiert, schenkten allem aber nur geringe Aufmerksamkeit, während sie zwei Planken zusammenlaschten, neue Dübel schnitzten oder eine aufgesprungene Fuge kalfaterten.

Hinter sich konnte Han das regelmäßige Hämmern des Schmiedesklaiven hören, der einen Beschlag für einen gesprungenen Mast anfertigte. Er hatte eine kleine Schmiede am Strand eingerichtet, mit einem Barren Roheisen auf einem Felsbrocken als Amboss. Han hatte versucht zu helfen, aber er war sogar kaum dazu nütze, Brennstoff für die Kohleesse zu finden, da er so wenig tragen konnte. Alles, was er in die Hand – seine eine Hand! – nahm, konnte ein anderer schneller und besser erledigen.

Li Ton konnte ihn ebenso gut töten, da er nun weder ihm noch jemand anderem nützlich war.

Li Ton ließ sich Zeit, spielte ein wenig mit seinem Publikum. Er brauchte in der Tat so lange – sprach mit Jorgan, der neben ihm stand, während seine Hände mit einem Stein seine schwere, gekrümmte Lieblingsklinge schärfte –, dass sogar der Sklave Suo Lung Zeit hatte, die Arbeit zu unterbrechen, um zuzusehen. Wenigstens brach das Geräusch seines Hämmerns abrupt ab, und er war kein Mann, der jemals eine Pause machte. Han betrachtete ihn noch immer als Sklaiven, obwohl seine Ketten abgeschlagen worden waren; Han betrachtete die gesamte Mannschaft als Sklaiven. Sie gehörten alle dem Schiff, und das Schiff gehörte Li Ton.

Als er endlich fertig war, schob Li Ton den Wetzstein in die Tasche und ließ die Sonne auf der Schneide des Tao spielen, sodass es einen Moment lang aussah, als durchschnitte er das Licht selbst. Dann sah er zu Han hinab, der im steinigen Sand vor ihm kniete.

»Es ist schade«, sagte er. »Ich war verärgert; aber ich hätte lieber den linken Daumen nehmen sollen, nicht den rechten. So, wie du bist, nützt du mir nichts.«

Ohne weitere Umstände hob sich die Klinge in seiner Hand – so sah es zumindest für Han aus, als ob der Tao den Mann bewegte –, und die große, breite Krümmung fing das Licht wieder auf, als sie herabzusausen begann.

Han hatte nicht vor, sich zu rühren – keinen Muskel. Seinen Daumen zu verlieren, war betäubend gewesen, bevor es entsetzlich geworden war. Diesmal würde die Betäubung keine Zeit haben, sich in Qual zu verwandeln. Ein rascher Hieb würde ihm den Kopf rauben, dann würde es vorüber sein. Er war fast dankbar.

Die Klinge schwang, und er spürte den Stoß, der ihn seitwärts zu Boden beförderte; für eine Weile fühlte er keinen Schmerz und wartete darauf zu spüren, wie sein Geist in den Wind sickerte, wie sein Blut in den Sand sickern musste, und er fühlte sich schwindelig und seltsam losgelöst und ...

Aber ...

Der Schmerz setzte ein, verzögert und fürchterlich, der Schmerz einer Prellung, die sich ganz über eine Seite seines Kopfs erstreckte; und es rauschte ihm in den Ohren, aber über ihm stampfte es, und ein großer Schatten legte sich über ihn und brüllte. Das Brüllen erstarb, aber er selbst war überhaupt nicht tot, sondern lag nur am Boden, auf der Seite ausgestreckt, immer noch ganz. Und es war Suo Lung, der über ihm stand und Li Tons Schwerthand in einem felsharten Griff hielt, gegen den sich der Kapitän stemmen konnte, so lange er wollte, ohne sich rühren zu können.

Das Brüllen war zum Teil von Suo Lung, zum Teil von Jorgan gekommen, aber auch Jorgan lag jetzt am Boden, ein kleines Stück weit entfernt. Die Männer ringsum hatten wahrscheinlich auch geschrien, aber jetzt waren sie still, weil Li Ton die freie Hand gehoben hatte, um Ruhe zu gebieten.

Li Ton hatte nicht geschrien, da war Han sich sicher. Sogar als der Sklave sich eingemischt, Han zur Seite gestoßen und die Abwärtsbewegung der Schwerthand aufgehalten hatte, sogar angesichts dieser Erschütterung hätte Li Ton nicht geschrien. Wenn er Suo Lungs Tod gewollt hätte, hätte er das gesagt, ganz ruhig, und die Männer hätten dafür zu sorgen. Han nahm an, dass er das wohl tun und sich dann wieder der unerledigten Angelegenheit widmen würde.

Doch zunächst sagte Li Ton: »Warum?«

Der Sklave sagte irgendetwas. Es war Han immer schwergefallen, ihn zu verstehen, und dass ihm die Ohren klangen, machte es noch schwerer. Er glaubte, dass Suo Lung um Hans Leben flehte – nein, es *verlangte*.

Li Ton dachte einen Moment lang nach und warf dann einen betonten Blick auf seine Hand, seine Schwerthand, die der Sklave noch immer umklammert hielt.

Nach einem Augenblick ließ Suo Lung sie los.

Li Ton nickte, wog seine Klinge kurz in der Hand und schob sie dann in seinen Gürtel.

Han wagte es noch nicht recht, sich erleichtert zu fühlen.

Li Ton sagte: »Warum nicht?«

»Gebt ihn mir«, sagte Suo Lung, mit dickem Akzent, langsam und mühsam; das war keine Antwort, aber sogar der schwindelige Han konnte ihn jetzt verstehen.

Li Tons Blick wanderte – nicht zu Han, der im Sand lag, sondern über ihn hinweg, zu der behelfsmäßigen Schmiede des Sklaiven. Han glaubte, nachvollziehen zu

können, was dem Kapitän durch den Sinn ging:
Der Junge ist mir nicht von Nutzen, aber vielleicht Suo Lung.
Der Junge ist nutzlos, aber Suo Lung ist es nicht. Wenn Suo Lung ihn haben will – für seine Schmiede, für sein Bett, wofür auch immer -, was kostet es mich dann, meinen neuen Schmied bei Laune zu halten?
Es kostet mich Disziplin, meinen Ruf bei meinen Männern; das ist das dritte Mal, dass ich diesen Jungen hätte töten sollen. Kann ich es mir leisten, ihn noch einmal am Leben zu lassen?
Nach einem Moment nickte er abrupt. »Gut. Er ist dein.«

Han blieb liegen, wo er war. Sein Kopf pochte, sein Herz ebenfalls; da ihm schwindelig und übel war, fühlte er sich besser – ein wenig zumindest -, wenn er nur die Augen schließen und still liegen konnte. Aber große Finger packten ihn beim Arm und zerrten ihn auf die Füße. Dies war die neueste Wahrheit in seinem Leben, dieser Koloss von einem Mann, nackt bis zur Hüfte und schweißüberströmt, der nach heißem Eisen stank und dessen Haut von unzähligen winzigen Narben übersät und einigen großen aufgeworfen war. Ein Schmied, ein Sklave, sein Herr.

Ein Schmied, ein Sklave, ein Fremder. Er sprach langsam, nicht, weil sein Verstand langsam arbeitete, oder nicht nur deshalb. Die hiesige Sprache war ihm so fremd wie dieser Landstrich, diese Wasser. Das zeigte in einem Land, das kaum hochgewachsene Männer hervorbrachte, schon seine Körpergröße; das zeigte auch die Form seines Gesichts, das zu breit und grobknochig war. Sogar seine Haut war fremd, hatte die falschen Töne, die falsche Struktur, war zu dick. Sogar sein Geruch: Unter dem durchdringenden, salzigen Schweißgestank und dem Eisen, das er verarbeitete, war noch etwas, das fremdartig roch.

Etwas davon und noch mehr. Sein Geruch, seine Berührungen, sein Aussehen: Alles an diesem Mann verriet, dass er Angst hatte. Han musste daran denken, wie er auf dem Schmiedefelsen, am Amboss dort, geschrien hatte, als ihm die Ketten abgeschlagen worden waren. Er dachte, dass Suo Lung vielleicht schon da und seitdem die ganze Zeit über Angst gehabt hatte.

Nun stieß er Han ein paar Schritte weiter, zu dem Ort, an dem er aus Steinen vom Strand eine grobe Schmiede errichtet hatte. Die Esse ragte eine Armlänge über dem Boden auf, und zwei Blasebälge pusteten Luft darunter.

Ein Grunzen, eine Gebärde: Han fiel auf die Knie, packte die Handgriffe der Blasebälge und begann, sie abwechselnd zu heben und zu senken.

Seine linke Hand konnte das, bis die Arbeit ihn erschöpfte; seine rechte ... Nun, er konnte mit der Hand nicht ziehen, und so musste er hoch über seiner Arbeit knien, nach unten drücken und aus der Schulter heraus zerren. Jede Bewegung ließ wieder brennenden Schmerz in der Brandnarbe seines fehlenden Daumens aufflackern.

Er wollte nicht weinen, aber es passierte einfach. Schmerz oder Furcht oder Hoffnungslosigkeit, vielleicht alles zugleich: Zusammen waren sie zu viel für ihn, verschlangen seinen ganzen Widerstand. Er bediente die Blasebälge und schluchzte bei jeder Bewegung. Und Suo Lung legte den Mastbeschlag beiseite, den er geschmiedet hatte, nahm eine Zunge minderwertigen Eisens und erhitzte sie in der Esse.

Und nahm sie heraus, als sie rot glühte, und hämmerte, und beförderte sie zurück; nahm sie heraus, hämmerte weiter, während er schwitzte und Han schwitzte und Han dachte, dass er vielleicht Blut schwitzte, weil der Schmerz sich wie Feuer durch alle Fasern seines Körpers fraß. Wenn ein Junge solche Schmerzen hatte, dachte er, dann musste er einfach bluten.

Er pumpte Luft, Suo Lung hämmerte. Und schreckte ab, was zu einem dünneren, breiteren Eisenstreifen geworden war, erhitzte ihn neu, hämmerte ihn zu einer halbmondförmigen Biegung und schreckte ihn wieder ab; und dann rief er Han zum Glück von den Blasebälgen weg.

Er nahm sein linkes Handgelenk und legte es auf den Amboss, wo der gebogene Metallstreifen es recht gut umschloss; und drei rasche Hammerschläge schlossen es um Hans Handgelenk wie eine Handschelle.

Dann ergriff der Schmied ein Schreibgerät aus Stahl und kratzte unsicher am Eisen, als ob er zu schreiben versuchte.

Und sah Han an, mit einer Frage, die der Junge nicht beantworten konnte; die zögerlichen Zeichen konnte er nicht deuten.

Suo Lung sah hin, kratzte noch einen zaghaften Strich und sagte mühsam: »Stille.«

Er musste sich wohl anstrengen, um sich daran zu erinnern, dachte Han, und auch, um es zu sagen; er starrte in die Ferne und presste das Wort hervor, als hätte er es aus fast unerreichbarer Tiefe hervorgezerrt.

Dann stieß er mit seinem Werkzeug nach dem Zeichen, das er in das Eisenband geritzt hatte, und da verstand Han.

Es war nicht das Schriftzeichen für »Stille«, aber es hätte es sein können. Es brauchte hier und da einen Strich mehr, aber Han konnte diese Striche nicht machen. Wenn er Suo Lung das Werkzeug abnahm, würde er es nicht halten können; wenn er es halten konnte, würde er es nicht ruhig halten können; wenn es ihm irgendwie gelang, es ruhig zu halten, würde er nicht fest genug zudrücken können, um auch nur den kleinsten Kratzer hervorzubringen.

Wenn er verstanden hätte, warum der Schmied das Zeichen für »Stille« auf eine Handschelle an seinem Handgelenk schreiben wollte, hätte er vielleicht mehr Lust gehabt, es zu versuchen.

Stattdessen zuckte er die Schultern, und der Schmied schlug ihn, zerrte ihn von dort hoch, wo er ausgestreckt neben dem Amboss lag, nahm sein Handgelenk und drehte es so, dass das Licht auf die unbeholfenen Kratzer fiel.

»Schreiberjunge«, sagte Suo Lung in seiner schleppenden, mühsamen Sprechweise. Das musste er von der Mannschaft gehört und behalten haben; es schien wichtig zu sein. *Deshalb hat er dich gerettet*, sagte Han stumm zu sich selbst, *weil du schreiben kannst*.

Schreiben konntest.

Deshalb – und weil man ihm ein Eisenband ums Handgelenk hämmern und ihn dann schlagen konnte, bis er half, es mit Worten zu verzieren. Anscheinend.

»Stille«, sagte der Schmied und schüttelte ihn.

Hans Kopf schmerzte und pochte jetzt von beiden Seiten. Das Schütteln machte es schlimmer. Er versuchte, die Hand des Schmieds durch ein Schulterzucken loszuwerden, sich ihm zu entwinden; doch er hätte ebenso gut versuchen können, sich gegen eine Lawine zu stemmen oder sich aus seinem Grab zu winden, sobald er tot und bestattet war. Der Griff war hart wie Stein und hielt einen ewig.

Er sagte. »Ja, ja. Stille! Ich verstehe ...«

Suo Lung hörte immerhin auf, ihn zu schütteln. Ein klobiger Finger stieß auf die Handschelle zu. »Nicht gut.«

Nein, wirklich nicht. Unbequem und hässlich. Aber Suo Lung meinte nur »nicht richtig«. Han sagte. »Nein, nicht gut. Sieh her ...«

Er griff in den Sand und fegte ein Stück von Kieseln leer. Mit der freien Hand, der rechten, verstümmelten Hand, in der immer noch Schmerz wie ein prasselndes Feuer aufflackerte, wenn er das tat.

Und langsam, mit dem Zeigefinger dieser Hand, weil sie die war, die er zu gebrauchen verstand, und weil Suo Lung die andere kräftig am Eisenband festhielt – wozu hatte er überhaupt einen Hammer gebraucht, wenn er das Eisen mit bloßen Händen um das Gelenk hätte drücken können? -, schrieb Han das Schriftzeichen für »Stille« in den Sand.

Er schrieb es groß und deutlich, als wäre Schmerz die Tinte, als wären seine Knochen und sein Fleisch der Pinsel.

Suo Lung sah besorgt von dem Schriftzeichen im Sand zu dem auf der Handschelle, hin und her, einmal, noch einmal, ein drittes Mal; und setzte das Schreibwerkzeug auf das Eisen, zeichnete einen der fehlenden Striche nach und sah Han an, um Bestätigung zu erhalten.

»Ja, das ist richtig, genau so ...«

Das Werkzeug grub sich ins Eisen, zeichnete den Strich. Und dann noch einmal: der nächste Strich, die gleiche Nachfrage. Dieses Zögern hätte Han Prügel von seinem früheren Herrn eingebracht – und hatte sie ihm auch mehrfach eingebracht, als er gerade erst die Schriftzeichen gelernt hatte.

Am Ende war der Schmied dann fertig. Das Schriftzeichen war schief und schlecht geschrieben, aber es stand für das, was er sagen wollte, warum auch immer er das zum Ausdruck bringen wollte.

»Stille«, sagte Suo Lung mit einem fragenden Unterton.

»Stille«, bestätigte Han fest und nickte mit schmerzendem Kopf, um das zu unterstreichen.

Der Schmied brummte und stieß den Jungen vom Amboss weg, schickte ihn wieder an die Blasebälge.

Nahm ein weiteres kleines Stück Eisen und warf es in die Esse, um es zu erhitzen.

Auf Hans zweiter Handschelle stand – am Ende – »Schlaf«.

Dann bediente er erneut die Blasebälge, während Suo Lung den Mastbeschlag erhitze und daran herumhämmerte. Han versuchte, sich einzubilden, dass das Gewicht des Eisens an seinen Handgelenken ihm half, die Bambusgriffe nach unten zu drücken und so Luft in die Esse zu blasen; aber er musste sie natürlich auch wieder emporziehen und seine Hände fühlten sich bald unglaublich schwer an, wenn er gerade irgendetwas außer dem Schmerz spüren konnte. Zudrücken und hochzerren. Beides tat so weh, als ströme geschmolzenes Eisen in seine Knochen.

Schwindelig und unter quälenden Schmerzen pumpte er Luft und pumpte immer weiter. Schwitzend und schluchzend bewegte er die Arme auf und ab, auf und ab. Seine Kleider waren durchgeschwitzt, und ihn überkam immer wieder heftiges Zittern, aber er machte weiter.

Es kam zu einer Explosion, einem Aufzischen von Dampf aus dem gewaltigen Eisenkessel, den Suo Lung aus dem unteren Frachtraum gehievt hatte und als Abschrecktrog verwendete. Die Arbeit war getan, der Beschlag vollendet, und Han pumpte immer noch, bis die Hand des Schmieds auf seine Schulter fiel, um ihn aufzuhalten.

Es war seine rechte Schulter, in der der Schmerz wie ein zusammengerolltes Lebewesen hauste. Das Gewicht dieser Hand war genug, Han einen dünnen Schrei abzurufen, als Feuer unter seiner Haut aufloderte.

Suo Lung grunzte, hielt die rechte Hand des Jungen ins gleißende Sonnenlicht und sah sie sich an; dann zog er ein Messer aus dem Gürtel und legte seine Spitze auf ein heißes Kohlestück am Rand der Esse.

Als der Stahl so heiß war, dass er dampfte, stieß er ihn geradewegs durch den brennenden Schorf dort, wo Hans unteres Daumengelenk sich befunden hatte.

Han schrie erneut.

Als der Schmied die Klinge herauszog, sprudelte Eiter hervor. Er drückte die Wunde zwischen seinen beiden Daumen aus, bis keine Flüssigkeit mehr nachströmte; dann erhitze er die Klinge erneut und versengte die Wunde noch einmal.

Han bekam keine Luft mehr, mit der er hätte schreien können. Er konnte nur Schmerzen empfinden, sauber und tief. Seine Hand wollte sich der Klinge entziehen, aber der Griff des Schmieds hielt sie mühelos, umschloss Handgelenk und Handschelle mit Fingern wie Stahlbändern.

Als es vorüber war, ließ der Schmied endlich los; und, nein, Han hatte nicht vor weiterzupumpen. Nie mehr im Leben. Er kauerte sich auf den Knien zusammen, atmete, zog die Hand an die Brust, aber nicht nahe genug, um sie irgendetwas berühren zu lassen; sogar die Berührung seines Atems war zu viel.

Als er das eine Weile lang getan hatte, hörte er Stimmen in der Nähe; eine von ihnen gehörte Li Ton. Er klang zufrieden. Das war Han ziemlich gleichgültig. Die Stimmen entfernten sich, und als Han schließlich den Kopf hob, war auch der Beschlag verschwunden, also hatten Li Ton oder seine Männer ihn wohl mitgenommen. Wahrscheinlich waren sie jetzt auf der *Shalla* und richteten einen neuen Mast auf. Han sah nicht hin; es war ihm gleichgültig.

Der Schmied hatte einen großen Haufen Alteisen gesammelt: zerbrochene Gussteile und verrostetes Werkzeug, nicht zu identifizierende Gegenstände jeglicher Form und jeden Gewichts. Manche stammten aus dem Frachtraum, manche gehörten zum Ballast in der Bilge. Alles sollte eingeschmolzen werden, um in das umgearbeitet zu werden, was die Dschunke am nötigsten brauchte oder was ihr Kapitän am dringlichsten verlangte.

Suo Lung kramte in diesem Haufen herum und zog ein Stück Kette daraus hervor. Er legte sie auf einen Stein am Rand der Esse, sodass die beiden zerbrochenen Endglieder im Feuer lagen und erhitzt wurden.

Dann winkte er Han noch einmal an den Amboss.

Sie fühlt ... Was fühlt sie?

Sie weiß es nicht. Es ist ewig her, seit sie zuletzt etwas gefühlt hat.

Für einen kurzen Augenblick hat sie sich vorhin frei gefühlt. Gelöste Ketten, der Sog der Gezeiten und der Strömung, die Möglichkeit, sich zu bewegen. Sie reckte sich und streckte sich; sie fühlte sich frei.

Jetzt, als sie darüber nachdenkt, ob sie sich noch einmal strecken sollte – als sie sich zu fragen beginnt, ob sie es vielleicht wagt, sich zu erheben -, spürt sie etwas, das sie daran hindert.

Sie dachte, die Ketten wären gesprengt. Vielleicht nicht. Vielleicht hat sie das nur geträumt.

Vielleicht sollte sie einfach still liegen, vielleicht sollte sie wieder schlafen.

Der Schlaf trifft sie wie eine anrollende Welle, und ihr Körper krampft sich zusammen und liegt still.

Aber sie hat noch immer den bitteren Geschmack der Wachheit im Kopf, ein Bewusstsein ihrer selbst, ihrer Kraft, ihres Verlusts.

Wie viel sie verloren hat ... Bewegungsfreiheit, Zeit und Macht.

Hier gibt es keine Macht, im Griff der Stille und der Verlockung zu schlafen. Es ist nichts, das irgendeine Macht über sie hat; das will sie sich nicht eingestehen.

Sie wird sich erheben, sich bewegen, wieder sie selbst sein.

Sie wird ...

Der Kaiser war hier, auf Taishu.

Niemand verstand so recht, warum – es gingen Gerüchte von Aufstand und Flucht um, aber er war der Kaiser, der Sohn des Himmels, der Jade-Mann: Wie konnte er fliehen? Und vor wem? Aber die Tatsache stand fest. Er war hier.

Das ganze Tal herauf und hinunter waren die Leute schon seit Tagen aufgereggt, wie sie es immer waren, wenn es Gerüchte über ferne, bedeutende Ereignisse gab. Sie redeten, sie träumten, sie spannen wunderbare Geschichten über Dinge, von denen sie nichts verstanden. Wunderbare und erschreckende: Der Kaiser war gekommen, und Krieg würde bald folgen.

Es hatte nichts zu bedeuten. Was konnte das hier oben in den Bergen schon ausmachen? Die Jade musste abgebaut werden. Man musste Nahrung sammeln oder anbauen, Wasser holen, das eine oder andere Dach reparieren, Stoffe weben. Nichts änderte sich nur deshalb, weil der Kaiser auf die Insel gekommen war.

Das dachte zumindest Yu Shan. Er und seine Familie hatten einen eigenen Grund zur Aufregung. Er war noch jung, aber sein Großvater war es nicht; und sein Großvater hatte noch nie einen solchen Stein gesehen, wie sie ihn am äußersten Ende der ausgebeuteten Ader gefunden hatten.

Yu Shan war nicht in seine Nähe gelassen worden, außer, um ihn anzusehen und über die Schönheit, die Reinheit, die schiere Größe dessen, was sie gefunden hatten, zu staunen. Sein Vater und sein Onkel wechselten sich darin ab, um den Stein herumzuarbeiten und das umgebende Gestein vorsichtig Splitter für Splitter abzutragen.

Die Tage waren vom Warten, Jagen, Sammeln und Brauen erfüllt – den gewöhnlichen Tätigkeiten derer, die nicht unter Tage arbeiteten –, doch alles wurde von atemloser Vorfreude überlagert. Yu Shan verbrachte so viel Zeit wie möglich im Wald – unter dem Vorwand, Fallen zu stellen und Sprossen zu sammeln, während er nach neuen Adern Ausschau hielt. In Wirklichkeit wollte er Abstand. Er war das Spekulieren und die düsteren Voraussagen leid – »Wir werden nach Gewicht bezahlt werden, wie immer, er ist für uns nicht mehr wert als Splitter« – und deshalb froh, einfach fern vom Klang der Stimmen zu sein.

Und so traf er natürlich eine Freundin, eine Clanfreundin, eine Cousine zwischen den Bäumen und musste mit ihr sprechen. Normalerweise tat er das gern, auch wenn sie einfach nur dasaßen und redeten. An manchen Tagen, in manchen Nächten, verfielen sie auf einen anderen Zeitvertreib, und seine Mutter hatte vor, bei der nächsten Clanzusammenkunft um sie anzuhalten. Jetzt gerade war sie aber der letzte Mensch, den er sehen wollte. Sie gehörte noch nicht zu Familie, deshalb konnte er nicht von dem Wunderstein sprechen; aber es war schon allgemein bekannt, dass er sie einfach nicht anlügen konnte, und sie sah jedes Geheimnis in seinem Herzen.

Wenn sie sich die Mühe machte hinzusehen. Heute konnte er froh sein, dass das ganze Tal sich in Aufregung befand.

»Wenn der Kaiser auf Taishu ist«, sagte sie, nachdem sie einander begrüßt und ein wenig berührt hatten, »wozu brauchen wir dann noch die Jademeister?«

Uff. So war sie, kühn, geradeheraus und unmöglich. »Psst«, sagte er, nur instinktiv, nicht weil er dachte, dass irgendjemand sie hier belauschte, sondern weil sie leicht das Gleiche anderswo hätte sagen können, wo Leute waren.

Sie zuckte die Schultern. »Stimmt doch aber. Alle denken das. Wir finden den Stein, wir bauen ihn ab. Alles, was die Jademeister je getan haben, war, ihn zum Kaiser zu bringen. Das können wir jetzt selbst tun. Ihn zur Straße bringen, die Straße entlang – und am Ende der Straße ist der Kaiser.« Sie lächelte und hob die Schultern, zufrieden damit, wie einfach alles sein würde.

Er fragte: »Und was dann? Macht er uns dann reich wie die Jademeister?«

»Das nehme ich an. Wenn er will. Es ist sein Stein.«

»Warum willst du reich sein?« Das Tal, die Bergwerke und der Wald würden immer noch da sein; er war sich nicht sicher, ob Geld dem irgendetwas hinzufügen würde.

Ein anderes Schulterzucken, gereizt, weil sie darauf keine Antwort hatte. »Vielleicht will ich ihnen nur ihr Geld wegnehmen.« Und dann – weil sie ehrlich und scharfsichtig war und wusste, dass sie sich albern verhielt – noch ein anderes Schulterzucken, um ihre Verärgerung und das ganze Gespräch beiseitezuschieben. »Lass uns nicht davon sprechen. Erinnerst du dich an den Bach, den wir letzten Monat erkundet haben? Ich bin höher hinaufgegangen und habe einen neuen Teich entdeckt. Wir könnten hochgehen, ich könnte ihn dir zeigen ...«

Er war erleichtert, aber auch dumm. Er fragte: »Warum?«

»Weil *du*, Yu Shan, vielleicht Lust haben könntest, ihn dir selbst anzusehen ...«

Ein Teich, durch den ein Bach floss, war es immer wert, im Tauchgang erkundet zu werden, weil sich auf dem Grund manchmal Jadekiesel sammelten. Wenn dort welche lagen, bedeutete das, dass der Wasserlauf weiter oben eine Jadeader durchschnitt. Wenn sie einen neuen Teich gefunden hatte, war sie hineingetaucht; und sie hatte keine Jade gefunden, denn wenn sie welche gefunden hätte, hätte sie nicht angeboten, ihn dorthin mitzunehmen. Sie gehörte noch nicht zu seiner Familie.

Wenn sie hineingetaucht war, hatte es keinen Sinn, das Gleiche zu tun. Das wussten sie beide.

Doch um in einen Teich hinabzutauchen, musste er sich die Kleider ausziehen – sie auch. Das bedeutete, zusammen zu schwimmen, zusammen zu tauchen.

Warm zu werden, danach zusammen zu trocknen. Heiß und klebrig zu werden, wieder schwimmen zu müssen ...

Er nahm sie bei der Hand und sagte: »Zeig ihn mir.«

Sie war die Erste, aber nicht die Letzte, die er solche Dinge sagen hörte. Er hörte sie am Feuer der Familie, gemurmelt in der Dunkelheit; er hörte sie im Bergwerk der Familie, geflüstert in noch tieferer Dunkelheit, als er glaubte, sein Onkel hätte ihn nur mit hineingenommen, um ihn die breite, glatte, schimmernde Flanke des Wundersteins sehen zu lassen.

Er spürte das, was ungesagt bleibt. Jetzt besonders, da sie einen Stein von solcher Majestät hatten, einen Stein, aus dem ein berühmtes Kunstwerk, ein kaiserlicher Schatz, geschnitzt werden konnte; warum sollten sie jetzt, da der Kaiser auf Taishu war, ihre Entdeckung einfach einem gewöhnlichen Fuhrmann übergeben, der sie nach seinem Ermessen mit groben Stoffen und Tee entlohnen würde?

Dazu war ein Mädchen schließlich da. Wenn seine Mutter darüber nicht erfreut war, sollte sie zumindest zufrieden damit sein.

Mei Feng stand, wo man ihr zu stehen geboten hatte, und wartete, wie man ihr zu warten geboten hatte. Nach ihr war geschickt worden; ihr abwesender Herr hatte sie herbefohlen. Seine Dienerschaft hatte sie gekämmt und zurechtgemacht und dann hier, im innersten seiner Gemächer, seinem privaten Schlafzimmer zurückgelassen. In seiner Abwesenheit.

Sie wartete und er kam.

Letztendlich.

Erstaunlicherweise entschuldigte er sich, als er kam; er war der Herr der Welt, ihrer Welt, ihr Herr, und war doch aufgeregt, als er durch die Tür kam. »Mei Feng, es tut mir leid, meine Mutter hat mich aufgehalten. Haben sie dich hier lange warten lassen? Setz dich, setz dich ...«

Das hielt sie davon ab, auf die Knie zu fallen und mit dem Kopf auf den Boden zu schlagen, wie sie es hätte tun müssen; das hatten seine Diener gesagt. Er ließ sich aufs Bett fallen und klopfte neben sich auf die Matratze; sie gehorchte ihm absichtlich nicht, sondern setzte sich zu seinen Füßen auf den Boden und legte eine mutige Hand auf sein Bein. Trug ihr gewissenhaftes, hastiges Geständnis vor: »Herr, ich ... Ich weiß nicht, wie ich Euch zu Willen sein soll ...«

Sie war für diese zärtlichen, höfischen Künste weder geschaffen noch ausgebildet. Man konnte sie parfümieren und pudern und in raschelnden Luxus kleiden. Sie war ihm schon gut genug, sie anzusehen, mit ihr zu sprechen, sie anzuhören. Das wusste sie alles und natürlich auch, was dahintersteckte. Sie hatte keine Angst vor seinem Körper oder seinem Bett; sie hatte nie die Gelegenheit gehabt, schüchtern zu sein. Meereskinder arbeiteten gemeinsam, wuschen sich gemeinsam, spielten gemeinsam; im Wasser und außerhalb, mit ihren Kleidern und ohne sie. Als ihr Großvater sie als Mannschaft angenommen hatte, hatte sie die gleichen lässigen Gewohnheiten aus schlichten Vernunftgründen beibehalten. Wenn sie schon die halbe Zeit über nass sein und zudem noch nach Fisch stinken musste, warum sollte sie sich da noch mit Kleidern belasten? Es schadete ihr nichts, angestarrt zu werden, wenn sie aus- und einliefen; einer der Jungen auf der Kaimauer würde vielleicht eines Tages ihr Ehemann werden, also sollten sie ruhig glotzen. Und sie mochte es sehr, ihren Körper einzusetzen, das Gefühl, wenn man sich streckte und abmühte ...

Aber alles, was sie bisher damit getan hatte, war praktischer Natur. Sie konnte holen und tragen, laufen und schwimmen, segeln und fischen; all das nützte ihr hier nichts. Er war der Kaiser, und sie war zu ihm gesandt worden, endlich zu ihren wahren Pflichten befohlen, zu dem, wofür sie nach Ansicht aller hier war; und sie wusste nicht, was sie tun sollte.

Nun, er konnte es ihr sicher sagen, zeigen ...

Allerdings zitterten seine Finger, als er ihr Haar berührte und an der edelsteinbesetzten Kranichhaarnadel herumspielte, die seine Diener mühevoll dort befestigt hatten. Sie waren empört gewesen, dass ihr Haar so kurz wie das eines Jungen geschnitten war. Wie konnte eine Frau ihrem Herrn gefallen, so hatten sie gefragt, wenn sie keine lange Haarmähne hatte, die ihr Stolz und ihre Schönheit und zugleich sein Spielzeug war?

Mit *Augen und Haut*, vielleicht, hatte sie antworten wollen, mit *Worten, Zunge und Berührung*? Aber sie wusste nichts davon, was dem Kaiser oder irgendeinem Mann gefallen würde. Sie war still geblieben und hatte sie an ihr herumzupfen lassen, an all diesen absurden Verzierungen. Vielleicht würden sie ihm gefallen, sie wusste es nicht. Ihr kam es nur so vor, als seien sie im Weg.

Ihm vielleicht auch. Er zog das hübsche Ding heraus und warf es beiseite. Dann schienen seine Finger es zurückhaben zu wollen, als sie sich wieder ihrem Kopf näherten; sie schienen zumindest etwas zu suchen, womit sie spielen konnten.

Er sagte: »Es ist mein Wille, dich hierzuhaben. Allein mit dir zu sein, Mei Feng.«

Wenn ein anderer Mann ihr Ohr so berührt, mit dem Daumen an seinem Bogen entlanggestrichen hätte, dann hätte sie das vielleicht wütend gemacht; sie hätte sich wie ein Stück Vieh gefühlt, das auf dem Markt begutachtet oder im Stall beruhigt wurde. Aber er war so eifrig und doch so schüchtern, in seiner Stimme lag das gleiche Zögern wie in seinen Fingern; sie fühlte einen unglaublichen Verdacht in sich aufsteigen.

Und konnte ihn natürlich nicht aussprechen: *Herr, seid auch ihr noch unberührt?* So legte sie nur ihre Wange gegen seine Handfläche und atmete seinen Duft ein, Parfüm, Schweiß und jungenhaften Moschusgeruch, bis er erstaunlicherweise selbst sagte: »Ich weiß auch nicht, wie ich erfreuen soll«, und seine freie Hand die Bettdecke berührte und er noch nervöser klang, als sie es war, noch größere Angst vor der Schande hatte.

Sie setzte sich auf ihre Fersen, nahm seine Hand, hielt sie fest, tastete nach dem flatternden Puls und sagte: »Wirklich, Herr? Keine Mädchen?«

»Keine anderen Mädchen.« Seine Finger schlossen sich um ihre. »Noch nie. Meine Mutter ...«

Ach ja, seine Mutter. Zu nahe, zu wachsam in der Verborgenen Stadt und noch näher und wachsamer unterwegs. Vielleicht fürchtete sie eine Rivalin oder war einfach entschlossen, seine Bettgefährtingen selbst auszuwählen, wenn die Zeit reif war.

Dennoch hätte ein anderer Junge Mittel und Wege gefunden, dachte sie. Sogar auf dem Marsch. Sie sagte: »Aber mein Herr hat doch so viele Frauen, die ihm dienen.« Jung und hübsch und zu seiner freien Verfügung. »Er muss doch Gelegenheiten gefunden haben ...«

Er seufzte. »Frauen meiner Mutter, allesamt. Gekauft und ausgebildet, um meine Leibsklavinnen zu sein – ihre Spioninnen. Und ja, ohne Zweifel werden sie sich zu mir ins Bett legen, wenn ich es verlange, aber dann werden sie ihr Bericht über mich erstatten, über mein Verhalten hier und ...«

Er war der Kaiser; der Stolz war ihm in die Wiege gelegt. Deshalb hatte er allein geschlafen, bis heute Nacht, da er mit einem Mädchen zusammen sein konnte, das er sich selbst ausgewählt hatte und das – dessen konnte er sich gewiss sein – nicht seiner Mutter hörig war.

Auch sie hatte ihren Stolz, Meeresstolz, wie sie ihn hätte nennen können, und es gefiel ihr gut, seiner Mutter nicht gefällig zu sein. »Ich werde ihr nichts erzählen«, versprach sie. Und dann: »Wie sollen wir anfangen?«

In Wirklichkeit glaubte sie, dass sie schon angefangen hatten. Aber ihre mit weit aufgerissenen Augen gestellte Frage ließ ihn vor unterdrücktem Gelächter losprusten, und das schien ein guter Weg zu sein, neu zu beginnen.

Er sagte: »Vielleicht, indem wir ein paar dieser schweren Kleidungsstücke ablegen, meinst du nicht?«

Das meinte sie auch und griff nach unten, um ihm die wunderschönen, bestickten Pantoffeln von den Füßen zu streifen, die lang und sauber waren und weiche Sohlen hatten, nicht so harte, ledrige wie ihre eigenen. Dann kamen all die Schwierigkeiten, die Gewänder mit sich brachten, die ihr Träger nicht selbst aufschnüren sollte, und das unbeholfene Hantieren zweier Leute, die solche Dinge nicht gewohnt waren: Einer von ihnen hatte sich nie selbst angekleidet, die andere noch nie solche Kleider getragen. Ihre Anstrengungen führten im schummrigen Lampenlicht zu angespanntem, verzweifelterm Kichern. »Ich glaube, ich habe diesen Knoten zu fest angezogen, um ihn jetzt wieder zu lösen. Äh, ich könnte meine Diener rufen ...?«

Und seine Mutter davon wissen lassen, dass er und seine kleine Kurtisane es noch nicht einmal fertigbrachten, einander zu entkleiden. Sie hörte seine Verzweiflung sogar durch sein Lachen hindurch. »Nein, Herr. Nicht sie, nicht hier und jetzt. Ihr und ich können die Gewänder des jeweils anderen öffnen, wenn auch nicht unsere eigenen. Auch wenn diese verdammte Knöpfe nicht durch die Knopflöcher gehen, das schwöre ich euch ... Hat mein Herr ein kleines Messer, irgendeines ...?«

Ihr Herr hatte ein kleines Messer. Keine der nützlichen Klingen, die jeder Junge, den sie kannte, trug und die sie selbst getragen hatte. Seine war verziert und gefährlich, eine Klinge nicht länger als sein Fingernagel, scharf genug, ein Auge damit auszustechen, aber völlig ungeeignet, um damit einen Fisch auszunehmen.

Knöpfe und Bändchen verschwanden dann rasch – sollten seine Dienerinnen sie doch am Morgen alle auf Händen und Knien wieder aufsammeln!

Seide glitt über warme, zitternde Haut und verschwand.

Es gab ihn, es gab sie; und er war jetzt nicht so sehr ein Kaiser, sondern ein Junge, eilig und ungeschickt, und er hatte fast Angst. Vor sich selbst, vor ihr. Und sie war ...

Nun, was war sie? Hier jedenfalls: so viel war gewiss. Durch und durch hier. Vor seinen Augen, weil er den Blick nicht von ihr abwandte, vielleicht, weil er dachte, dass er sie in diesem gedämpften Licht verlieren würde. In seiner Hand, auch das. In seinen Händen, weil er es anscheinend nicht lassen konnte, sie zu berühren.

Wenn sie auch vor den Augen seiner Mutter standen, wenn ihre Frauen durch Gucklöcher zusahen, gleichgültig. Dies war es doch sicher, wozu Mei Feng nach Ansicht der Kaiserin taugte. Sollte die alte Frau doch befriedigt sein, solange ihr Sohn es auch war.

»Herr?«

»Mei Feng.«

»Vergebt mir, ich bin unbeholfen und dumm und ...«

»Das war wohl eher ich, nicht wahr? Ich glaube, du wirst blaue Flecken bekommen.«

Das stimmte. Er war stärker, als sie gedacht hatte, sofern nicht alle Männer stark waren, wenn sie in Hitze kamen. Verwirrung und Ungeschicklichkeit, ein bisschen Schmerz: Es war für beide kein Anlass zur Freude gewesen. Aber es hatte gewisse Augenblicke gegeben, erhaschte Blicke auf etwas anderes, etwas, das wartete, etwas, das man lernen konnte. »Ich glaube, es wird besser werden, Herr. Beim nächsten Mal.« Besser für sie beide, meinte sie; aber, indem sie sich ein wenig an ihn schmiegte, damit er sich nicht zurückzog: »Ich glaube, mein Herr sollte häufiger üben. Mit anderen Frauen.«

»Ich will mit dir ... üben.«

»*Auch* mit anderen Frauen, meinte ich, Herr.« Sie lachte, küsste ihn auf die Schulter. »Mit Mädchen, die besser wissen, wie sie Euch zu Willen sein können. Dann könnt Ihr mich unterrichten.«

»Meine Mutter ...«

»Ganz gleich, was Eure Mutter sagt. Ich bin mir sicher, dass wir einen Weg finden können.« Jetzt, da dieser spezielle Schleier heruntergerissen war, nahm sie an, dass seine Mutter ihnen weniger im Wege stehen würde. Es war besser, den Jungen beschäftigt zu halten, als ihn gelangweilt, ruhelos und zur Einmischung neigend zu ertragen. Besser ein Dutzend Frauen als eine. Genug Frauen konnten seine ganze Zeit füllen, Geschenke und Aufmerksamkeiten verlangen, ihn in Liebschaften verstricken, die nirgendwo außerhalb der Palastmauern eine Bedeutung hatten. Wäre Mei Feng Kaiserin gewesen, wäre das ihr Plan gewesen.

Seine Hand lag jetzt auf ihrer Hüfte, ängstlich, hoffnungsvoll. »Dann solltest du auch üben, Mei Feng. Aber mit keinem Mann außer mir.«

»Wie Ihr wünscht, Herr.«

»Herr?«

»Mei Feng.«

»Erzählt mir, wie Ihr hergekommen seid.«

»Danach hast du mich schon auf dem Boot gefragt.«

Dreimal, mit unterschiedlichen Worten. Sie wollte etwas über ihn erfahren, über diesen Jungen, den sie im Dunkeln umschlungen hielt. Sie wollte mehr als seinen schlanken Körper.

»Mein Herr erzählte mir, warum er herkam. Erzählt mir aber, wie. Erzählt mir von der Reise.« Sie mochte Geschichten und glaubte, dass er gern redete. Sie hatte bereits herausgefunden, wie sie ihn glücklich machen konnte. Er ließ sich gern berühren – vielleicht weil er Kaiser war und niemand es je wagte, ihn zu berühren. Er mochte es, wie sie jetzt ganz ausgestreckt an seiner Seite lag, den Kopf an seine Schulter gelegt; selbst so vermochte sie mit den Zehen kaum seine Knöchel zu berühren.

Er mochte es, wie sie ein Bein über seines geschlungen hatte, wie ein Teil ihres Gewichts auf ihm lastete. Es hatte sie ein wenig nervös gemacht, aber seine Hand auf ihrem Schenkel sagte: *Nein, gut so, bleib hier.*

Er mochte es, so dachte sie, dass ihr Körper nicht weich, gesalbt und fast unbenutzt war; dass sie Muskeln, Narben, Schwielen und Kraft hatte. Es gefiel ihm mit Sicherheit, dass er stärker war. Damit hatte sie nicht gerechnet – weder mit der Kraft noch mit der Art und Weise, wie er sie genoss, als hätte sie ihn auch überrascht. Als hätte er sich früher für schwach gehalten und als hätte sie ihm zu erkennen geholfen, dass das nicht wahr war.

»Bist du nicht müde?«

Sie konnte nicht anders: Sie lachte ihn aus, bevor ihr wieder einfiel, wer er war. Auch das schien ihm zu gefallen.

»Verzeiht, Herr, ich wollte nicht ...«

»Pssst. Lachen ist gut, entschuldige dich nicht für dein Lachen. Niemand lacht je in meiner Nähe. War das, was ich gesagt habe, so lustig?«

Sie hatte viele Antworten, sie konnte sie an seinen Rippen abzählen. Ihre rauen, schadhafte Finger drückten sich an glatte, makellose, kaiserliche Haut. Sie dachte, das könnte ihm gefallen. Seine Haut war klebrig, salzig unter ihrem Mund, während sie aufzählte und nicht den Kopf hob, sondern direkt seinem Herzen die Wahrheit sagte.

»Ich habe auf einem Fischerboot gearbeitet, Herr, seit ich neun Jahre alt war. Ich war die ganze Mannschaft. Wenn wir gefischt haben, habe ich die ganze Nacht nicht geschlafen. Und wenn wir ein Fest feiern, gibt es am Strand Tanz und Feuerwerk, die ganze Nacht lang.«

»Du willst sagen, du bist es gewohnt, wach zu bleiben?«

»Ja, Herr.« Aber sie hatte ihre Aufzählung noch nicht beendet. »Und heute Nacht bin ich gar nicht müde. Heute liege ich mit meinem Kaiser in seinem Bett, und ich glaube nicht, dass ich schlafen könnte, selbst wenn ich es wollte. Und« – der letzte Punkt, ein Finger mehr – »ich will nicht einschlafen. Ich mag das hier.«

»Alles?«

»Ich bin meinem Herrn gern zu Willen.« Das war vielleicht diplomatisch ausgedrückt, aber zum Glück auch wahr. Er war zwar nicht der Mann, den sie sich erwählt hätte, aber wer hatte schon eine Wahl? Ihr Vater hätte sie früher oder später mit irgendeinem Lehrling von der Bootswerft verheiratet; das hätte er schon vor Jahren getan, wenn ihr Großvater nicht so entschlossen gewesen wäre, sie auf seinem Boot zu behalten.

Niemand konnte je den Kaiser erwählen, aber er hatte sie erwählt. Das gefiel ihr. Jetzt würde sie für immer seine Erste sein, was wichtig zu sein schien; und ihr gefiel die einfache, körperliche Intimität, ihre langsame, gegenseitige Erkundung dessen, was möglich und gut war. Und dies, so dachte sie, gefiel ihr am besten: einfach nebeneinander zu liegen und leise in der Dunkelheit zu reden, Geschichten zu erzählen.

Sie legte ihm die ganze Hand flach auf den festen Brustkorb. »Mein Herr hatte vor, mir zu erzählen, wie es war herzukommen. Und ich glaube, er weicht der Frage

immer wieder aus.«

»Tue ich das?« Seine Finger spielten mit ihren, lenkten sie ab. »Vielleicht ja. Ich habe es verabscheut, verstehst du? Jeden einzelnen Tag.«

Das hätte gegenüber einem klügeren Mädchen, an einem anderen Tag, ein Weg sein können zu sagen: *Nein, frag nicht, ich bin dein Kaiser und muss es dir nicht erzählen.*

Aber er sagte es heute Nacht zu ihr; und sie schloss die Hand um seine und sagte: »Erzählt mir davon.«

Und erstaunlicherweise tat er das.

In gewisser Weise.

Er sagte: »Ich war wieder oben auf dem Dach des Torhauses und habe auf die Bucht hinausgeblickt. Habe den Booten beim Einlaufen zugesehen.«

»Ja, Herr.« Das wusste sie natürlich. Alle wussten das.

»Wenn ein Schiff einläuft und vor dem Wind segelt, steigt eine Welle aus Wasser vor ihm auf, als wüsste das Wasser, dass das Boot kommt ...«

Ja, Herr. Wir nennen sie Bugwelle und man muss nicht weit oben stehen, um sie zu sehen. Sie lernte in diesem seltsamen Palast schnell höfischen Takt, und mehr noch in diesem seltsamen Bett mit seinen Vorhängen. Sie sprach ihren Gedanken nicht aus, war zufrieden mit sich und fragte sich, was er wohl damit sagen wollte. Sie kannte sich mit Booten aus; er nicht.

»So war es«, sagte er. »*Wir* waren so, wir waren das Wasser, das vor dem Boot herlief, die Neuigkeiten vor dem Ereignis. Wir waren unsere eigenen Neuigkeiten. Niemand wusste, dass es einen Aufstand gegeben hatte, bevor wir ankamen, auf der Flucht davor. Niemand war vorbereitet, niemand konnte es sich leisten, uns zu verpflegen oder Zuflucht zu gewähren, also verpflegten wir uns selbst aus ihren sorgsam angelegten Vorräten und machten uns bei jedem Halt Feinde. Deshalb mussten wir in Bewegung bleiben, weiter und weiter ...«

Am Ende waren sie hierhergekommen, und es gab viele Gründe dafür, sie sah sie alle; und sie dachte immer noch, dass es hoffnungslos war, denn dies war eine Insel, die sie nicht alle ernähren konnte.

»Herr? Wie werden wir jetzt leben, wir alle und ihr alle, zusammen?«

»Mmm? Wir werden durchhalten, natürlich.« Er sagte es beinahe mit der Stimme eines anderen, sprach es aus wie ein Feldzeichen: *Wir Werden Durchhalten.* Er musste es ständig gehört haben, wenn er seiner Mutter oder seinen Generälen die Frage gestellt hatte: *Was werden wir auf Taishu tun?* »Es wird hart werden, aber es muss sein. Wir können nirgendwo anders hingehen; die Jade ist hier.«

»Wenn sie jetzt das ganze Reich auf dem Festland haben, um sich darum zu balgen und es zu zerstören« – denn es war ein Glaubensgrundsatz, dass das Reich ohne seinen Herrn der Zerstörung anheimfallen musste -, »werden sie Euch ja vielleicht hier unbelästigt lassen ...«

Sie drückte es sehr, sehr schlecht aus, doch nicht so geübt in Diplomatie; sie lernte doch nicht so rasch. Sie spürte die plötzliche Kälte in ihm. Auf einmal war er der Kaiser und beleidigt.

»Oh, werden sie mich in Ruhe lassen? Glaubst du das? Sollte ich dankbar sein, wenn sie mir erlauben, mich an diesen letzten Krümen meines eigenen Reiches zu klammern?«

»Herr, vergebt mir. Ich ...«

Sie war gelegentlich eine sorglose Närrin, was Worte anging, aber sie war auch ein Mädchen, sein Mädchen, sein erstes; er konnte seine Kränkung anscheinend nicht aufrechterhalten, solange er sie warm an sich gedrückt hielt.

Er sagte: »Nein, sei still. Es ist zu spät für mich, stolz zu sein, nachdem sie mich so weit gehetzt haben.«

»Eure Generäle waren diejenigen, die geflohen sind, Herr ...«

»... und die mich mitgenommen haben. Ja. Und meine Mutter. Ich bin mitgekommen, weil sie sagte, dass ich es tun müsste. Aber sie hatten recht, nehme ich an. Was verstand ich damals schon vom Krieg?« Er verstand jetzt mehr davon, und das war noch immer seine Geschichte, und er erzählte sie noch immer nicht. Gleichgültig. »Sie hatten damals recht. Die Rebellen werden uns verfolgen, das müssen sie.«

»Warum, Herr?«

»Weil die Jade hier ist.«

Darin lag große Wahrheit, und große Bedrohlichkeit. Sie würden kommen.

Sie wollte nicht daran denken, an Krieg und Tod auf ihrem heimatlichen Taishu. Sie konnte sich selbst ein wenig Feigheit gestatten, nur für heute Nacht. Sie sagte: »Herr? Wie werde ich jetzt leben? Was werdet Ihr mit mir tun?«

Ein lusterner Junge hätte ihr vielleicht anders geantwortet, mit den Händen. Er war Kaiser und war es nicht gewohnt, derb zu sein. Er lächelte, das spürte sie in seinem Haar, und seine Hände bewegten sich durchaus, aber nur, um sie näher an sich zu ziehen. »Du wirst bei mir leben, in diesen Gemächern; und ich werde dich als Schild gegen den Tag verwenden. Du wirst meine Freude, meine Hochachtung, meine Verborgene Stadt sein. Was sonst wünschst du dir von mir?«

»Nur eines, Herr. Lasst in mein Heimatdorf schicken und nachsehen, wie es ihnen nach dem Tsunami geht. Helft ihnen, wenn Ihr könnt. Und ...«

»... und ich soll um eine Liste von Namen bitten, wer überlebt hat, wer gestorben ist?«

»Ja, Herr. Bitte.« *Großvater* ...!

»Natürlich. Das sollte ich an der ganzen Küste tun, auf der gesamten Insel. Eine Volkszählung wäre nützlich: welche Boote wo liegen, wer sie bemannt. Welche Nahrungsvorräte deine Leute haben, wo Soldaten Quartier finden können ...«

»Und wo sie eingesetzt werden können, Herr, um zu helfen, die Häuser der Leute wiederaufzubauen.«

»Ja, natürlich. Auch das. Wir haben genug Männer, sowohl Schreiber als auch Soldaten. Wir können diese Fragen in jedem Dorf auf Taishu stellen. Und die Insel zugleich kartographieren, besser, als wir es bisher getan haben. Die Generäle sollten damit schon befasst sein. Morgen früh findet eine weitere Ratssitzung statt. Ich will, dass du daran teilnimmst.«

»Ja, Herr«, resigniert, aber entschlossen. Sie verstand nichts von Sitzungen, aber sie würde lernen. Wenn sie Einfluss wollte, dann würde es niemals ausreichen, seine Erste gewesen zu sein.

Sie konnte seine Mutter nicht fragen, was sie im Schlafzimmer zu lernen hatte; aber sie konnte seine Dienerinnen fragen, und das würde zu seiner Mutter weitergetragen werden. Das würde die alte Frau zufriedenstellen, dachte sie. Es war nur angemessen, dass sein Mädchen wünschte, ihm zu gefallen.

Was sie im Ratszimmer lernen musste, würde sie selbst herausfinden müssen. Und dabei hoffen, dass die alte Frau nichts bemerkte, bevor es zu spät war, Mei Feng hinauszuerwerfen.

Endlich durfte Yu Shan mithelfen. Das große Stück Jade war aus dem umgebenden Gestein befreit worden, aber es durch die schmalen, gewundenen Gänge den, aber es durch die schmalen, gewundenen Gänge des alten Bergwerks nach draußen zu bringen, erforderte Seile, Geduld und harte Arbeit in drückender Enge.

So, wie der Stein jetzt lag, blieb kaum genug Platz für einen Körper, sich daran vorbeizuwinden. Für einen schlanken, biegsamen Körper, der noch nicht von Narbengewebe und steifen Gelenken eingeschränkt war, von all den Schäden, die ein langes Bergarbeiterleben selbst an widerstandsfähigen Muskeln und Knochen anrichtete.

Hier kam also Yu Shan, nackt und eingeölt; und dort lag die Jade, bereits umwickelt und an Stricke gebunden. Das war die übliche Vorgehensweise. Sie nannten es »das Grün verschleiern« und taten es zum Schutz. Auch kleinere Stücke wurden in Beutel gesteckt, sobald sie abgeschlagen waren. Sogar die Splitter, selbst Krumen und Staub, wurden in kleine Taschen eingenäht, bevor sie ans Tageslicht gelangten. Ein kluger Bergmann verbrachte nicht mehr Zeit unter Tage als nötig und hielt sich sorgsam von der Jade fern, wann immer er konnte. Sie war der Stein des Kaisers, nicht der seine, den er hätte berühren und wertschätzen können.

Onkel Yeng war weniger streng als Yu Shans Vater: Er verstand, dass ein Junge wenigstens einen Blick auf den Wunderstein werfen und heimlich darüberstreichen musste. Aber Onkel Yeng dachte ja auch immer noch, dass sein Neffe ein guter Junge wäre, ganz der Sohn seines Vaters ...

Gleichgültig. Yu Shan war recht sorgfältig, wenn irgendjemand zusah. Wenn sein Vater neben ihm stand und sein Onkel gleich dahinter, war er wirklich sehr sorgfältig. Er hockte sich hin und griff dort in seinen eigenen Schatten, wo er auf den verschleierte Stein fiel. Erst den Arm, dann den Kopf: Es war gerade eben Platz zwischen dem Stein und dem umgebenden Fels.

Man konnte darauf vertrauen, dass der Körper dorthin nachfolgen würde, wohin der Kopf gelangen konnte. Früher oder später.

Raues Sackleinen an seiner Brust, scharfkantiger Stein, der ihm den Rücken aufschürfte, aber seine Brust wurde noch viel mehr versehrt, durch den verhüllten Stein.

Jadebergleute haben ihre Gründe, vorsichtig zu sein.

Obwohl der Wunderstein verdeckt war, spürte Yu Shan, wie die Jade zu ihm sang; er spürte ihr Locken tief in seinen Knochen, wie einen Schmerz, wie den Ruf einer Glocke.

Er stieß sich ab und wand sich in die Dunkelheit; die harten Hände seines Vaters schoben seinen Hintern vorwärts. Der Fels schabte ihm die Haut vom Rücken, aber das war nichts Besonderes: Er rechnete damit, unter Tage zu bluten und danach rasch wieder gesund zu werden. Er war darauf gefasst, dass die Welt wehtat.

Der enge Raum hinter dem Stein war erbärmlich und kantig, eine grob zugehauene Höhlung, die kaum so groß war, dass ein Mann sich hineinkauern konnte, um zu arbeiten. Yu Shan zwängte sich hinein, so gut er irgend konnte, und wartete auf den Befehl seines Vaters.

Der kam schließlich, als Zischen, weil man in der Gegenwart der Jade nicht schreit; das wäre, als würde man in Gegenwart des Kaisers schreien. Yu Shan stemmte die Hände gegen die ihm zugewandten Kanten des Steins und begann einen steten Druck auszuüben.

Sachte lockt man Stein aus der Dunkelheit hervor. Es ist unmöglich, ihn durch diese unbequemen Gänge zu tragen, in denen ein Mann hier kriecht, dort auf dem Bauch voranrobbt und sich schließlich durch eine vertikale Spalte windet. Ein großer Stein muss gezogen, geschoben, gerollt und sanft auf den Weg gebracht werden. Man darf ihn nicht zwingen. Fleisch kann zerquetscht, gezerrt und aufgeschürft werden, aber Stein ist unerschütterlich.

Dieser Stein ließ seine Haut erschauern und weckte Sehnsucht in seinen Knochen; er wollte sich aufrichten und den Berg über seinem Kopf aufbrechen, um den Stein zum Himmel zu recken und hinauszuschreien, wie wunderbar er war.

Stattdessen drehte er ihn einen Fingerbreit hierhin, einen Fingerbreit dorthin, immer nach den Anweisungen seines Vaters. Er bewegte sich stoßweise vorwärts, immer ein Stückchen weiter; das gab ihm ein Stückchen mehr Platz, um zu arbeiten, und er konnte ein Stückchen mehr mithelfen, die Jade zu bewegen.

Etwas knirschte unter dem Jadebrocken. Es hätte nur Abraum sein sollen, ein Splitter des umgebenden Gesteins. Yu Shan dachte nicht weiter darüber nach, bis der Stein um seine eigene Länge auf dem unebenen Boden vorangeglitten war. Dann tastete er im Dunkeln nach diesem Abraum, nur, um zu verhindern, dass er unerwartet sein nacktes Knie auf etwas Hartes, Scharfes stützte.

Seine Finger fanden etwas, und ja, es war hart, scharf und unerwartet; und, nein, es war kein Abraum.

Er wusste es, sobald er es berührte: ein Jadesplitter, der versehentlich vom Wunderstein abgeschlagen worden war, oder vielleicht ein letzter Schimmer, ein Hauch der ursprünglichen Schicht, der noch im umgebenden Gestein verborgen gewesen und unbemerkt geblieben war, als man es weggehauen hatte.

Fast nackt, wie er war, hatte Yu Shan keinen Beutel, keine Tasche, um das Bruchstück zu verstauen; deshalb steckte er es sich in den Mund.

Er hätte Krämpfe und Schmerzen haben sollen, als sie den großen Stein aus den Tiefen des Bergwerks hinaufbrachten und ihrer Last viel mehr Sorgfalt angedeihen ließen als sich selbst.

Yu Shan bemerkte es nicht. Er tat, was nötig war, wenn es angebracht war; seine einzige Anstrengung bestand darin, nicht mehr zu tun, sich und den Stein nicht durch wunderbare Welten schweben zu lassen, durch Felsen und Erdreich und den ganzen Weg bis ans Licht. Er fühlte sich, als könne er das tun, spürte es mehr und mehr, je weiter die Stunden vergingen, je mehr das Lied des Steins seinen ganzen Körper umhüllte, Haut und Knochen und Blut, während der Splitter in seinem Mund erst seine Zunge und seine Zähne kitzelte, dann seinen Hals und Bauch und sein ganzes weiches Innenleben.

Endlich wichen das Grollen, das Gemurmel und die scharfen Anweisungen erleichterten Seufzern, Zufriedenheit, einem Moment des Ausruhens. Dann wurde der Stein von ihm weggezogen, hochgehoben, sodass er ihn nicht mehr sehen konnte. Er krabbelte hinterher, in den offenen Eingang der Mine. Er dachte, er würde vielleicht grün leuchten, aber sein Vater und Onkel Yeng waren nur an dem Stein interessiert, als sie ihn ins Freie und in den umzäunten Hof der Familie trugen.

Es dämmerte, und wieder dachte Yu Shan, dass er selbst leuchtete – er dachte, es müsse für alle sichtbar sein. Doch seine Familie scharte sich um den Stein und ließ Yu Shan völlig allein, sodass er den unerlaubten Jadesplitter aus dem Mund nehmen und rasch in seinem Lendenschurz verknoten konnte. Er hätte ihn direkt zu dem Beutel mit Abschlagen bringen müssen; er hätte es seinem Vater gestehen müssen.

Er tat keins von beidem, sondern behielt den Splitter nur nahe bei sich, während er den Schmutz, das Blut und den Schweiß der letzten Stunden abwusch.

War es Furcht vor Entdeckung, die ihn von der Familie und vom Ratsfeuer, das die ganze Nacht hindurch brannte, fernhielt? Oder war es Hoffnung auf Entdeckung, der süße Geschmack des Geständnisses, der ihn in den Wald lockte, zu den Bachläufen und Teichen, an denen seine Clancousine und er sich wahrscheinlich begegnen würden? Er trug jedenfalls den Splitter noch direkt auf der Haut, wo sie ihn sicherlich finden würde, wenn er nur sie fand.

Doch als der Regen einsetzte, kehrte er um und eilte nach Hause, weniger müde, als er es hätte sein müssen; und erfuhr, als er die Umfriedung erreichte, dass in seiner Abwesenheit eine Entscheidung von großer Tragweite gefallen war.

Sie würden den Wunderstein nicht zur Wagenstraße hinabbringen, um ihn nach Gewicht gegen Bedarfsgüter einzutauschen. Stattdessen würden sie jegliches Gesetz brechen, die Jademeister umgehen und den Stein direkt zum Kaiser bringen.

»Er gehört ihm«, sagte Yu Shans Vater. »Er kann ihn genauso gut von uns erhalten. Vielleicht wird er uns den wirklichen Wert des Steins bezahlen. Vielleicht wird er

sich in Zukunft wieder an uns wenden und gar nicht mehr an die Jademeister. Vielleicht wird er uns jetzt zu seinen Jademeistern ernennen. Vielleicht auch nicht. Der Stein gehört ihm und sollte zu ihm gelangen; das ist alles.«

Alles bis auf eines: Wie sollten sie ihn dorthin bringen? Die Wachen der Jademeister behielten die Straße im Auge; die Clans hatten ihre eigenen Wege durch die Berge, doch die wurden ebenfalls vom jeweiligen Clan bewacht.

Außer beim Clantreffen, wenn man frei und unbeobachtet von Tal zu Tal reisen konnte.

»Wir werden in der falschen Richtung unterwegs sein«, sagte sein Vater, »gegen den Strom; doch man wird uns wohl durchlassen. Das ist Gesetz. Wir werden in großer Zahl gehen, falls es Schwierigkeiten gibt. Bis in die Ebenen werden wir gemeinsam reisen. Danach muss einer von uns den Stein allein weitertragen. Mehr Männer können wir nicht erübrigen: Wir müssen eine neue Ader finden und Anspruch darauf anmelden.«

Einer von uns, hatte er gesagt, aber seine Augen sagten: *Du*.

Han lag jetzt in Ketten und hatte so viel Angst wie immer. Zugleich war er auch verwirrt, schwindelig von etwas, das er nicht verstand.

Auf einer seiner Handschellen stand *Schlaf*, aber wenn das Magie sein sollte, so wirkte sie nicht auf ihn. Er lag schon sehr lange wach; er wusste, wie weit die Sterne sich über den bitteren Himmel bewegt hatten. Darüber hinaus spürte er die Kraft und die Gründe hinter ihren Bewegungen; er erinnerte sich, dass jeder von ihnen einen Namen und eine Bedeutung hatte.

Jetzt fielen ihm ihre Namen noch nicht ein, aber er hatte Angst, dass er sich bald an sie erinnern würde. Wenn irgendetwas in ihm schlief, dann war es das: ein Wissen, das nicht ihm gehörte. Etwas Fremdes griff auf ihn zu.

Suo Lung hatte ihn in Ketten gelegt, und nun fühlte er sich, als gäbe es keine Grenzen für ihn.

Nein, nicht ganz. Er war immer noch ein Junge, dem ein Daumen fehlte, der Sklave eines Piratensklaven. Nur in seinem Kopf hatte sich etwas geöffnet oder geregt – oder war zerbrochen. Vielleicht war er verrückt geworden. Er stand seit Tagen am Rande bodenlosen Entsetzens; wenn er verrückt wurde, konnte ihm wohl niemand einen Vorwurf machen.

Wenn er verrückt wurde und davonlief, würde Suo Lung ihn ruhigstellen. Anketten, wahrscheinlich. Wenn Li Ton ihn nicht schon vorher tötete.

Also besser nicht davonlaufen. Auch als Verrückter begriff er das.

Er begriff auch sonst zu viel für einen Schreiberjungen, der kaum seine Schriftzeichen gelernt hatte. Er hatte das Meer bis auf die letzten Tage nie gesehen; und doch spürte er jetzt so viel im Sog der Gezeiten und im Flüstern des Salzes, in den Strömungsbewegungen, im grimmigen Durchhalten von Felsen im Wasser. Und im Himmel, der wie ein umgekehrtes Meer war, eine Schale, die kopfüber auf einer zweiten stand, sodass die sterblichen Menschen auf eine enge Ebene dazwischen gezwängt wurden. Er wusste – wie konnte er das wissen? –, dass es Dinge über den Wind zu verstehen gab, wenn er böig eine Steilküste hinauffegt, über die Wucht eines Sturms und die Ruhe oberhalb davon, über den Regen, der nahte, obwohl er noch nicht hier war ...

Er kam sich wie ein einsamer Wächter vor, ein Posten, hinter dem eine große Armee schlief und auf seinen Weckruf wartete; sie versprach eine Sintflut, die ihn zugleich verteidigen und zerstören würde, ihn weit wegschwemmen würde, sodass man ihn nie wiederfinden könnte. Oder er kam sich vor, als stünde er vor einem Palasttor, einem Tor, das geschlossen war, das sich aber öffnen würde, sobald er dreist klopfte, und dann – nun, dann würde er einen Palast vorfinden, der nicht seiner war, er würde davon verschlungen werden, nur ein vernachlässigter Diener mehr.

Oder er wurde verrückt, lag hier in der Dunkelheit wach und starrte die Sterne an.

Er spürte, wie das Eisen seine Handgelenke aufscheuerte, die Last der Ketten seinen Geist niederdrückte, die Magie ihn verwirrte. Zumindest in Suo Lungs Augen war hieran etwas Magisches: Suo Lung, der selbst Ketten getragen und geschrien hatte, als sie abgeschlagen worden waren, der darum gekämpft hatte, sie zu behalten; der jetzt versuchte, sich an Worte zu erinnern, die er kaum kannte, damit Han sie mit kaum zu gebrauchenden Händen für ihn niederschreiben und er sie auf Hans Ketten übertragen konnte.

Wenn hier jemand wahnsinnig war, dann vielleicht nicht Han.

Und doch spürte er eine andere Welt hinter seinem Rücken, eine andere Art von Verstand; manchmal glaubte er, durch andere Augen als die seinen zu sehen.

Wahnsinn oder Magie, in seinem Kopf befand sich etwas Fremdes, weise und fürchterlich, schlafend. Wenn es erwachte, würde es schlimmer werden. Wenn er ihm einen Namen gab, dann würde *sie* ...

Nein. Das verstand er nicht, konnte es nicht verstehen.

Er wagte es nicht.

Drei

DRACHENKIEFER

Tunghai Wang stand auf einer Anhöhe. Das Kaiserreich lag hinter ihm; jede Meile hatte Spuren auf seinen Stiefelsohlen hinterlassen.

Nun – auf seinen Sohlen und den Hufeisen seines Pferdes. Und das Pferd war nach Bedarf neu beschlagen worden, und er hatte drei Pferde zwischen der Verborgenen Stadt und hier zuschanden geritten. Er hatte auch mehr als einmal die Stiefel gewechselt, doch jede einzelne Meile der Strecke war auf dem einen oder anderen Wege unter seinen Füßen dahingezogen.

Wenn er auf einem Drachen geritten wäre, hätte er die Strecke in einer einzigen Nacht bewältigen können. In seiner Phantasie, in seiner eigenen Geschichte, war er jedoch selbst der Drache: Er stieg auf, streckte sich, umschlang das Kaiserreich und nahm es in Besitz.

Er hatte es sich verdient. Seine Füße hatten es sich erlaufen. Er hatte die Armee, die ihm folgte, rekrutiert und angeführt. Er hatte ihre unterschiedlichen Kommandeure davon abgehalten, einander oder ihm an die Gurgel zu gehen. Er hatte der Nachhut des Kindkaisers täglich auf jeder Meile des Marsches zugesetzt, ihn nie zur Ruhe kommen lassen, um Atem zu holen und seine Kräfte zu sammeln. Jede Stadt auf dem Weg hatte die Tore vor ihm verschlossen. Das war Tunghais Triumph.

Und dennoch hatte seine Beute die Küste ein paar kurze Tage vor ihm erreicht – gerade rechtzeitig. Der Kaiser war auf Taishu. Das war Tunghais Misserfolg.

Und natürlich hatte der Kaiser jedes Boot genommen, dass seine Männer finden konnten, und jeden Mann, den diese Boote aufnehmen konnten. Tunghai konnte sie von hier aus sehen: Pünktchen auf dem Wasser, die sich hin- und herbewegten, weitere Menschen, Schätze und Vorräte auf die Insel brachten. Taishu war ein verschwommener Fleck am Horizont, vorerst außerhalb seiner Reichweite; und kein Mann hatte das Kaiserreich, wenn er nicht Taishu hielt.

Das hieß aber nicht, dass derjenige, der Taishu hielt, das Kaiserreich noch hatte. Jade war von entscheidender Bedeutung: Der Jadethron war wichtig, und der Junge hatte ihn; aber das war alles. Tunghai hatte das Land.

Und die Hälfte der Armee des Kaisers, vielleicht mehr als die Hälfte, war noch immer in Santung, beobachtete die Hügel und wartete auf ein Boot.

Tunghai wollte diese Männer – sogar noch mehr, als er Boote wollte. Boote konnte er bauen. Der Kaiser, der auf Taishu gestrandet war, konnte keine weitere Armee ausheben.

Santung lag an der Flussmündung unter ihm. Er konnte die Stadt genau sehen; er konnte sehen, wie sie vor Menschen überquoll, wie überfüllt auch die Kaimauern, Anleger und Strände waren.

Auch, dass die Stadt keine Mauern hatte: ein Handelshafen, der auf Recht und Ordnung im Reich angewiesen war und sich auf Reichtum, Vetterwirtschaft und Gesetz verließ.

Ein Drache hat zwei Kiefer. Tunghai wandte sich den Männern zu, die hinter ihm standen, und sagte: »Zwei Flügel, um die Stadt von dieser Anhöhe und der anderen aus einzukesseln.« Er hatte schon Truppen auf dem anderen Flussufer; sie konnten sich über das Tal hinweg durch gewaltige Fahnen verständigen, wenn der Hörnerklang nicht weit genug reichte. »Tötet alle, die euch in die Hände fallen: Tötet alle. Kein Mann entkommt.«

»Und die Zivilisten?«

»Wie ich schon sagte: Kein Mann entkommt.« Sie hatten seinem Feind Zuflucht gewährt; sie hatten dem Kaiser die Flucht ermöglicht, obwohl sie ihn in der Falle hätten sitzen lassen können. Dafür würden sie bezahlen.

Die Frauen ... Nun ja. Er hatte eine Armee im Rücken, hungrig und dreckig, erschöpft, frustriert. Santung gehörte ihnen – zur Belohnung und Erholung. Santungs Frauen auch.

»General Dochan, General Ma – führt Eure Männer nach Osten und Westen. Ihr werdet auf Versprengte aus der Armee des Kaisers stoßen, die nach Booten suchen.« Nach noch mehr Booten; sie konnten nicht genug haben. »Tut mit ihnen, was Ihr wollt, aber lasst Ihre Leichen offen liegen. Lasst die Bauern in Frieden. Wir werden ihre Ernte und ihre Arbeit brauchen. Ich will weiter vordringen als der Kaiser; wie weit seine Männer auch ausgeschwärmt sind, stoßt weiter vor. An dieser Küste gibt es andere Städte, weitere Flotten. Erobert sie, mit welchen Mitteln auch immer. Bringt mir diese Boote. Groß oder klein, Frachtdschunken oder Sampans, alles, was die Meerenge überqueren kann. Und Mannschaften, jeden, der diese Wasser kennt.«

»Wir werden mehr bauen müssen, als wir beschlagnahmen können.« Das war General Ma.

»Ja, auch Schiffbauer. Bringt sie her.« Jeder Strand, jede Bucht würde zur Werft werden: Er würde die Städte ihres Eisens berauben, das Land seiner Bäume. Er würde alles und jedes tun, was er tun musste. Sein Blick wanderte zurück zur Insel und der Meerenge, die zwischen ihnen lag.

»Verschafft mir eine Flotte«, sagte er. »Findet sie, baut sie.« Das war wichtiger als Santung. Die Stadt würde fallen, seine Männer würden sie plündern; es würde Blutvergießen geben, so viel, wie irgendein Mann es sich nur wünschen konnte. Mehr als das. Es würde zu Vergewaltigungen, Plünderungen und noch mehr Blutvergießen kommen. Schluchzende Frauen und tote Kinder und Gefangene, die ihre eigenen Gräber schaufelten; und durch all das hindurch würde er Augen und Geist weiter auf die Insel gerichtet halten, weil sie alles war, was zählte. Santung war nichts, nur ein Aufenthaltsort, ein Winterlager zur falschen Jahreszeit. In Santung gab es keine Jade.

Nachdem sie gesehen, gehört und gerochen hatte, wie so viele Männer gestorben waren, war sie fast bereit dafür, als ihr eigener Mann an der Reihe war zu sterben. Fast.

Sie und auch ihre Kinder, ihre Töchter. Fast bereit.

Es war ein guter Tag, um keine Söhne zu haben.

Es war von Anfang an ein schlimmer Tag gewesen. Am frühen Morgen, im ersten Licht, das den Sonnenaufgang ankündigte, wurde Ma Lin von ihrem Mann Tojo geweckt. Er war schon angekleidet und roch nach Rauch.

»Was ist los, warum ...?«

»Es hat begonnen«, sagte er.

Sie glaubte allerdings, dass es schon vor Tagen begonnen hatte, als die ersten, erschöpften Soldaten die Straße ins Tal heruntergekommen waren. Die Stadt hatte sich seitdem mit ihnen gefüllt, einem endlosen Heereszug: Männer mit Waffen, Männer mit Eseln und Ochsenkarren und auch Frauen und Kinder. Sie drängten sich in den Straßen, schliefen in Hauseingängen, lagerten in Parks und Gärten und nahmen allen Raum ein, den es gab. Es war, als hätte sich eine zweite Stadt über Santung gelegt. Es war auch mehr oder minder eine zweite Stadt: Die Verborgene Stadt, so hieß es, war aus dem Norden hierhergejagt worden. Man sagte, der Kaiser selbst sei unter den Männern gewesen, mit all seinen großen Fürsten und auch seinen Schätzen. Er war zum Hafen hinuntergeeilt und in See gestochen. Und jetzt setzte jedes Schiff, jedes Boot Männer über die Meerenge, die ihm folgten. Frauen und Kinder mussten warten; der Kaiser wollte seine Armee.

Nun rückte eine weitere Armee an. Dieselben Rebellen, die den Kaiser aus der Verborgenen Stadt vertrieben hatten, hatten ihn die ganze Strecke bis hierher verfolgt; für sie gab es keinen Grund, vor Santung haltzumachen. Wenn sich ihnen eine entschlossene Armee entgegengestellt hätte, hätte das ein Grund sein können: Aber die Armee des Kaisers segelte ab, eine Bootsladung nach der nächsten, ganz gleich, wie sehr die Bürger flehten oder was der Gouverneur verlangte.

Gestern hatte Ma Lin gehört, dass der Gouverneur selbst mit seinem gesamten Haushalt abgereist war; er war nicht der Erste, der aus Santung geflohen war, aber vielleicht der Letzte. Soldaten – neue Soldaten, die Vorhut der Rebellenarmee – waren auf den Landzungen beiderseits der Stadt gesichtet worden. Jetzt waren Boote mehr denn je den Männern des Kaisers vorbehalten; das Volk hatte keine Möglichkeit zu fliehen.

Auch keine Möglichkeit, die Rebellen fernzuhalten, keine Mauern und Tore, die erst belagert werden mussten. Die Soldaten konnten aus den Hügeln oder am Fluss entlang in die Stadt kommen, sobald sie wollten.

Das war anscheinend jetzt. Ma Lin stand im kühlen Halblight auf dem Dach und hörte aus der Ferne den Klang der Katastrophe: Rufe, Schreie, das Aufeinanderprallen von Metall. Der Flusswind trug die Geräusche herbei, blies das Tal hinab, schwer von dem gleichen Rauch, der Tojo umwabert hatte.

»Wo sind sie?«

Tojo zuckte die Schultern. Das hieß, dass sie überall waren, östlich und westlich und nördlich. Südlich lag das Meer. Die Anleger, die Strände und das Meer, das eine Fluchtmöglichkeit hätte bieten sollen – aber nicht heute. Sie hätte den Kaiser verfluchen mögen, doch mit jedem Atemzug sog sie die Warnung des Rauchgestanks ein; sie hatte keine Zeit zu verlieren.

Er fragte: »Was sollen wir tun?«

Sie sagte: »Ich werde die Kinder aufwecken und anziehen. Du packst Essen ein.« Was noch an Essen da war, wenig genug, nachdem sie eine Woche lang die Plünderungen einer Armee über sich hatten ergehen lassen müssen. Jeden Tag hatte sie die Stadt abgesucht, nur eine unter Tausenden auf der gleichen hoffnungslosen Mission: Die Märkte waren leer, verlassen. Jeden Tag hatte sie Reis aus dem Familienkrug gekocht und ihn aufgehoben, hatte aus den Resten vom Vortag Reisbrei für die Kinder gemacht. Auf diese Weise war immer genug Essen für einen Tag zum Mitnehmen da – für den Zeitpunkt des Aufbruchs. Wenn sie denn irgendwohin gehen konnten.

Der Zeitpunkt war jetzt. In den Gassen ringsum hörte man hastige Schritte und den Klang von Metall, das auf Holz oder weiches Material einhieb. Gebrüll, Schreie.

Im Osten, Westen und Norden waren Rebellen gesichtet worden; jetzt kamen sie von Osten, Westen und Norden. Eine Brigade marschierte den Fluss entlang. Der Rest ergoss sich über die Ränder des Tals, durch die Terrassengrundstücke in die Gassen zwischen den Wohnhäusern.

Sie waren ringsum, aber noch nicht in dieser Gasse. Auf dem Hof herrschte plötzlich Trubel; ein Dutzend Familien stürzte aus ihren Räumen hervor. Greinende Säuglinge und stolpernde Kinder; mit der Hälfte der Erwachsenen stand es nicht besser. Sie waren betäubt von Schlaf und Entsetzen zugleich. Ma Lin beobachtete sie einen Augenblick lang, um zu sehen, ob irgendeiner von ihnen die Zügel in die Hand nehmen würde. Sie wollte sich fast ins Getümmel stürzen und selbst diejenige sein.

Doch sie hatte ihre eigenen Kinder, ihren eigenen Mann zu beschützen. Je kleiner die Gruppe, desto besser. Sie nahm nicht an, dass irgendjemand fünfzig Leute retten konnte, aber sie konnte vielleicht fünf retten.

Sie ging, um ihre Kleinkinder zu wecken, und sah, dass ihre älteste Tochter, Jin, das schon für sie getan hatte. Zwei kleine Mädchen und ein großes – Jin war im heiratsfähigen Alter, wenn das noch irgendetwas bedeutete – waren fertig angezogen und bereit, ihr zu folgen, wohin sie auch ging.

Auch Tojo würde das tun. Sie waren sich immer einig darüber gewesen, dass er zwar der Mann war, sie aber das Familienoberhaupt. Wenn sie einen Sohn gehabt hätten, hätte sein Vater vielleicht für ihn verantwortlich sein wollen, aber die Reihe von Töchtern gab ihr recht. Was konnte er so vielen Mädchen gegenüber schon zu sagen haben?

Er machte seine Sache eigentlich gut, das hatte er immer getan: ein guter Ernährer, der ein gutes Verhältnis zu seinen Frauenzimmern hatte und allen vieren gestattete, ihn herumzukommandieren, außer, wenn es wichtig war. Dann war er so klug, nur auf eine zu hören.

Er hörte auch jetzt auf sie, das taten sie alle, ernst und angstvoll. Dann – sie ließen den Reis zurück, keine Zeit, ihn jetzt zu holen, keine Zeit, irgendetwas einzupacken, *keine Zeit* – liefen sie im Gänsemarsch auf den Hof und drängten sich zum Tor durch, Ma Lin voran, Tojo als Letzter. Alle hielten sich jeweils an der Hose des Vorangehenden fest, während sie gingen.

Das Tor selbst war von zwei Brüdern, die sich ein Zimmer auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes teilten, ein Stück weit geöffnet worden. Sie starteten beide ängstlich durch den Spalt und rührten sich nicht.

»Was könnt ihr sehen?«, fragte Ma Lin flüsternd.

»Nichts ...«

»Und? Habt ihr vor zu warten, bis ihr Soldaten sehen könnt?«

»Es ist dunkel, Ma Lin!«

Natürlich war es dunkel; das schwache Licht vor der Morgendämmerung konnte nicht zwischen die hohen Mauern und in die engen Gassen dringen. »Wenn ihr sie nicht sehen könnt, können sie euch auch nicht sehen. Jetzt bewegt euch, ihr Trottel, solange ihr noch euer Nichts habt!«

Als sie sich immer noch nicht rührten, stieß sie sie beiseite, öffnete das Tor selbst und drängte sich auf die Gasse hinaus, ohne überhaupt hinzusehen.

Sie spürte ihre Familie hinter sich, Tojo würde am Ende aufpassen; er war ein vorsichtiger Mann.

Der schnelle, leichte Weg aus der Stadt führte bergauf; aber sobald sie außerhalb der Mauern ihres Hauses waren, in diesem Labyrinth aus Gassen und Durchgängen, das Geräusche einfing und widerhallen ließ, war noch deutlicher als zuvor, was ihnen auf dem Weg begegnen würde – was bergab kam. Das Feuchte unter ihren Füßen war sicher Tau, aber die Schreie von Männern, die so rasch abbrachen, verliehen ihm eine Klebrigkeit, die es nicht besaß, und gaben Ma Lin Visionen von Blutströmen ein, die wie blinde Schlangen den Weg hinab zum Kopfsteinpflaster und zu den Gossen der Unterstadt fanden.

Die Schreie der Frauen und Kinder brachen nicht so rasch ab. Sie waren ein Chor, das Hintergrundgeräusch dieses Tages.

Ma Lin führte ihre Familie weiter bergab. In eine Falle natürlich – das wusste sie. Es konnte kein Entkommen aus der Innenstadt geben, wenn Soldaten sie von allen Seiten außer vom Meer her einkesselten. Bergauf und hinaus, das war der einzige Weg in die Freiheit, aber das war unmöglich; und stillzuhalten hätte geheißen, den Tod herauszufordern, auf ihn zu warten.

Worauf sie hoffte – und worum sie beten würde, wenn sie nur Zeit fanden, an einem Schrein an einer Straßenecke haltzumachen, ein Räucherstäbchen zu entzünden, ein paar Worte mit dem Priester und weitere mit dem Gott zu wechseln -, war, dass sogar Männer im Blutausch müde werden würden, bevor sie die gesamte Stadt niedergemetzelt hatten. Wie alle Männer würden sie ernsthaft anfangen: gründlich, entschlossen. Aber vielleicht würden sie des Gestanks und der Arbeit müde werden. Zu dem Zeitpunkt, zu dem sie in die Nähe des Flusses gelangten und auf ihre Mitmörder trafen, die seinem Lauf gefolgt waren, würden sie vielleicht – wenn sie sich selbst in diesen todessatten Männern gespiegelt sahen – einfach an Hauseingängen vorbeigehen und abgedunkelte Lagerhäuser nicht durchsuchen, weil sie gleichgültig geworden waren.

Vielleicht. Es war eine schwache Hoffnung, um davon eine Zukunft abhängig zu machen; es war alles, was sie hatten. Sie führte ihre Familie weiter bergab.

Sie war nicht gerade die Erste, die daran gedacht hatte zu fliehen. Wo die Straßen breiter wurden, hatten anscheinend einige daran gedacht, ihren Hausrat mitzunehmen. Vielleicht hätte es sie nicht erschrecken sollen, auf etwas Weiches zu treten, das sich als heruntergefallenes Obst entpuppte, und dann gegen etwas Hartes zu stoßen, das im Weg stand – den Karren, von dem die Früchte gefallen waren -, und dann über etwas Nachgebendes, aber Festes zu stolpern, bei dem es sich um den Leichnam des Kärners handelte.

Sie hatte ihren gehorsamen Rattenschwanz von Familie verloren, konnte aber hören, wie zumindest ihre jugendliche Tochter und ihr Mann in den Schatten nach Obst tasteten, während die beiden kleinen Mädchen jammerten.

Ma Lin war auf allen vieren gelandet, als sie über den Kärner gefallen war, und fand heraus, wie viel Blut ein Körper vergießen kann, das sich dann in stinkenden Pfützen zwischen den Pflastersteinen sammelt. Ihr Mund und ihre Nase waren voll davon – voll Blut und voll der übleren Gerüche seines Sterbens. Er war von der Kehle bis zum Unterleib aufgeschlitzt worden.

Sie hatte nichts als ihre Kleider, um sich die Hände abzuwischen. Ihre Hosen waren schon schmutzig, also benutzte sie sie, bevor ihr einfiel, dass die Hand ihrer kleinsten Tochter nicht in so etwas hineinfassen sollte. Sie brauchte diesen Klammergriff wieder, musste sie alle aufgereiht hinter sich spüren.

Sie flüsterte über ihre Schulter: »Lasst das liegen! Wie wollt ihr die Kleinen festhalten, wenn ihr die Hände voller Obst habt?«

»Wir brauchen Essen, Ma Lin.« Das war ihr Mann, der es besser hätte wissen sollen.

»Wir müssen beisammenbleiben«, sagte sie. »Und wie viel Obst kannst du essen, bevor deine Eingeweide sauer werden?«

»Besser sauer als leer«, sagte ihre Tochter. Wann war dieses Mädchen so groß geworden, dass es seiner Mutter Widerworte gab?

Die kleinen Mädchen mussten in Zaum gehalten werden; sie waren zu nahe an der Leiche, begannen sie sogar durch den süßen Duft der zerquetschten Früchte zu riechen und stellten erste piepsige kleine Fragen. Und sie mussten beide Enden der Straße im Augen behalten, wo jegliche Bewegung alles bedeuten konnte, fliehende Nachbarn, kaiserliche Soldaten, Rebellsoldaten.

Wenn Ma Lin nicht schon den Kärner dafür gehasst hätte, ausgerechnet hier und auf diese Weise gestorben zu sein, hätte sie vielleicht gleich noch die kaiserlichen Soldaten dafür hassen können, nicht einmal den Versuch zu unternehmen zu kämpfen, sich nicht die Mühe zu machen, die Stadt zu schützen. Dafür, dass sie sich an den Stränden und auf den Kaimauern drängten, jedes Boot beschlagnahmten, das es gab, und allen anderen die Gelegenheit zur Flucht nahmen. War es wirklich die Pflicht eines Soldaten, sein eigenes Leben zu retten und Schwächere sterben zu lassen?

Vielleicht war es das. Vielleicht war das die Lektion dieses Tages.

Aber endlich waren Tojo und Jin mit ihrer Beute zufrieden, und Ma Lin konnte wenigstens das Zerren der kleinen Mädchen an ihren Hosen spüren, als sie ihren Weg langsam fortsetzten.

Sie kamen zu einer Einmündung, an der die Straße auf eine andere traf, die den Hügel hinauf- und hinunterführte. Sie nannten sie Rotbachstraße, aufgrund der Farbe des Staubs, der das Regenwasser in der Taifunzeit färbte. Von heute an würden sie dafür vielleicht einen weiteren Grund haben. Die Pflastersteine fühlten sich unter ihren Füßen wirklich klebrig an, und die Luft war geschwängert von dem, was hier geschehen war. Es war, wie in eine Wand aus Blut zu laufen. Und außerdem waren da die Leichen, die wie ein Wall quer über die Straße aufgehäuft waren, wie ein Damm, der die Rotbachstraße gänzlich sperren sollte.

Es waren, so hoffte sie, die Leichen von Rebellen, vielleicht die aller Rebellen, die so weit vorgedrungen waren. Vielleicht die Männer, die den Kärner getötet hatten. Sie waren alle quer über den bergauf führenden Arm der Kreuzung gelegt worden, sodass alle, die herunterkamen, über ihre eigenen toten Kameraden würden klettern müssen. Gegenüber davon, am östlichen Arm, befand sich eine richtige Barrikade: umgestürzte Wagen, auf denen Möbel aufgeschichtet waren, alles, was schwer und im Wege sein konnte.

Hinter der Barrikade befanden sich Männer mit Speeren. Nein, sie hasste die Armee des Kaisers doch nicht, nicht zur Gänze, nicht diese Männer.

Es waren keine Männer aus der Stadt, nicht die Wachen des Gouverneurs oder die Söldner, die im Hafen die Lagerhäuser bewachten. Dies hier waren schlanke, harte Männer mit dem Staub Tausender von Straßen in den Augen, dem Schmutz dieser Straßen unter ihrer narbigen Haut. Die Männer, die schon die ganze Woche lang die Stadt besetzt hielten: keine freundlichen Männer, nicht gütig, sondern konzentriert, den Blick übers Wasser gerichtet. Sie wollten von Santung nichts als Boote und Nahrung wollten weg. Die Männer, für die sie gehungert hatte, beinahe schon freiwillig, als wäre das der Preis dafür, sie wieder gehen zu sehen.

Ihre Speere wiesen auf sie herab; sie stand hier im Schatten, während sie sich im Licht befanden. Dennoch konnten sie sicher sehen, dass zwei Mitglieder ihrer Gruppe winzig waren und nur eines ein Mann.

Sie rief aus der Dunkelheit hinauf: »Soldaten des Kaisers! Lasst uns ein, nehmt uns unter Euren Schutz!« Sie machte keine Frage daraus, gab ihnen nicht die Chance abzulehnen.

Ihre älteste Tochter stimmte unerwartet mit ein: »Wir haben reifes Obst hier, falls Eure Mäuler trocken sind.«

Es ertönte Stimmengemurmel, und dann wurde an einem Seil ein Korb heruntergelassen, in den sie ihr Obst fallen ließen, nicht genug, um ihn auch nur halb zu füllen, aber genug. Denn dann erschien eine Art Leiter, ein Bambusstab mit darangebundenen Sprossen. Die Kleinen konnten nicht hinaufklettern, aber sich wenigstens wie Affen an ihren und Tojos Rücken klammern.

Ihre älteste Tochter brachte anscheinend viel mehr fertig, als nur im Halbdunkel eine gefährliche, wackelige Leiter hinaufzuklettern. Da waren Speerschäfte, an denen sie sich festklammern konnten; dann packten grobe Hände sie einen nach dem anderen, um ihnen über die Barrikade zu helfen. Ma Lin ertrug die Hände, aber das Mädchen tat mehr, spielte mit, indem es sich wand und leise lachte. Ma Lin hätte ihre Tochter in der Öffentlichkeit dafür getadelt, ihr unter vier Augen eine Ohrfeige dafür gegeben, aber die alten Regeln waren tot. Die alte Stadt, so dachte sie, lag im Sterben. Vielleicht würde eine neue aufsteigen, eine, in der Soldaten lebten. Soldaten wollten immer Frauen. Ihre Tochter würde keine von denen sein, das hatte sie beschlossen; aber in diesem Zögern zwischen der alten und der neuen Stadt ... Nun, wenn ihre Tochter mit Soldaten beider Seiten umgehen konnte, war das eine Fähigkeit, die etwas wert war, ja, ganz gleich, wo sie sie erlernt hatte.

Hier und jetzt gewann es ihr ein Hemd voll Früchte zurück, und das Mädchen hatte recht: Natürlich waren sie etwas, wofür man dankbar sein musste. Und der Soldat, der Früchte in dieses Hemd häufte, während sie es hinhielt, startete vielleicht lüstern auf das, was er sehen oder sich ausmalen konnte, wühlte aber auch in seinem eigenen Beutel herum, um eine Handvoll getrockneten Fisch, einen Topf mit eingelegtem Gemüse, ein Stück Zuckerrohr zum Herumkauen hinzuzufügen. Es war so viel Essen, wie Ma Lin kaum jemals an einem Tag für sie alle zusammen gesehen hatte.

Ihre kleinste Tochter fragte tapfer, atemlos: »Mama? Sind wir jetzt in Sicherheit?« Und wo Tojo gesagt hätte: *Ja, Schatz, jetzt sind wir in Sicherheit, schau doch, die starken Männer beschützen uns!*, konnte Ma Lin dem kleinen Mädchen nichts als ein hysterisches Lachen schenken. Wenn es Barrikaden gab, dann, weil die Armee des Kaisers nicht weiter fliehen konnte; Soldaten kämpfen, wenn sie müssen, wenn sie nichts anderes tun können. Niemand war auf dieser Seite der Barrikade sicher. Und jetzt kam ein Hauptmann die Straße heraufgestürmt, um seine Leute dafür zu tadeln, dass sie sie herübergeholt hatten, vielleicht auch, um sie zurückzuschicken.

Ihre Tochter – ihre große Tochter, in der sie plötzlich in diesem verwirrenden Licht eine Frau erkannte – sah zu ihm auf und fragte: »Bitte, wohin können wir gehen, um Euch nicht im Wege zu sein?«

Und er sagte, vielleicht, weil sie nicht ihr erschöpfter, gebrochener Vater war, nicht ihre wild entschlossene Mutter, sondern nur jung und frisch und hoffnungsvoll: »Kommt mit mir.«

Und zu einem seiner Männer: »Bring die Leiter her.« Und zu Ma Lin, obwohl er es so laut sagte, dass all seine Männer es hören konnten: »Ich werde nicht gestatten, dass noch mehr weiche Leiber dank der weichen Herzen dieser Dummköpfe herüberkommen.«

Er führte sie ein kleines Stück die Rotbachstraße hinunter und durch ein zerbrochenes Tor in den Hof eines Hauses. Alle Türen in diesem unteren Stockwerk waren verschwunden, und mitten auf dem Hof lag ein Durcheinander aus zerrissenem Stoff und zersplitterten Möbeln, aber es war dennoch ein Haus wie das, in dem sie lebten, und vermittelte im Dämmerlicht ein heimatliches Gefühl. Hinauf zur Galerie, an der ihre eigenen Zimmer immer gelegen hatten, und bis zur entferntesten Ecke: zu einem großen, quadratischen Zimmer, das noch seine Tür hatte, und ein kleines Fenster mit Läden, das sich zur Außenwelt hin öffnete.

Zu seinem Soldaten sagte er: »Lass die Leiter hier«, zu Ma Lin: »Am Ende der Straße liegt ein Tempel, der Tua Peh Kong geweiht ist.« Ma Lin nickte; sie kannte den Tempel gut und überquerte seine Schwelle nie. Was hatte der Gott des Reichtums und der Macht schon mit ihr und den Ihren zu schaffen? »Ich habe alle Zivilisten dorthin geschickt, zusammen mit meinen Verwundeten. Ihr könntet dorthin gehen, wenn euch das lieber ist. Es sind Priester dort ... Wir haben Opfer dargebracht.« *Das wird wenig nützen*, machte sein Tonfall deutlich. »Aber ... Nun ja, ich wollte einen Mann hier postieren, doch das hat wenig Zweck. Der Feind wird unsere Barrikaden bald genug erreichen, und ich würde nicht darauf vertrauen, dass ein Späher, den ich hier postiere, nicht durch dieses Fenster klettert, sobald er es wagt. Seht ...«

Das Fenster ging auf die Straße hinaus, die sie entlanggekommen waren. Beinahe direkt unter ihnen war der eckige Schatten des umgestürzten Karrens, daneben der zusammengesunkene Leichnam seines Besitzers. Kein Mensch konnte so tief hinunterspringen, aber sie hatten die Leiter.

Hinter dem Karren bewegte sich eine Masse von Schatten: ein Gedränge von Neuankömmlingen – darunter einige ihrer ehemaligen Nachbarn – auf Händen und Knien, die nach heruntergefallenem Obst tasteten. Sie dachte, dass sie Dummköpfe waren, zweifache Dummköpfe. War ihnen überhaupt bewusst, wie nahe die Rebellen schon waren?

»Wenn sie kommen«, sagte der Hauptmann und zog den Fensterladen wieder zu, ohne die verlorenen Seelen dort unten zu beachten, »werden sie vor unserer Barrikade zurückscheuen und nach einem anderen Weg suchen. Sie werden feststellen, dass alle Gassen und Durchgänge blockiert sind. Dann werden sie zurückkommen. Sie müssen irgendwo durchbrechen, und hier bietet sich die beste Möglichkeit. Sie werden durchbrechen und dann den Hügel hinabströmen und uns alle töten; der Tempel wird keinen Schutz bieten. Aber ein paar behände Leute könnten durch dieses Fenster schlüpfen und dann nach der Flut bergauf fliehen, wenn sie Glück haben. Versteht Ihr?«

Oh, ja, sie verstand, was er meinte. Er meinte, dass er für ihre fünf Leben nicht verantwortlich sein wollte; er würde ihnen einen Weg nach draußen schenken und sie den Göttern überlassen.

Er meinte auch, sie würden dasitzen und zuhören müssen, wie eine heulende Meute von Männern durch die Barrikade brach, sich wie rohes, rotes Wasser die Straße herab ergoss und nach mehr Blut schrie. Sie und die Ihren mussten stillhalten, Ruhe bewahren, sich an die Hoffnung klammern. Die Hoffnung, dass die Männer nur einen Blick in den Hof werfen und gleich weiterziehen würden, ihn in der Aussicht auf besseres Schlachtvieh weiter unten links liegenlassen würden; die Hoffnung, dass kein einziger Mann kam, um hier drinnen zu suchen, bis alle Männer schon über die Barrikade geströmt waren, sodass keiner übrig war, der sie herunterklettern sehen würde.

Diese Fassade des Hauses lag im Schatten. Ma Lin konnte dasitzen, die Einmündung beobachten und darauf vertrauen, dass niemand dort unten sie sehen würde. Tojo und Jin würden die Kleinen ruhighalten. Die Mädchen hatten bis jetzt kaum ein Geräusch von sich gegeben, aber darauf konnte man sich nicht verlassen.

Auch nicht auf ihren eigenen Mut. Nun, da die Eile nachließ, konnte sich Entsetzen aufbauen. Sie war ihm bis jetzt davongerannt; nun musste sie so still sitzen wie ihre Kinder, den Weg entlangsehen, den sie gekommen waren, und darauf warten, dass das, wovon sie geflohen waren, sie einholte.

Es war eine seltsame Invasion: Sie hatte sie durch ihre Geräusche aus ihrem Zuhause vertrieben, hatte ihre Opfer auf ihrem Weg verteilt. Und doch hatte Ma Lin noch keinen einzigen Rebellen gesehen. Nur die Toten, die man quer über die Straße gehäuft hatte, Schmähung und Bollwerk zugleich. Vielleicht lagen auch kaiserliche Soldaten in derselben Barrikade, aber das glaubte sie nicht: Sie nahm an, dass der Hauptmann seine eigenen Toten respektvoll behandelte, und sei es nur, um sich die Loyalität seiner lebenden Truppen zu bewahren.

Auf einmal drängten Männer aus der Einmündung irgendeines Durchgangs, die außerhalb ihres Gesichtsfelds lag, auf die Straße: Männer, die vielleicht von dem Wall aus Leichen aufgehalten worden waren, denn sie schrien, tobten und hatten nackte, blutbefleckte Klingen in der Hand. Der Anblick der Menschen auf der Straße hier brachte sie zum Schreien, Toben.

Sie waren Männer vom gleichen Schlage wie die kaiserlichen Soldaten: hager, erschöpft, verdreckt. Die Kehrseite derselben Niederlage; sie nahm an, dass selbst diese Männer dies nicht als Sieg bezeichnet hätten.

Gerade jetzt konnte sie es nur als Abschlachten bezeichnen.

Dort unten lag alles in düsterem Schatten, und sie konnte durch den Fensterladen nur wenig erkennen. Selbst so sah sie genug. Sie sah den alten Mann mit den

schlechten Zähnen, der knorrig wie eine Wurzel war und als Lastenträger im Fischereihafen gearbeitet hatte; sie sah, wie sein Arm abgehackt wurde, als er seinen Kopf damit zu schützen versuchte. Sah, wie sein Kopf aufgehackt wurde, sah, was daraus hervorquoll, sah ihn tot.

Sie sah einen anderen Mann, den jungen Mann, der in letzter Zeit oft ihre älteste Tochter auf dem Hof beobachtet hatte; sie sah ihn auf den Knien liegen und flehen. Sie sah den Mann, den er anbettelte; sah die Waffe, die er trug, eine schwere Klinge. Sah die Klinge fallen, sah, wie sie die Wirbelsäule des jungen Mannes spaltete. Sah ihn zucken und sich winden wie einen Fisch am Haken, sah ihn zu langsam sterben, unter zu großen Schmerzen.

Hörte ihn auch, sogar über all den anderen Lärm hinweg. Er schrie, als ob der Schmerz seinen Körper zerreißen würde, aber er war schon aufgerissen. Sein Rücken klaffte auf wie ein monströses Maul.

Sie war froh, dass ihre Tochter nicht gesehen hatte, wie er starb. Wüschte, sie sähe dies selbst nicht mit an, aber das war ein vergeblicher Wunsch in einer Welt, in der es an Hoffnung mangelte. Sie sah jeden Mann unter sich sterben, auch die älteren Frauen. Die jüngeren Frauen nicht – oder noch nicht. Sie wurden am Arm oder Haar weggezerrt oder sogar grob an Ort und Stelle entkleidet und in einen Hauseingang oder eine Ecke geschleppt, gar nicht weit weg, nicht weit genug. Sie dachte, dass selbst die ganze Stadt nicht weit genug gewesen wäre.

Sie musste bleiben, und sei es nur, um die anderen vom Fenster fernzuhalten. Tojo sollte das hier nicht sehen, genauso wenig wie die Kinder; er würde Angst um sie haben und zu entsetzt sein, sich zu rühren. Und sie mussten sich bald bewegen, wenn sich die Gelegenheit bot.

Sie konnten die Leichen nicht umgehen, aber sie konnten sich verstecken, vielleicht bis zum Einbruch der Nacht. Dann durch die Gassen bis zum Stadtrand schleichen und hinaus in die Terrassengärten, über den Hügelkamm und fort. Wohin, das konnte sie sich nicht vorstellen. Es musste einen Ort jenseits dieses Wahnsinns geben, an dem Männer nicht einfach starben, weil sie Männer waren, an dem Frauen Nahrung sammeln konnten, ohne erst vergewaltigt und dann getötet zu werden, wie diese Frauen dort unten ...

Man sagt, die Zeit sei eine Gnade der Götter, ein Geschenk an diejenigen, die die Unsterblichkeit nicht ertragen können. Das mag wahr sein. In diesem dämmrigen Raum herrschte eine gewisse Zeitlosigkeit; sogar die Sonne hörte auf, ihr Fortschreiten mit Schattenlinien auf dem Boden zu markieren, während sie darauf warteten, dass das Geschrei endete und der Kampf begann. Zwischen beidem lag eine Endlosigkeit, ganz still, wie eine Glassaite, die zerspringen muss, wenn man daran zupft.

Die Rebellen sammelten sich, Mann für Mann, in der Straße unten; jetzt waren sie leise, wussten, dass Arbeit vor ihnen lag. Einer warf einen Blick hinauf zu Ma Lins Fenster. Sie saß starr wie Eis da, wagte es nicht einmal, sich zurückzuziehen. Der Schatten musste sie verbergen, und das Fenster lag zu hoch, außer Reichweite. Es war auch zu eng, zu leicht zu bewachen; zu offensichtlich eine Falle. Er wandte sich ab, und sie atmete wieder. Sie warteten.

Am Ende gab es Bewegung hinter dem Damm aus Leichen. Mehr Rebellen kamen vom Talrand herab. Darauf hatten diese hier gewartet. Stimmen hallten über die Kreuzung, während sie die Leichen beiseiteschleiften. An einem anderen Tag, einem früheren Tag, hätte Ma Lin ihren kleinen Mädchen eher die Ohren zugehalten, als sie so etwas hören zu lassen. Heute war sie angesichts dessen wie betäubt, achlos. Sie hatten schon Schlimmeres gehört, aus der Straße unter dem Fenster.

Wenn Ma Lin sich früher den Krieg vorgestellt hatte, Männer, die auf dem Schlachtfeld kämpften, war es nie so gewesen – so nahe, dass sie einander anspucken konnten. Sie spuckten. Und fluchten, verhiessen sich gegenseitig schreckliche Tode. Nur nicht gleich: Wie der Hauptmann vorhergesehen hatte, mussten sie noch länger warten, während Rebellen nach rechts und links liefen, um nach Schwachstellen in der Barrikade zu suchen.

Sie rannten, sie kehrten zurück. Santung hatte vielleicht keine Stadtmauern, aber es waren so viele Soldaten hier. Männer in jedem Durchgang und auf jedem Dach, bewaffnet und tödlich, in dem Wissen, dass hinter ihnen nichts als das Meer lag.

Viele Rebellen würden sterben, dachte Ma Lin, wenn sie versuchten, die Barrikade zu stürmen. Aber auch von ihnen gab es so viele: Am Ende würde die Barrikade nachgeben müssen und der Tod in die andere Richtung blicken. Jeder Mann dahinter würde sterben, dachte sie, und jede Frau zu sterben wünschen.

Sie hörte den Angriff, bevor sie ihn sah, Männer, die wie eine amorphe Masse die Rotbachstraße hinabstürmten. Sie rannten mit langen Pfählen, die sie vor sich ausgestreckt hielten, um die Barrikade zu zertrümmern; sie rannten brüllend, um die Moral derjenigen zu zerschmettern, die sich ihnen entgegenstellten.

Die Barrikade war stabiler, als sie aussah. Es waren die Pfähle, die brachen, und vielleicht zugleich auch ein paar Knochen. Aber die Männer drängten nach, weil sie nicht anhalten konnten; und gingen ihrerseits zu Bruch, nicht wie eine Welle aus Wasser bricht, sondern wie nasse Körper, die auf eine Wand von angespitzten Pfählen prallen. Ma Lin konnte sehen, wie Speere von oben gleich hervorschießenden Nadeln ihre Arbeit taten; der Tod wurde wie mit Nadelstichen ausgeteilt. Diejenigen, die nicht aufgespießt wurden, wurden vom Gewicht ihrer eigenen Kameraden hinter ihnen erdrückt oder krochen über die Leichen ihrer Freunde voran, um auf rohen Stahl in den Händen verzweifelter Männer zu treffen und zu sterben.

Aber es kamen mehr und mehr von ihnen, immer mehr; und der Wall ihrer eigenen Toten vor der Barrikade bildete eine weichere, bequemere Befestigung, die leichter zu übersteigen war. Sie wurden zurückgeschlagen, kehrten aber wieder, einmal und noch einmal. Am Ende waren es zu viele, und sie waren zu hartnäckig, zu stark. Sie mussten die Verteidigungslinien überrannt haben; Ma Lin sah sie über die Kreuzung und ihre Gefallenen drängen, ohne dass sie innehielten, um die Toten aus dem Weg zu zerren.

Sie hörte Schreie und das Aufeinandertreffen von Waffen, vielen Waffen, viel zu nahe. Der Lärm breitete sich von der Rotbachstraße aus, schwappte sogar in den Hof dieses Hauses. Sie konnte das Schnaufen angestrengter Männerkörper direkt unter sich hören ...

Sie beobachtete die Straße und sah sie leer wie einen trockenfallenden Teich daliegen, als all die Rebellen sich nach vorn drängten, um selbst Gelegenheit zu haben zu kämpfen, zu töten, eine barbarische Wiedergutmachung für dieses lange Aufgehaltenwerden einzufordern. Sie wartete und wartete; sobald sie es wagte, stieß sie die Fensterläden weit auf und drehte sich zum Zimmer hin um. »Schnell jetzt! Die Leiter!«

... und in dem Augenblick flog die Tür auf und ein Mann stürzte herein.

Einen Moment lang war sie sich noch nicht einmal sicher, ob er ein kaiserlicher Soldat war oder ein Rebell, der sie alle töten wollte. Aber als Erstes schlug er die Tür hinter sich zu; dann sprang er quer durch den Raum, während sie ihn noch anstarrte. Er stieß Ma Lin beiseite und steckte selbst den Kopf durchs Fenster, um die Straße in Augenschein zu nehmen.

Zu dem Zeitpunkt war Ma Lin zu dem Schluss gekommen, dass sie ihn kannte. Sie glaubte, dass er der Mann war, der auf Befehl seines Hauptmanns die Leiter heraufgetragen hatte. In der Tat sah er sich nun danach um und gab Tojo einen Wink: *Her damit, her damit!*

Was konnte sie tun, als zu nicken, als Tojo sie ansah? Wenn einer der Männer des Hauptmanns sich entschloss, lieber zu desertieren als zu sterben, war das ihrer Ansicht nach eine vernünftige Entscheidung. Außerdem war der Mann bewaffnet. Wer weiß? Vielleicht würde das unten nützlich sein ...

Tojo trug die Leiter ans Fenster, und die beiden Männern ließen sie hinab.

»Hört zu, meine Kleinen. Kümmert euch nicht um die Geräusche auf dem Hof, die bösen Männer kommen nicht hier hoch, bevor wir weg sind. Deshalb müssen wir jetzt gehen. Meuti, ich will, dass du auf Jins Rücken reitest« – sie hob das kleinste Mädchen hoch und reichte es der ältesten Tochter -, »während Shola auf meinem

reitet. Haltet euch gut fest. Wir werden gleich unten auf dem Boden sein, dann könnt ihr wieder laufen. Still! Ihr seid bisher sehr brav gewesen, alle beide, aber ihr müsst weiter still sein. Verstanden?«

Zwei nervöse Gesichter nickten leicht. Sie küsste sie beide, stellte sicher, dass Meuti sicher saß, und hob Shola hoch, sobald sie sah, dass Tojo durchs Fenster war und der Soldat ihm folgte.

Sie kletterte unbeholfen ins Freie, indem sie sich aufs Fensterbrett kniete und blind ein Bein nach unten streckte, während das Gewicht des Kleinkinds auf ihrem Rücken sie aus dem Gleichgewicht zu bringen drohte. Die Leiter hatte sich schon nicht stabil angefühlt, als sie über die Barrikade geklettert waren; als sie jetzt nach unten stieg, schien jede Sprosse unter ihren Füßen wegzurutschen. Sie klammerte sich so fest an den tragenden Pfahl, wie Shola sich an sie klammerte. Endlich spürte sie Tojos Hände auf ihren Hüften, hörte seine Stimme an ihrem Ohr, während er sie die letzten beiden vorsichtigen Schritte bis zum Boden lenkte.

Sie trat zurück, rückte Shola auf ihre Hüfte und sah den letzten beiden Mädchen zu. Jetzt erst konnte sie wirklich sehen, wie instabil die Leiter war, aber Jin schaffte es, bis sie in Griffhöhe eines Mannes war. Bevor Tojo es tun konnte, trat der Soldat vor und hob sie herunter.

Und hielt sie länger, als es sein musste, bis Meuti sich herumdrehte, um zu ihm hochzustarren, da sie unbequem zwischen Jins Körper und seinem eingezwängt war. Das kleine Mädchen bat mit piepsiger Stimme darum, abgesetzt zu werden. Er tat es, dann packte Jin ihre Hand, und beide eilten zu Ma Lin herüber.

»Schnell jetzt, schnell!«

Sie hatte vor, zu ihrem eigenen Haus zurückzukehren, wenn das möglich war. Den Kindern etwas Vertrautes zu bieten; den Rest des Tages dort auszuhalten und hinauszuschlüpfen, wenn die Sonne untergegangen war. Hunderte, vielleicht Tausende anderer Leute würden das Gleiche tun. Das war gut, dachte sie. Die Verwundbaren roten sich zusammen, wenn Raubtiere in der Nähe sind. Ihre kleine Familie würde sicherer sein, wenn viele unterwegs waren.

Sie führte sie rasch weg, bevor ein weiterer Schwung Truppen die Rotbachstraße herunterkommen konnte. Hinter sich hörte sie, wie Tojo und Jin die Kleinen vorantrieben; sie hörte auch ein Geräusch – *tschak-tschak* – und sah, als sie sich umdrehte, wie der Soldat die Leiter mit seinem Tao zerhackte, alle Sprossen abschlug.

Nun, sollte er doch seine Zeit verschwenden, wenn er wollte. Sie sah ihn den langen Pfahl entzweihauen und wandte sich ab, und hörte dann, wie er ihnen nachrannte.

Der Tao steckte wieder in seinem Gürtel; in jeder Hand hielt er einen Bambusstab, manns hoch oder ein bisschen länger. Er streckte Tojo einen davon hin. »Hier. Damit kannst du kämpfen, zumindest ein bisschen. Männer abwehren, wenn sie dich angreifen.«

Tojo blinzelte und nahm den Stab in beide Hände. Wog ihn, erprobte das Gleichgewicht, schwang ihn versuchsweise hin und her; nickte und brummte ein paar Dankesworte.

Ihr Mann, der Kämpfer. An einem anderen Tag hätte sie darüber gelächelt, einen Scherz gemacht, über den auch die Mädchen lachen konnten. Heute wollte sie glauben, dass es nicht witzig war; sie wollte an ihn glauben, genauso, wie sie dem Soldaten dankbar sein wollte.

Sie suchte sich einen Weg zwischen den Leichen, durch Blutlachen, zwischen all diesen toten Leuten hindurch, die ihre Nachbarn gewesen waren. Ohne sich umzusehen, wusste sie, dass ihre kleinen Mädchen sie ernst anstarrten; sie spürte es in ihrem Innern. Sie wollte auch hinstarren und verwirrt sein, wollte nicht verstehen. Wollte sogar Angst haben, wenn sie sie in tiefster Unschuld haben konnte.

Da sie über diese Unschuld nicht verfügte, hatte sie in einer Art Angst, wie sie es nicht wollte, und war erleichtert, sich von den Toten abzuwenden, von der Straße abzubiegen, hinein in die Schatten eines Gässchens.

Sie verspürte ständig das Bedürfnis, von Dunkelheit zu Dunkelheit zu eilen, sich in jedem offenen Torweg zu verstecken, hinter jeder Tür Schutz zu suchen. Die Türen waren alle schon aufgetreten worden; das bot keine Garantie, dass sie nicht noch einmal aufgetreten werden würden. Sie ging weiter voran, geradewegs den Hügel hinauf.

Sie war kühn und tapfer, für ihre Kinder; sie konnten nicht sehen und sollten auch nicht wissen, wie unstet Ma Lins Blick umherhuschte, wie sie bei jedem Vogelschrei und jeder vorbeischleichenden Katze zusammenzuckte. Wie verzweifelt erleichtert sie war, als sie in ihre eigene Gasse, ihr unangefochten eigenes Haus kamen.

Hinein also, durch das Tor, das sie vor so kurzer Zeit durchschritten hatten; jetzt hing es allerdings zerbrochen in den Angeln. Auf den Hof, der ein Bild der Verwüstung bot: umgestürzte Wasserkrüge, zerfetzte Kleider und zerbrochene Töpfe überall verstreut. Der Handkarren des dicken Muoti, den er verwendet hatte, um seine Nudeln durch die Straßen zu fahren, lag in Stücken; die Räder waren von der Achse gerissen. Sicher hätte eine plündernde Soldateska Verwendung für einen Handkarren gehabt, wenn nicht heute, so doch morgen. Zerschlagen nützte er niemandem mehr etwas.

Muoti nützte er ohnehin nichts mehr. Er war einer derjenigen gewesen, die unter dem Fenster das Obst aufgelesen hatten.

Andere waren hier gestorben. Die, denen der Verstand oder der Mut gefehlt hatte wegzulaufen. Sie lagen tot inmitten all dieser Zerstörung. Ihre Gesichter waren im heller werdenden Licht klar zu erkennen, so auch ihr Tod, und es widerstrebte Ma Lin sehr, dass ihre kleinen Mädchen dies zu sehen bekamen. Sie hielten sie nun jeweils an einer Hand fest, zogen sie auf die Treppe im Hof zu.

»Nein«, musste sie sagen, »nicht da entlang.« *Nicht nach Hause.* »Kommt weiter bis zur Küche.«

Es war natürlich eine Gemeinschaftsküche, die alle im Haus benutzen konnten. Vielleicht war dort noch Essen, das ihren Nachbarn gehört hatte, das sie jetzt ihrer Familie geben konnte.

Wenn nicht, wenn alles Essen gestohlen oder verschüttet worden war, dann war da noch der Keller. Eine Luke, die leicht zu übersehen war, führte in einen kühlen Raum darunter. Dort unten im Staub würde viel Platz sein; sie hatte vor, sie alle dort unten zu verstecken. Alle bis auf den Soldaten. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass er ihnen so weit nachlaufen würde; jetzt hoffte sie, ihn als Wache oben zurücklassen zu können.

Sie stieg die drei Stufen zur zerschmetterten Küchentür mutig empor, ging mutig hinein ...

... und es waren Männer dort, zwei Männer, die sehr still dahockten; um sie herum war Essen verschüttet, und sie hatten die Hände an den Waffen.

Rebellen, natürlich.

Hungrige Männer, impulsive Männer, die die Gelegenheit ergriffen hatten zu essen, statt zu kämpfen. Blutbespritzte Männer, die ihren Anteil an dem Gemetzel gehabt hatten; wahrscheinlich waren die Klingen, die sie nun hochrissen, diejenigen, die ihr düsteres Werk im Hof getan hatten.

Und sie waren bereit für mehr, sowohl die Männer als auch die Klingen. Sie konnte nicht glauben, wie schnell sie vom Boden hochschossen; sie hatte kaum Zeit, die Stufen wieder hinunterzustolpern, gar keine Zeit zu rufen, bevor sie da waren.

Ihre kleinen Mädchen schrien trotzdem, kreischten geradezu; nachdem sie einen Morgen lang so absolut brav, still und angsterfüllt gewesen waren, war dies ein Schrecken zu viel.

Es war beinahe bizarr zu sehen, wie Tojo sich vorwärtsdrängte und sich wie ein Krieger vor die Frauen seiner Familie stellte. Sie spürte einen vagen Stolz und dachte doch, dass es hoffnungslos war. Aussichtslos. Er hatte ein Stück Bambusstange, um zwei Rebellen mit Klingen entgegenzutreten. Er hatte keine Zukunft.

Aber er stand da, und obwohl sie nicht lesen konnte, dachte sie, dass das Schriftzeichen für »Trotz« so aussehen sollte, eine Silhouette der Abwehr: *Ihr dürft nicht*

vorbei. Und dann war er nicht mehr allein, weil der kaiserliche Soldat sich neben ihm aufbaute. Vielleicht waren die beiden zusammen ein bisschen furchtein flössend; die Rebellen schienen zu zögern. Es sei denn, die trügerische Zeit spielte ihnen noch einmal denselben Streich wie vorhin, hielt in entscheidenden Momenten den Atem an, um ihre Opfer glauben zu machen, dass etwas so Schlimmes eigentlich gar nicht geschehen konnte, dass sicher irgendein Gott eingreifen, irgendein Träumer erwachen, die Welt untergehen, irgendetwas passieren würde ...

Keine Spur von göttlichem oder sonstigem Eingreifen; die Welt war, was sie war, was sie sah. Ihr Mann in tödlicher Gefahr, sie hinter ihm, ihre Kinder hinter ihr.

Dann kamen die beiden Rebellen heulend die Stufen herabgestürzt.

Vielleicht waren sie einfach keine besonders guten Soldaten. Mehr an Essen als an Beute interessiert, mehr an Beute als am Töten, mehr am Niedermetzeln Unschuldiger als am richtigen Kampf um die Barrikade. Oder vielleicht zeichnete all das gerade den perfekten Soldaten aus – woher sollte sie das wissen?

Alles, was sie wusste, war, dass Tojo binnen weniger Augenblicke in Stücke gehackt werden würde, wenn er versuchte, einen Mann mit einem Tao abzuwehren. Und doch, und doch ...

Tojo brachte seinen Stab so zum Einsatz, wie er es vielleicht auf dem Wasser getan hätte, um die Barke eines anderen Mannes wegzustemmen. Er rammte ihn dem einen Mann in die Rippen, was den Rebellen zum Stillstand kommen ließ. Ihn sogar einen Schritt zurücktaumeln ließ, sodass er halb über die Stufe hinter ihm stolperte. Das verschaffte Tojo einen Augenblick, um schlau zu sein, sich von dem Mann abzuwenden, seinen Stab zu schwingen und ihn dem anderen Rebellen über den Hinterkopf zu ziehen.

Was den Mann zum Stolpern brachte, betäubt, sodass er seine Waffe sinken und beinahe fallen ließ; was dem Soldaten die Gelegenheit verschaffte, ihm auch eins überzuziehen und dann den Stab fallen zu lassen, seinen Tao zu ziehen und rasch auf ihn einzudringen. Es war so eine exakte Bewegungsabfolge, dass sie beinahe einstudiert wirkte.

Wobei sie den ersten Rebellen unbeobachtet ließen, während sie mit dem zweiten beschäftigt waren; und alles, was der erste hatte, waren vielleicht eine Rippenprellung und aus der Demütigung geborener Zorn. Und ein Tao.

Sie hätte Tojo dann fast verloren. Sie glaubte, sie würde mit ansehen müssen, wie er niedergeschlagen wurde. Die Mädchen schrien; vielleicht schrie sie selbst.

Was er tat, ihr vernünftiger Tojo, war, sich zur Flucht zu wenden; aber als er sich umwandte, stand er ihr und ihren Töchtern von Angesicht zu Angesicht gegenüber, sodass er sah, wen genau er in Reichweite des Tao zurücklassen würde, wenn er floh.

Und er drehte sich wieder um, entsetzt, zu spät, unerwartet. Er drückte den Hacken in den Boden und warf sich herum; und der Rebell, der ihm hinterherstürzte – der schon seine Klinge hochgehoben hatte, um einen triumphalen Racheschlag gegen einen fliehenden Feind zu führen –, wurde stattdessen ein zweites Mal von dem wild herumwirbelnden Stab in den Brustkorb getroffen.

Diesmal stürzte der Mann schreiend. Und diesmal schrie Tojo ebenfalls, mit einer Stimme, die sie nie von ihrem Mann zu hören erwartet hätte; und der Stab hob und senkte sich, hob und senkte sich.

Am Ende hörte der Rebell am Boden auf, zu zucken und zu treten, obwohl Tojo immer noch auf seinen Kopf eindrosch.

Auf das, was von seinem Kopf übrig war.

Ihre älteste Tochter hatte die kleinen Mädchen weggedreht, ihre Gesichter in ihren Hosenbeinen begraben. Ma Lin sah an Tojo vorbei, dorthin, wo der desertierte Soldat dem anderen Rebellen den Kopf abhackte. Jetzt konnte sie wenigstens auf ihren Ehemann zutreten und ihm die Hand auf den Arm legen, um ihn zu beruhigen.

Die Hand ausstrecken, um ihm den Bambusstab wegzunehmen, der an einem Ende zersplittert und blutgetränkt war, noch etwas Zerstörtes in diesem Hof der Zerstörung

Den Stab mit einer Hand festhalten, seinen Ellenbogen mit der anderen, um ihn von dem, was er getan hatte, wegzustoßen, wegzuzerren, wegzulocken, quer über den Hof, bis er sich ganz plötzlich sehr schwer auf die Treppe zur Galerie fallen lassen konnte.

Die Leichen würden liegen bleiben, wo sie waren. Falls noch mehr Rebellen hier entlangkamen und einen Blick hineinwarfen, würden so viele Tote sie vielleicht davon abhalten, hereinzukommen und sich umzusehen. Die Toten sagten: *Dieses Haus ist schon geplündert worden; es braucht nicht noch mehr Geister als uns.*

Vielleicht hätte sie eine der Leichen auf die Küchenstufen setzen sollen. Nur ein besonders tapferer Mann wäre an einem Leichnam vorbeigegangen, der ihn anklagend anstarrte, wenn er wusste, dass sein Geist noch in der Nähe weilte ...

Vielleicht; aber erst später. Nachdem sie die Kleinen sicher ins Bett gesteckt hatte. Sie sagte: »Jin, bring die Mädchen hoch in unser Zimmer und such Steppdecken und Kleider zusammen. Bring alles nach unten.«

Ihre älteste Tochter nickte und scheuchte die kleinen Mädchen weg, an ihrem Vater vorbei und die Treppe hinauf, ließ ihnen keine Zeit anzustarren, was er angerichtet hatte. Oder was der Soldat nun tat, der von einer Rebellenleiche zur nächsten ging und ihren Kleidern, Taschen, Fingern und Hälsen alles abnahm, was einen Wert zu haben schien.

Tojo hatte bemerkt, wie sehr seine Füße und Beine bespritzt waren. Er würde zu nichts nütze sein, bevor er nicht saubere Kleider und eine saubere Haut hatte. Seinen Verstand konnte sie nicht säubern.

Sie sagte: »Jeder Mann kann sich als Kämpfer erweisen, wenn er das Seine verteidigt. Komm, wir brauchen dich jetzt«, streichelte ihm den Kopf und ließ ihn darüber nachdenken. Sie hielt noch immer seinen Bambusstab in der Hand. Sie würde den Soldaten vielleicht bitten, das Endstück, das mit Blut befleckt und zersplittert war, mit seinem Tao abzuschlagen. Wenn der Stab sauber war, würde er ein Joch abgeben, um ein paar Besitztümer zu tragen, einen Eisentopf, ihren Proviant.

Aber der Soldat machte sich nun an ihren Nachbarn zu schaffen, und sie konnte es nicht ertragen, mit ihm über ihre verstümmelten Leichen hinweg zu sprechen. Sie würde vielleicht ein Hackmesser in der Küche finden und es selbst erledigen. Und sich bewaffnen, das auch. Es würde gut sein nachzusehen ...

Sie war gerade auf dem Weg in die Küche, auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes, als die kleinen Mädchen verstört wieder auf der Treppe erschienen und nach ihr riefen.

Sie rief zurück: »Wo ist Jin?«

Meuti warf einen Blick über ihre Schulter, was eine Art Antwort sein sollte. Es war Shola, die Worte hervorschluchzte: »Wir haben Meimei gefunden, und sie ist verletzt. Jin sagt, wir sollen dich holen ...«

»Bleibt bei eurem Vater«, sagte sie, aber der Soldat kam ihr zuvor, rannte an den Mädchen vorbei hinauf, den Tao in der Hand.

»Nein! Passt Ihr auf Eure Mädchen auf, ich kümmere mich hierum.«

Die Mädchen klammerten sich an ihre Beine; sie war sich nicht sicher, ob das *Halt uns fest!* oder *Geh nicht hinauf!* hieß.

Wie auch immer – es hielt sie auf. Sie konnte dem Soldaten nur mit Blicken folgen, hinauf auf die Galerie und diese entlang, hinein durch die offene Tür.

Nein. Das war nicht alles, was sie tun konnte. Sie konnte ihm in Gedanken folgen, mit ihrem inneren Auge; sie konnte ihm schon voraus sein und wissen, was er in diesem so vertrauten Zimmer finden würde. Ihre eigene Tochter und Meimei, fast eine der Ihren, die die ganze Familie bei ihrem Milchnamen kannte; im gleichen Alter wie Jin, im selben Hof aufgewachsen, sogar manchmal von derselben Brust gesäugt. Heute war sie für die Kinder je nach Bedarf Spielkameradin, Freundin oder

Kindermädchen.

Das war sie bis heute gewesen. Jetzt war sie eine der Frauen, die in der Reihe der Leichen hier unten im Hof fehlten; wahrscheinlich mittlerweile genauso tot, in den Schatten eines Zimmers, das nicht ihr eigenes war. Ma Lin konnte das sehen, bevor der Soldat die Tür erreichte. Und ihre eigene Tochter, die neben Meimei kniete, die eine mit gebrochenem Herzen, die andere mit zerfetztem Körper. Und jetzt der Soldat, eine Silhouette, unwillkommen; und keine Spur von Ma Lin hinter ihm, nur seine große, drohend aufragende Gestalt und vielleicht seine Stimme, lüstern und heiser vor Begierde, wie Jin sie so eindringlich an ihm gespürt hatte, als er sie zuvor berührt hatte. Es spielte keine Rolle, was er sagte, denn er streckte wieder die Hand aus, um sie zu berühren, und Meimeis Schicksal wie ein Spiegelbild in seinen Augen, wie Gift in seinem Blut, wie Ehrgeiz ...

... und Ma Lin hörte ihre Tochter schreien, und das war furchtbar, weil es nur alles bestätigte, was sie im Geiste gesehen hatte ...

... und sie wurde von den Kindern an ihren Beinen furchtbar behindert, weil sie sich nur umso fester an sie klammerten, als sie ihre Schwester schreien hörten. Tojo war derjenige, der frei war: frei aufzustehen, frei, sich umzudrehen, frei, die Treppe in rasendem Entsetzen hinaufzurennen, unbewaffnet und hilflos, weil sogar sein Bambusstab auf der anderen Hofseite lag, wo Ma Lin ihn hatte fallen lassen.

Und doch ging er, rannte und fluchte. Seine Stimme warnte den Soldaten, sodass er herauskam, um ihn auf der Galerie abzufangen, weil das hier schließlich Männersache war und das Mädchen warten konnte. Er kam natürlich mit seinem Tao in der Hand heraus, und Tojo schien sich einfach darauf zu werfen, sodass der Soldat beim Töten wahrscheinlich noch nie so anmutig gewirkt hatte.

Das war alles. So schnell, und sie war fast darauf vorbereitet, aber nicht ganz; und ihre kleinen Mädchen, die nicht hinsahen, wussten es doch und hatten fast damit gerechnet. So viele Männer waren tot – warum sollte ihr Vater nicht unter ihnen sein?

Weil er ihr Vater war, und das würde nie genug sein. Nicht ganz.

So starb Tojo, entsetzlich und qualvoll. Ma Lin stieß einen Klageruf über seinen Tod aus, weil sie wirklich nicht anders konnte, weil sie sich nicht daran hindern konnte, obwohl es nur ein Tod mehr an einem langen, verhängnisvollen Tag war.

Und der Soldat grüßte sie mit seiner dunklen, verhängnisvollen Klinge oder gab ihr damit gar ein Versprechen – *Du auch, du und all deine kleinen Kinder; wenn ich bereit bin* – und ging dann zurück ins Zimmer.

Zu ihrer Tochter.

Die schon geschrien hatte und jetzt wieder schrie und weiter schreien würde, bis er, so dachte Ma Lin, sie zum Schweigen brachte.

Vielleicht mochte er das Schreien.

Ma Lin nahm ihre kleinen Mädchen, eines an jede Hand, und führte sie in die Küche. Sehr leise öffnete sie die Luke zum Keller und scheuchte sie hinunter. Entschuldigte sich sogar, dass keine Steppdecken da waren, um es ihnen bequemer zu machen; entschuldigte sich, dass sie noch nicht bleiben konnte, sondern gehen und ihre große Schwester von dem bösen Mann wegholen musste, der sie zum Weinen brachte.

Sah sich in der Küche um, und da war natürlich kein Hackmesser mehr, überhaupt kein Messer. Und der Soldat hatte den Leichen draußen alles abgenommen, auch alle Waffen.

Nun – sie hatte ein Paar langer Kochstäbchen. Die würden reichen müssen.

Sie hätte sie ja beide spitz zugekaut, doch sie hatte keine Zeit dazu.

Barfuß und tödlich huschte Ma Lin die Treppe zur Galerie hinauf. Fast mit Vorbedacht trat sie in die Eingeweide ihres Mannes, in den blutigen Schleim seiner Gedärme, als sie über seinen warmen, blutenden Körper sprang.

Der Soldat musste sich völlig sicher gewesen sein, dass eine Frau so etwas nicht tun würde, dass sie weder eine Waffe noch den Mut, sie zu benutzen, finden würde, auch keinen Weg, am Geist ihres Mannes vorbeizukommen. Er hatte sich kaum die Mühe gemacht, die Tür zu schließen; er war nicht auf der Hut vor ihr, als er auf ihrer Tochter lag und sich leerpumpte.

Sie musste sogar ein Geräusch von sich geben, um ihn dazu zu bringen, den Kopf zu heben.

Dann jagte sie ein Kochstäbchen in sein Auge und hindurch und tief, tief in seinen Schädel.

Während er noch kreischte und zappelte, tat sie das Gleiche – indem sie seinen Kopf gegen all seinen Widerstand stillhielt, die freie Hand erbarmungslos in sein Haar gekrallt – mit dem anderen Kochstäbchen und seinem zweiten Auge.

Als er sich sterbend wand – was ein lautstarker Vorgang war, der sich länger hinzog, als sie gedacht hätte –, ging ihr auf, dass sie seinen Namen nicht kannte.

Gut. Das würde vielleicht helfen, seinen Geist hier festzuhalten, an die Erde gebunden, verflucht. Keiner von denen, die ihn kannten, würde wissen, wie und wo er gestorben war; sie, die ihn getötet hatte, wusste nichts darüber, wer er war oder wohin er gehörte. Diese Verbindungslosigkeit würde ihm zum Verhängnis werden, so dachte sie.

Sie nahm ihre schluchzende, zitternde Tochter an die Hand und führte sie hinaus, vorbei an der Leiche ihres Mannes und dann nach unten, um zu den anderen Mädchen zu stoßen und auf die Dunkelheit zu warten.

Was kann das Gewicht, die Tiefe, die Intensität der Jade ermessen? Genauso gut kann man versuchen, das Meer oder die Majestät des Kaiserreichs zu vermessen – oder hoffen, die Farben eines Drachen zu benennen.

Auf Yu Shans Schultern ruhte das Gewicht, die Tiefe, die Intensität der Jade; er trug sie im Mund.

Doppelt und dreifach eingewickelt, umhüllt von seiner Schlafdecke und unter einer Abdeckung gefetteten Leders in einen Bambusrahmen geschnürt, mit Stricken auf seinen Rücken gezurt, bildete der Wunderstein eine gewaltige Last; doch wo ein Felsbrocken ihn heruntergezogen hätte, richtete dieser Stein ihn auf.

Verborgен und heimlich, geküsst und verschwiegen, scharf wie ein geflüstertes Wort funkelte der abgebrochene Splitter in seinem Mund, als ob er Lichtkristalle absonderte, die alles durchdrangen, verbrannten und keinen Schaden anrichteten, nur ein scharfes Brennen wie von Pfeffer in seinem Blut.

Seine halbe Familie hatte ihn über das Tal hinausgeführt, Pfade hinab, die durch lange Benutzung und seltsame, von den Göttern geformte Bäume gesegnet waren, vorbei an Reihen von Clanmitgliedern, die in die Gegenrichtung unterwegs waren. In den Ausläufern der Berge, endlich außerhalb der Clangebiete, ließen sie ihn allein. Sie kehrten zur Clanversammlung und in ihr eigenes Tal zurück, zu ihrer Suche nach Gestein, einer neuen Mine, mehr Jade. Er behielt die Sonne im Rücken und schritt voran, hinein in Fremde und Schatten, Fremde und Verlust.

Wenn er nicht auf der Versammlung war, konnte seine Mutter nicht um seine Clancousine anhalten. Das war ein Verlust – unmittelbar und dauerhaft. Wer wusste schon, was zur Zeit der nächsten Versammlung sein würde? Vielleicht würde es andere Anträge geben, bessere. Seine Familie hatte ein ausgebeutetes Bergwerk und Hoffnungen, sonst nichts; die Leute seiner Cousine würden sich vielleicht anders orientieren. Vielleicht schon jetzt: Auf dieser Versammlung, in seiner Abwesenheit ...

Es widerstrebte ihm, abwesend zu sein, wenn sie nach ihm Ausschau halten würde. Er verabscheute es, dass seine Eltern sie belügen würden und sie ihnen glauben würde. Sie würde denken, dass die Suche nach einer neuen Mine ihm wichtiger war als sie. Er wollte darüber mit ihr diskutieren, erbittert, von Angesicht zu Angesicht, Haut an Haut ...

Aber in ihrer Abwesenheit gehörte seine Haut nun der Jade, von innen wie von außen. Der Jade gehörten auch seine Gedanken, noch mehr als ihr. Er schritt im Schatten der Jade und gewann Kraft daraus; nichts konnte ihn jetzt überwinden.

Selbst die Furcht vor der langen Wanderung ins Unbekannte berührte kaum die Oberfläche seines Verstandes; sogar diese Furcht war dünn, kindisch, nichts, wovor man Angst haben musste.

Er hatte sein eigenes Tal zuvor kaum jemals verlassen, nur, um zur Clanversammlung zu gehen. Er hatte die Berge nie verlassen. Jetzt lagen sie hinter ihm, alles, was er kannte, lag hinter seinem Rücken. Vor ihm lagen die Ausläufer der Berge, Ebenen, eine große Stadt und das Meer. Flachland, Fremde, Geschichten, die man sich über das Meer erzählte. Er hätte angstvoll sein sollen, aber nichts davon zählte jetzt. Jade auf seinem Rücken, Jade auf seiner Zunge: Er konnte alles tun, überallhin gehen.

Er kannte den Weg nicht, aber das tat keiner. Niemand verließ die Täler. Sie sagten, es würde einfach sein: nur weit, nicht schwer. *Folge der Straße*, sagten sie, *geh nicht auf ihr, aber behalte sie aus dem Augenwinkel im Blick. Halte dich an Waldpfade, solange du im Wald bist; dann such dir deinen eigenen Weg durch die Reisfelder. Halte dich von Dörfern und Leuten fern. Geh nachts, sooft du kannst. Wenn du die Straße verlierst, geh nach Norden. Wenn du nach Norden und Osten gehst, kommst du irgendwann zum Hafen von Taishu; wenn der Kaiser auf Taishu ist, findest du ihn sicher dort.*

Der Wald war schon weniger dicht, die Hänge fielen sanfter ab. Alles, was er kannte, war verschwunden, und alles, was er zu wollen glaubte. Dies war die Welt und er war darin unterwegs. Mit einem Vermögen auf dem Rücken – nicht für ihn, aber vielleicht würde es seiner Familie, seinem Clan, allen Bergbewohnern zugutekommen – und einem Splitter im Mund, unerlaubt, nur für ihn.

Die Straße lag ostwärts und weiter unten; sie folgte den Windungen und Biegungen eines munteren Flusses, der mit jeder Meile tiefer und breiter wurde, weil er Zuflüsse aus den Hügeln aufnahm. Yu Shan blieb auf den Höhen, wo er nur konnte. Wo es keinen Pfad gab, bahnte er sich einen Weg durch unberührtes Unterholz. Er und seine Klinge waren das gewohnt, abgesehen davon, dass er heute zu beiden Seiten etwas mehr Platz freischneiden musste, damit der Stein nirgendwo anstieß. Der Bambusrahmen ragte über seinen Kopf hinaus und war breiter als seine Schultern. Gleichgültig. Sein Arm war unerbittlich, genau wie seine Beine; sie wussten genau, wie hart sie arbeiteten, und arbeiteten dennoch unermüdlich weiter.

Wenn er auf einen Pfad stieß oder der Höhenrücken sich kurzfristig über die Baumgrenze erhob, konnte er ungehindert gehen. Wo eine Schlucht den Bergkamm durchbrach, musste er hinunterspringen, durch einen wilden Schmelzwasserbach am Grund waten und wieder hinaufklettern. Abgesehen davon ging und hackte er, ging und hackte, in einem stetigen, vertrauten Rhythmus.

Ging und hackte, ging und hackte, während seine Gedanken mit ganz anderen Dingen beschäftigt waren, in die Jade sanken, spürten, wie die Jade in sie einsank ...

Ging und hackte, ging und hackte ...

... und wurde angehalten, als er den Kuss einer Klinge an seinem Hals spürte.

»Sieh mal einer an«, flüsterte eine Stimme nahe an seinem Ohr, »ein hübscher Junge, ein Bergjunge! Was sollen wir mir diesem hübschen Bergjungen tun?«

»Nachsehen, was er trägt.« Eine andere Stimme, weiter entfernt, nicht daran interessiert, Spiele zu spielen.

»Fragen wir ihn doch! Was trägst du, mein Hübscher?«

»Jade«, sagte er. Es hatte keinen Zweck zu lügen, da sie doch nur nachsehen mussten. Während er sprach, ließ er den Splitter unter seine Zunge gleiten, weil er hoffte, dass zumindest der ihm bleiben würde.

Wenn er am Leben blieb.

»Jade? Jade ist etwas für Kaiser, nicht für Jungen.«

Yu Shan sagte nichts. Da war ein Schatten zu seiner Linken; er entpuppte sich als Mann. Er war klein und mager, mit Gelenken, die verdrehten, knotigen Wurzeln glichen, aber seine Klinge lag unbeirrbar an Yu Shans Kehle. Sein Kopf war schlecht rasiert, vor zu langer Zeit oder nicht gründlich genug; Büschel drahtiger Haare standen schief zwischen Stoppel flächen hervor. Wahrscheinlich hatte er es selbst getan, mit ebendieser schweren Klinge.

Seine Augen waren grün, kündeten von den Bergen; ebenso seine Hagerkeit und drahtige Kraft. Wenn man ihn auszog – so dachte Yu Shan – würde man irgendwo an seinem Körper eine Clantätowierung entdecken. Eine alte, verblasste, die nichts Neues verriet. Noch nicht einmal etwas kürzlich Zurückliegendes.

Es hatte schon immer Gerüchte über Räuber im Vorland der Berge gegeben, Ausgestoßene, Vagabunden, die der Arbeit in den Bergwerken oder der Disziplin in ihren Clans nicht gewachsen waren. Yu Shan hatte sich nie die Mühe gemacht, daran zu glauben. Er konnte sich nicht vorstellen, im Exil zu leben oder die Clangebiete verlassen zu müssen – warum hätte er sich also Sorgen machen sollen?

Jetzt hatte er vielleicht einen Grund. Nein, zwei Gründe. Jetzt tauchte der Kumpan dieses Mannes auf, hackte und ging, schlug sich nun den Weg frei, da er sich nicht mehr im Schutze des Lärms, den Yu Shan machte, anschleichen musste.

Der hier sah sogar noch mehr nach einem Clanmitglied aus, einem, das selbst einmal Jade abgebaut hatte; sein Auftreten zeugte von der Macht des Steins. Er fragte:

»Jade, wirklich?« Aber das hätte er nicht fragen müssen, da er Yu Shan ansehen konnte, dass es wahr war, obwohl er zu weit entfernt war, die Wahrheit des Steins selbst zu spüren.

»Wirklich«, sagte Yu Shan.

»Der Stein gehört dem Kaiser.«

»Ich bringe ihn zu ihm.« Und dann, zur Antwort auf verblüffte Blicke: »Der Kaiser ist nach Taishu gekommen. Dieser Stein ist ein Geschenk für ihn, von allen Clans.« Jetzt log er doch, nur für den Fall, dass sie vielleicht zögern würden, den Gott-auf-Erden zu bestehlen, wenn sie auch ihren eigenen Leuten gegenüber keine Hemmungen hatten.

Vielleicht taten sie das nicht. Der erste Mann bewegte seine Klinge immer noch nicht, als er sagte: »Jade. Was können wir mit Jade anfangen?«

»Sie verkaufen, natürlich. Unten an der Straße wird uns ein Fuhrmann irgendetwas geben.«

»Und mit ihm?«

»Dasselbe. Er ist vielleicht sogar mehr wert als die Jade. Wie du schon sagtest, Fuo, er ist hübsch ...«

Er konnte mit dem Stein auf dem Rücken nicht durch das dichte Unterholz davonrennen; ganz gleich, wie sehr der Stein ihn trug, es gab keinen Pfad, wenn er sich keinen freischlug

Er konnte sich angesichts der Klinge an seinem Hals überhaupt nicht rühren.

Sie nahmen ihm seine eigene Waffe ab und fesselten ihm die Hände auf den Rücken. Ein weiterer Strick wurde ihm um den Hals gebunden. Yu Shan hätte an der Seite seiner Familie gekämpft, um ihr Bergwerk oder ihre Siedlung oder ihr Leben zu verteidigen; er hätte an der Seite seines Clans gekämpft, um sein Tal zu verteidigen. Hier draußen hätte er nur für seine eigene Freiheit und für den Wunderstein kämpfen können. Eines davon war schön, gehörte ihm aber nicht; das andere war eine Illusion, die Einsamkeit und Zeit ihm eingaben. Er gehörte seiner Familie, der Stein gehörte dem Kaiser. Beides stimmte immer noch, und daran änderte ein Strick um seinen Hals nichts. Als Fuo daran zerrte, folgte er.

Still, während er immer noch an seinem Splitter lutschte.

Der zweite Mann hieb ihnen einen Weg frei, aber er trug den Stein nicht; er hackte zu wenig weg, und Yu Shan blieb immer wieder hängen, wenn Zweige sich in dem vorspringenden Rahmen verfangen.

Er stolperte auf dem Weg nach unten und knickte mehrfach um; jeder Ruck am Strick rief Flüche von Fuo hervor. Der drahtige kleine Mann zerrte im Gegenzug selbst, wieder und wieder, mit solcher Bosheit, dass Yu Shan sich den Hals hätte ausrenken sollen, aber das geschah aus irgendeinem Grunde nicht. Er dachte, dass der Stein ihm etwas von seinem Gewicht verlieh, sodass der Strick so wenig Schaden anrichtete, als sei er nur um eine Steinsäule geschlungen.

Immer weiter hinunter, vom Höhenkamm zur Straße. Sie waren fast schon da, im letzten Stück des angrenzenden Waldes, als der Mann, der voranging, die Hand hob.

Fuo blieb sofort stehen und ein Blick, den er hinter sich warf, warnte Yu Shan davor, sich zu rühren oder zu rufen. Die Klinge lag schon wieder gezogen in seiner Hand; ein Hieb, ein Schnitt, und der Strick würde nicht länger notwendig sein.

Yu Shan hoffte kaum auf Hilfe, ganz gleich, wer sich näherte. Ein Fuhrmann würde ihm nicht helfen; auch keine Wachpatrouille, die die Interessen der Jademeister schützte. Vielleicht waren andere auf der Straße, Leute, die in diesen Hügeln lebten, aber sie würden wohl eher zu Opfern als zu Rettern werden. Wovon sollten Räuber leben, wenn nicht vom Raub?

Wer erschien, war eine einzelne Frau mit grauen Strähnen im langen, offenen Haar und einem kehligen Lied auf den Lippen. Sie trug ein Bündel auf dem Rücken, aber nichts darin würde irgendeinen Wert haben, und auch sie nicht, selbst für Gesetzlose nicht, die willens waren, einen Jungen zu entführen und zu verkaufen. Sie konnten alle einfach hier hocken bleiben und sie in ihrer Unwissenheit vorbeiziehen lassen ...

Nur, dass sie natürlich eine Frau war – und vielleicht hatten diese Männer seit einiger Zeit keine mehr gesehen. Plötzlich war sie eine Frau mit einer Klinge vor der Brust und wurde von einem Räuber von der Straße gedrängt.

Sie war immerhin nicht dumm genug zu tun, was er wollte. Sie trat in scheinbarer Ergebenheit von den Fahrspuren aus getrocknetem Schlamm weg – und bewegte sich dann einfach weiter, ließ das Bündel von den Schultern fallen und rannte blind in den Wald. Reines Glück ließ sie einen Weg einschlagen, der von dort wegführte, wo Fuo mit Yu Shan wartete.

Der andere Räuber jagte ihr nach. Fuo band Yu Shans Strick an einen Ast, um beide Hände freizubekommen, und wartete. Das tat auch Yu Shan gezwungenermaßen. Wartete, lauschte; hörte die Geräusche hektischer Schritte durchs Unterholz, gefolgt vom methodischen Geräusch des Hackens.

Nach einer Weile hörte er die Frau schreien. Dann gab es andere Geräusche, die schwer zu deuten waren, aber sie brachen abrupt ab.

Das Hacken setzte wieder ein und kam durch den Wald stetig auf sie zu. Er fragte sich, ob die beiden Männer streiten würden, ob Fuo enttäuscht genug war. Wie schwer hätte es schon sein können, sie am Ende eines Stricks hierher zurückzubringen?

Vielleicht würden sie kämpfen. Vielleicht würden sie einander töten.

Dann würde er natürlich immer noch an einen Baum gebunden sein; und es gab Geschöpfe im Wald, die sich immer gern an hilflosen Jungen gütlich taten. Gar nicht zu reden von den Göttern, von denen ein jeder vorbeikommen und ihn mitnehmen konnte, wie man im Vorbeigehen eine Frucht pflückt ...

Aber vielleicht konnte er die Stricke durchreißen. Wenn er genug Zeit hatte, konnte er sie an der rauen Rinde des Baums aufscheuern und sie Faden für Faden durchreißen. Und er hatte ja den Jadesplitter im Mund, der wie das abgebrochene Stück einer Klinge war. Wenn er ihn zwischen die Zähne nahm, konnte er damit die Stricke entzweischneiden. Das würde dem Kaiser nichts ausmachen ...

Aber nein. Diese Männer würden nicht kämpfen. Nicht um einer Frau willen, die allein auf der Straße unterwegs und noch nicht einmal schön gewesen war. Und tot. Natürlich würden sie nicht kämpfen.

Der andere kam auf sie zu. Yu Shan sah, wie sich das Unterholz bewegte; sah Zweige fallen, bevor er die Klinge sah, die sie abschnitt. Dann sah er die Klinge und dahinter den Schatten des Menschen, der sie schwang: hochgewachsen und dunkel und voranschreitend, hacken, gehen, und ...

Der Mann, dessen Namen Yu Shan nicht kannte – dieser Mann war sogar noch kleiner als Fuo gewesen, und diese Gestalt hier war größer als beide. So groß wie Yu Shan vielleicht. Im Wald gab es furchterregende Geschöpfe, oder es konnte einer der Götter sein; aber Götter verwenden keine Klingen, um sich einen Weg durchs Unterholz zu bahnen, und das tun auch Geister und Dämonen nicht.

Aber hier war nur die Frau und ...

... und, ja, erstaunlicherweise war sie es, die mit einem Schwert in der Hand durch die Schatten schritt. Wenn sie vorher schon ein Schwert bei sich gehabt hatte, hatte er

es nicht bemerkt. Es war ein Tao mit kurzer Klinge, ganz wie seine eigene Klinge und ganz wie Fuos. Und ganz genau wie die, die der andere Mann getragen hatte, abgesehen davon, dass sie jetzt dunkel war, dunkel befleckt.

Die Frau hatte sich das Haar zu einem schnellen Knoten aufgesteckt und bewegte sich mit ruhiger, langgliedriger Sicherheit voran. Kein Kreischen und Rennen mehr. Die Klinge wirkte passend in ihrer Hand. Und sie hatte sich einen Weg direkt zu ihnen freigeschnitten, obwohl er geglaubt hatte, dass sie verborgen wären.

Fuo war so erschrocken wie er, aber nur einen Moment lang. Einen Moment, um zu starren, Atem zu holen; dann erholte er sich rasch. Er sah plötzlich so tödlich wie eine Bergschlange aus, hockte sich hin, wiegte sich, wechselte seinen Tao von der einen Hand in die andere, versuchte, ihren Blick daraufzuziehen. Sie sah seine Hände noch nicht einmal an und ahmte auch seine Haltung nicht nach. Sie näherte sich kühn und aufrecht, und Yu Shan glaubte, dass dies rasch vorbei sein und er am Ende immer noch ein Gefangener sein würde.

Sie trafen aufeinander, und das Blätterdach verschluckte den hässlichen Klang, als Stahl über Stahl schrammte. Fuo holte wild mit der Klinge aus und zielte auf ihren Hals – und sie wehrte gerade noch rechtzeitig ab. Und stach nach ihm, während er aus dem Gleichgewicht und unbeholfen war, aber das galt auch für sie. Er sprang zurück, ohne Anmut, aber wirkungsvoll, und so begannen sie erneut.

Er versuchte einen plötzlichen Stoß, aber sie parierte; beide Klingen Schneide an Schneide; und noch einmal; und noch einmal.

Außer, dass er beim letzten Mal weiter ausholte und der Stahl einen anderen, dumpferen Klang von sich gab, als sie abwehrte, weil sie die stumpfe Seite ihrer Klinge anstelle der Schneide verwendet hatte. Sie hatte seinen Hieb beidhändig betäubend aufgehalten; und jetzt schoss ihre eigene Klinge auf ihn zu, mit der Kraft dieser beiden langen Arme und mit Schwung aus den Schultern heraus, einer Drehung des Rückens. Sein Körper stürzte von der Wucht, die er in seinen eigenen Hieb gelegt hatte, immer noch vorwärts, und ...

... und Yu Shan dachte, sie würde Fuo die Kehle durchschneiden, und irrte sich.

Sie schlug ihm den ganzen Kopf ab.

Und tat das absichtlich, wusste, was sie tat. Er konnte all die Sorgfalt sehen, die sie in den Hieb legte, der geübt durch Fleisch und Knochen zugleich drang.

Fuos Kopf fiel nicht einfach herunter. Sie hatte seinen Hals schräg getroffen, mit einem aufwärtsgerichteten Hieb; die breite Klinge des Tao hob seinen Kopf zur Gänze hoch und ließ ihn durch die Luft fliegen wie einen hochgeworfenen Ball, sodass er Blätter, Schlamm und die ganze Lichtung bespritzte, bevor er mit einem dumpfen Aufprall im Unterholz landete.

Yu Shan bekam einen Blutspritzer ins Gesicht und konnte ihn nicht abwischen.

Fuos Körper sackte seltsam zusammen, als wären alle Sehnen darin durchtrennt, nicht nur die Halssehnen. Die Frau stand da und sah zu, wie er zusammenbrach; jetzt atmete sie schwer. Yu Shan konnte sich gedulden; sollte sie sich ruhig erst erholen, bevor sie ihn befreite. In der Zwischenzeit sprach er ein stummes Dankgebet an die Götter, die diese Hügelflanke, diesen Straßenrand und einsame Wanderer beschützten. Wenn seine Hände erst frei waren, würde er Opfergaben darbringen. Es schadete nie etwas, dankbar zu sein.

Sie kam schneller zu ihm, als er erwartet hatte; schweißglänzend wischte sie Blut vom Tao, baute sich vor ihm auf und musterte ihn von oben bis unten.

»Was bist du?«, fragte sie. »Sein Packesel?«

»Ich war sein Gefangener.« Ohne jeglichen Nachdruck; er wartete darauf, dass sie die scharfe Klinge zum Einsatz bringen und ihn freischneiden würde.

»Was ist dann in dem Bündel, Esel?«

»Jade.« Noch einmal: Warum lügen? Sie musste nur nachsehen.

»Ein Stück?«

»Ja.«

»Ich wusste nicht, dass es so große gibt. Oder dass ein einzelner Mann einen solchen Felsbrocken schleppen kann.«

Sie hätte die Jade nicht als Felsbrocken bezeichnen sollen, aber sie hatte ihn einen Mann genannt, und das machte vieles wieder wett. Er lächelte. »Es ist etwas Besonderes. Und ich bin stärker, als ich aussehe.«

»Das bist du wohl. Und ich bin sicher, dass es etwas Besonderes ist. Was hattest du damit vor, Esel?«

»Ich wollte es zum Kaiser bringen. Und ich heiße Yu Shan.«

»Tatsächlich?« Sie war erheitert, was ihn verärgerte. *Nur Geduld ...*

»Du heißt Yu Shan, du hast grüne Augen, und du trägst einen Schatz zum Kaiser. Kennst du den Weg?«

»Wenn ich in die Hafenstadt gehe, kann ich ihn finden.«

»Davon bin ich überzeugt. Wenn die Leute aufhören, dir Stricke um den Hals zu binden.«

»Und um die Handgelenke«, sagte er bedeutungsschwanger.

»Ja. Auch das. Armer Esel. Was hatten diese Männer mit dir vor?«

»Sie sagten, sie würden mich verkaufen, auf der Straße. Die Fuhrleute ...«

»... haben Befehl, keinen Handel mit Banditen zu treiben, aber ich bin mir sicher, dass sie es trotzdem tun. Mit Jade und anderen Waren. Mit hübschen, gesunden Knaben, zum Beispiel. Nun ja. Das werde ich nicht tun. Ich werde dich nicht an die Fuhrleute verkaufen.« Aber sie schnitt seine Fesseln immer noch nicht durch.

»Bitte«, sagte er schließlich, »könntest du mich losbinden?«

Sie lächelte nur. »Wir werden das binnen einer Minute von deinem Rücken herunterhaben.« Sie stieß nach den Riemen, die den Stein hielten. »Ohne das wirst du dich wohler fühlen, und ich denke, wir sollten für die Nacht unser Lager aufschlagen. Nicht gerade hier, aber ich will nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr auf der Straße sein, wenn solche Geschöpfe unterwegs sind. Sie sind wie Ameisen; einer allein ist vielleicht wirklich allein, aber wenn man zwei sieht, heißt das, dass es irgendwo ein Nest gibt. Was ist in dem Bambus?«

Sie hatte also bemerkt, dass die Enden des Rahmens mit Deckeln verschlossen waren. »Reis«, sagte er, »und eingelegtes Gemüse.« Genug, um ihn bis an seinen Bestimmungsort zu bringen, wenn er nicht aufgehalten wurde. Wenn er nicht etwa Räubern in die Hände fiel und nicht auf der Stelle von einer hageren, neugierigen Frau befreit wurde, seltsam gefährlich und seltsam allein, die durchaus Appetit auf Reis und eingelegtes Gemüse haben mochte.

»Keine Messer oder so etwas?«

»Nein. Ich hatte einen Tao, aber den hat er mir abgenommen ...«

»Ja. Das war wohl nicht schwer.« Doch sie machte keine Bewegung, um ihn Fuos Leiche wieder abzunehmen.

»Bitte«, sagte er. »Wer bist du?«

»Ich heiße Jiao«, und nun band sie endlich den Strick los – aber am falschen Ende, dem Ende, das Fuo um den Baum geschlungen hatte.

»Und was bist du?« Ihr Name nützte nichts, er sagte ihm nichts, was sie sehr gut wusste.

»Was ich sein muss. Ich dachte, ich könnte vielleicht Bäuerin werden und ... Warum lachst du?«

»Nur so.« Abgesehen davon, dass er es schon nach dieser kurzen, riskanten Bekanntschaft für unwahrscheinlich hielt, dass sie sich geduldig mit Erde und Wetter, Pflügen, Pflanzen und Ernten befassen würde.

»Wirklich? Tut ihr so etwas, ihr Männer aus den Bergen? Lacht ihr einfach nur so über uns einfältige Flachlandbewohner?«

Sie war in keiner Weise einfältig, und er bezweifelte, dass sie aus dem Flachland stammte; er bezweifelte, dass sie überhaupt von Taishu kam. »Eigentlich«, fuhr sie fort, »habe ich darüber nachgedacht, mich bei deinem Volk niederzulassen, wenn ich dort willkommen wäre ...«

Darauf bestand bei allen Clans wenig Hoffnung. Er glaubte, dass sie das wusste; sie meinte es noch immer nicht ernst. Was sie vorher gesagt hatte, über die eine Ameise ... Wahrscheinlich war sie eine einsame Räuberin, die aufflas, was auch immer sie stehlen konnte. Wenn sie überhaupt daran gedacht hatte, in die Berge zu ziehen, dann, weil sie davon träumte, Jade direkt an der Quelle zu stehlen.

Was sie jetzt natürlich nicht mehr tun musste, weil sie ein kostbares Stück davon direkt hier hatte. Die Jade und ihn, gefesselt und bereit, Beute zum Aufsammeln.

Sie war wieder still, unter dem Wasser. Sie war wieder still, in seinem Kopf.

Andere sprachen von ihr, also musste er es nicht tun.

Nicht die Mannschaft, die wusste nichts und wollte nicht lernen; die Piraten grinsten höhnisch, sobald sie erwähnt wurde. Nicht Li Ton; er weigerte sich, auch nur zuzulassen, dass man sie in seiner Gegenwart erwähnte.

Die, die redeten, waren Ortsansässige, aus dem Dorf auf den Klippen. Sie waren alt, und wie alte Leute überall dachten sie, dass das Alter von selbst Weisheit brachte. Sie strapazierten die Geduld der Mannschaft; wenn sie Li Tons Geduld zu strapazieren wagten, dann würde er wohl ihre Hälse *strapazieren*. Oder sie rasch einen Kopf kürzer machen.

Han hatte es schon früher erlebt, dass eine Gemeinschaft ihre schwächsten und entbehrlichsten Mitglieder vorschickte, um mit Soldaten oder Gesetzlosen zu verhandeln, damit sie nicht zu viel verloren, wenn die Verhandlungen schiefgingen. Er hatte gesehen, wie man unfruchtbare Frauen in ein Armeelager schickte; er hatte gehört, dass man Kinder Essen in den Wald tragen ließ, um Banditen davon abzuhalten, das Dorf zu plündern. Er hatte auch gehört, dass nicht alle wieder zurückkamen.

Nachdem deutlich geworden war, dass die *Shalla* nicht rasch wieder verschwinden würde, kamen am dritten Tag die ersten alten Leute misstrauisch den steilen Klippenpfad herab. Sie kehrten mit einer Liste dessen zurück, was benötigt wurde, von Holzkohle bis hin zu gutem Reis; die Reisvorräte der *Shalla* lagen salzwasserdurchtränkt im Frachtraum. Im Gegenzug durften sie sich etwas von all dem aussuchen, was gleichermaßen durchtränkt aus besagtem Frachtraum gezerrt und am Strand zum Trocknen ausgelegt worden war.

Bauern führten ein hartes Leben. Han wusste das, hatte es selbst erlebt; jetzt wurde er daran erinnert, als er sah, mit welcher Begeisterung die Unterwäsche seines verstorbenen Herrn dem Haufen hinzugefügt wurde.

Ihre Weisheit gaben die alten Leute umsonst, während sie ihre Auswahl trafen.

»Die Welle, diese fürchterliche Welle? Das war die Drachin, die sich an ihrem Platz unter dem Meer gereg hat. Wie könnt ihr daran zweifeln? Die Schmiede ist verstummt. Die Drachin ist frei. Wir wissen nicht, warum die Mönche uns verraten haben. Sie haben geschworen, sie in Ketten zu halten, und jetzt ist sie frei.

Sie hat sich gereg, ist erwacht; deshalb die Welle, der Sturm, die Zerstörung. Es sind Wracks landauf, landab an der Küste angetrieben worden, die nicht so viel Glück hatten wie ihr. Ihr solltet in sicherere Gewässer segeln. Sie wird sich wieder regen. Sie wird sich erheben, und wenn sie das tut, oh, dann wird es einen Sturm geben ...«

Und so weiter, und so weiter. Sie redeten ohne Unterlass von der Drachin, sodass Han nichts sagen musste, noch nicht einmal zu sich selbst. Vielleicht gerade nicht zu sich selbst. Suo Lung und er sprachen kaum miteinander, tauschten nur einzelne Worte aus, die sich in Eisen kratzen ließen.

Die Ketten, die er trug, schürften ihm die Handgelenke auf; die Drachin rieb ihm den Verstand wund. Er scheute vor ihr zurück, polsterte seine Handschellen mit Baumwolllumpen und versuchte, seinen Verstand in gleicher Weise abzupolstern, versuchte, nichts zu fühlen, nichts zu glauben.

Es geschah am siebten Tag, nachdem sie gestrandet waren.

»Du, Junge: Lauf hoch ins Dorf und versuch noch einmal, diese Dummköpfe zu überreden, ein paar Frauen herunterzuschicken. Sag ihnen, dass die Männer sonst verrückt werden und ihre kostbaren Hütten niederbrennen. Sag ihnen, dass wir ordentlich bezahlen werden, mit echtem Silber. Wenn sie dich abweisen – was sie tun werden –, dann geh in den Wald und tu so, als würdest du Pilze für den Abend sammeln. Komm mit irgendetwas zurück, es ist mir egal, womit. Und während du dort bist, versuch herauszukriegen, wo sie ihre Frauen versteckt halten ...«

Jorgan sagte das zu ihm, und darum stieg Han – nicht als Erster – zu diesem fruchtlosen Unterfangen die Klippen empor. Die Piratenmannschaft hatte schon das Gleiche getan und den Waldrand jenseits der Reisfelder des Dorfs abgesucht, die Alten bedroht und nichts erreicht.

Jedes Dorf, das vom Meer aus für einen Handstreich zu erreichen war, war mit Plünderern vertraut und hatte seine Überlebensstrategien. Das mochte ein unbehaglicher, ungleicher Pakt mit einem bestimmten Schiff sein. Es mochten ständige Wachsamkeit und ein Versteck sein. Han war bereit, darauf zu wetten, dass es hier ein primitiveres Dorf tiefer im Wald gab, wo jeder bis auf die Alten stillsaß und abwartete. Sie würden Waffen zur Hand haben; wenn die Piraten sie fanden, würden sie kämpfen. Und sterben, natürlich, die Männer rascher als die Mönche auf der Insel, die Frauen langsamer. Die Kinder würden vielleicht mitgenommen und verkauft werden, wenn sie Glück hatten. Wenn das denn Glück war.

Die Piraten hatten sie noch nicht gefunden, und Han würde sie auch nicht finden. Dazu war er entschlossen.

Jorgan erwartete das auch gar nicht von ihm. Han glaubte, dass der Maat der *Shalla* ihn einfach nicht mehr sehen wollte. Er war zum Tode verurteilt, gerettet und noch einmal gerettet worden. Er war so unnütz, dass er noch nicht einmal Hilfsarbeiten verrichten konnte, und trug doch den Ring der *Shalla* im Ohr. Li Ton konnte ihn immer noch nicht töten, weil der Schmiedesklave ihn lebendig haben wollte.

Also jetzt dies – ein Auftrag, der ihm Gelegenheit zur Flucht gab, wenn er fliehen wollte. Er dachte, dass Li Ton damit zufrieden gewesen wäre, um ihn los zu sein. Er dachte auch, dass Suo Lung verzweifeln würde. Er dachte, dass er damit leben konnte. Aber wenn er floh, nahm er die Drachin mit. Sie war jetzt in seinem Kopf, genauso wie in seinen Ketten.

Es war wie ein Spiegel, das verstand er. Seine Ketten waren ein Bild derer der Drachin; Wörter und Schriftzeichen hatten eine Bedeutung auf beiden Seiten des Spiegels, aber auf einer Seite waren sie über alle Maßen mächtig.

Wenn man sich recht an sie erinnerte und sie ordentlich und in der richtigen Reihenfolge niederschrieb.

Nichts davon traf hier und jetzt zu. Suo Lung geriet ins Schwitzen, wenn er sich an die Wörter zu erinnern versuchte, Han geriet ins Schwitzen, wenn er die Schriftzeichen schrieb, die Suo Lung mühsam abzeichnete. Wenn dies Magie war, dann war es das fadenscheinige, brüchige Echo eines Zauberspruchs. Die Drachin lag für den Augenblick still, aber sie war ein Druck hinter seinen Augen, eine Last auf seinem Verstand, ein Hunger und ein Ruf und ein Bedürfnis. Er glaubte nicht, dass sie für immer schlafen würde, nachdem sie nun schon einmal erwacht war. Er war sich nicht sicher, ob sie überhaupt schlief.

Also würde Han nicht fliehen, nein. Er brauchte mehr Ketten und bessere Worte, aber Suo Lung war alles, was er hatte. Er würde sich an den Schmied halten, mit ihm arbeiten, mit ihm leben. Wenn das bedeutete, mit Li Ton, Jorgan und der ganzen Mannschaft der *Shalla* zu leben und zu arbeiten – und das bedeutete es offensichtlich –, dann würde er das auch tun. Vorerst.

Wenn er floh, würde er Suo Lung mitnehmen müssen. Und das würde alles andere als einfach sein.

Er fand im Dorf bis auf eine Handvoll alter Leute niemanden vor, stellte pflichtergeben seine Frage nach den Frauen, nahm ihr Kopfschütteln mit einem ebenso pflichtergebenen Nicken hin und ging mit seinem leeren Korb weiter auf den Waldrand zu.

Und kam nicht so weit, noch nicht einmal halb so weit; er hatte kaum einen Fuß auf einen der erhöhten Wege gesetzt, die zwischen den Reisfeldern hindurchführten, als er vor sich Bewegungen sah, Gestalten, die aus dem Schatten der Bäume hervorkamen.

Nicht die Dorfbewohner, die sich töricht aus ihrem Versteck hervorwagten, nein. Dies war ein Trupp Bewaffneter, dunkle Schatten und helle Klingen; Männer zu

Pferde, Fußsoldaten. Mehr Männer, als die Mannschaft der *Shalla* umfasste, und besser bewaffnet.

Han mochte Li Ton und seine ganze Mannschaft ja hassen – das tat er vielleicht wirklich, wenn er sich die Zeit nahm, darüber nachzudenken –, aber Li Ton hatte den Schmiedesklassen, und Hans Ketten und die Ketten des Drachen waren von Suo Lung abhängig. *Alles* hing von Suo Lung ab. Han konnte die Sicherheit dieses Mannes nicht irgendeiner zufällig auftauchenden Armee anvertrauen, die ihn doch nur für einen weiteren Piraten halten würde.

Zurück durchs Dorf also, wobei er sich nicht einmal damit aufhielt, den Alten eine Warnung zuzurufen; den Pfad hinunter und mit einem halsbrecherischen Sprung auf den Strand, völlig aus dem Gleichgewicht und froh, dass Suo Lung ihm *noch* nicht die Knöchel zusammengekettet hatte. Seine Rückkehr musste beobachtet worden sein, denn Jorgan erwartete ihn am Rand des Sandstrands und war verärgert.

Han war so außer Atem, dass er seine Nachricht kaum hervorbringen konnte, aber das war genug, um dafür zu sorgen, dass er vor Li Ton geschleift wurde, um seine Geschichte zu wiederholen. Und wenigstens hatte er das Gedächtnis eines halb ausgebildeten Schreibers für das, was er sah, ganz gleich, ob es Schriftzeichen oder gemusterte Fahnen auf einem fernen Hügel waren – oder Männer, die sich langsam durch die Reisfelder bewegten. Als Li Ton nach der Anzahl fragte, zählte er rasch im Kopf zusammen. »Ein Dutzend Offiziere zu Pferde. Ich habe sechzig oder siebzig Fußsoldaten gesehen, aber es waren mehr. Jedes Mal, wenn ich zurückgeblickt habe, habe ich noch mehr zwischen den Bäumen hervorkommen sehen.«

Li Ton runzelte die Stirn. »Das sind zu viele. So viele können sie im Dorf nicht unterbringen, und sie kampieren gewiss nicht in den Reisfeldern. Sie kommen unseretwegen. Der *Shalla* wegen. Sie wissen, dass sie hier ist, und sie wissen, wie groß ihre Mannschaft ist. Einer der Dorfbewohner hat uns verraten.«

Sicher der Dorfvorsteher. Seine Entscheidung. Sie hätte ihn sein Dorf kosten können, aber die Soldaten würden schneller da sein als Li Ton. Der Kapitän schob seinen Ärger beiseite und fuhr fort: »Sie kommen in großer Zahl, weil sie die *Shalla* wollen, ohne Kampf; aber wenn es doch auf einen hinausläuft, wird es ihnen gleichgültig sein, wie viele Leben sie opfern müssen, um sie zu bekommen.«

Er sah über seine Schulter dorthin, wo die Dschunke auf den Strand gezogen lag; ihre Takelage war halb abgebaut und auf dem Sand verteilt. Er war Realist – notwendigerweise. Wenn ihm der Gedanke an Widerstand kam, blieb er nicht lange.

Er sagte: »Wenn wir gegen sie kämpfen, werden sie keinen von uns verschonen. Lasst sie herunterkommen, sie wollen uns haben. Ich habe noch nie eine Landratte getroffen, die auch als Seemann einzusetzen gewesen wäre. Oh ja, die *Shalla* braucht ihre Mannschaft; ohne die wird sie ihnen nichts nützen. Das kann ich ihnen klarmachen.«

Und später, sagte sein Gesichtsausdruck, wenn wir auf See sind, können wir mit allen Soldaten fertig werden, wie viele sie auch aufs Schiff schicken. Auf mein Schiff
...

Han hatte die Mannschaft noch nie so entwaffnet, so unbehaglich erlebt. Die Männer standen unbeholfen in Grüppchen herum und taten auffällig nichts; das ist natürlich das gute Recht eines jeden Seemanns an Land, aber hier war es eine Lüge, und zwar keine, die man lange und überzeugend aufrechterhalten konnte.

Was sie wirklich taten, war, den Klippenpfad zu beobachten und darauf zu warten, sich zu ergeben. Darauf, nicht zu kämpfen, und darin waren sie sehr schlecht.

Suo Lung hatte wenigstens etwas zu tun; er feilte ein Stück Gusseisen zurecht. Han kniete zu seinen Füßen, und der Schmied brummte ihm einzelne Wörter zu: »Fest.«

»Eng? Einschnürend?«

»Nein. Festsitzen. Festgehalten werden.«

»Gefesselt?« Aber das war ein Schriftzeichen, das er schon auf seine Ketten geschrieben hatte.

»Nein. In der Dunkelheit festgehalten werden.«

So war es ständig. Suo Lung mühte sich ab, sich an die Wörter zu erinnern. Er betonte oder verstand das falsch, woran er sich erinnerte; alles, was er Han bot, war entstellt und musste entschlüsselt, ins Reine gebracht, verständlich gemacht werden.

Han hatte die Drachin im Kopf, nur ein bisschen, so viel, wie er in ihrem Kopf war. Sie wusste, was sie taten oder zu tun versuchten. Sie brachte seine Gedanken auf ihre Weise durcheinander. Es war schwer für Han, sich auf die Worte des Schmieds zu konzentrieren, wenn sein Verstand sich gegen den Sog anderer Kräfte stemmte – den der Gezeiten, des Windes, der Strömung. Schwer, sich an seine eigenen schmerzhaften Lehrstunden im Schreiben zu erinnern, wenn die Gewichte an seinen Handgelenken eine Verbindung zu einem anderen Leben, einer anderen Welt darstellten, in der Ketten etwas Abscheuliches waren, ein dreistes Eingreifen in etwas, das frei, fließend, majestätisch, großartig und unantastbar hätte sein sollen ...

Es war beinahe eine Erleichterung zu sehen, wie die Piraten plötzlich aufmerksam, ruhig, unnatürlich still wurden; selbst zum Klippenpfad emporzublicken und die ersten Soldaten herunterkommen zu sehen.

Soldaten töteten Piraten, wann und wo sie konnten. Das war kaiserliches Gesetz, beinahe schon ein Naturgesetz. Und doch stand die Mannschaft ruhig da und sah sie näher kommen, schon entwaffnet, schon unterworfen. Schon tot, wenn Li Ton versagte. Alles, was er hatte, um ihr Leben zu retten, war eine Vermutung.

Han hatte eines mit den Männern gemein: Er wollte sehr gern leben. Er musste es. Sonst würden mehr, viel mehr Leute sterben als nur er allein, und die Drachin würde alle Macht an sich reißen.

Manchmal glaubte er, dass er das wollte, aber in Wirklichkeit war sie das, in seinem Kopf.

Han hatte noch etwas mit den Männern gemein: Wenn Li Tons Hoffnung sich nicht erfüllt, würde er an ihrer Seite sterben, als einer von ihnen. Das stand fest. Vom Kapitän bis zum Schiffsjungen würden sie alle demselben grausamen Tod anheimfallen.

Die einfachen Soldaten kamen als Erste herab, mit Speeren und Bögen. Sie drängten sich ganz wie die Piraten am Fuße des Pfades vorsichtig in Grüppchen zusammen. Beide Seiten starrten einander an, über den Sand und die Steine des Strandes hinweg, in Rufweite, aber niemand rief etwas. Niemand wusste so recht, was zu tun war, dachte Han. Die Piraten hatten zuvor noch nie kapituliert, die Soldaten noch nie eine Kapitulation angenommen. Die Situation war durchaus klar – eine Seite startete vor Waffen, die andere hatte leere Hände –, aber jemand musste etwas tun. Langsam.

Li Ton stand im Schatten der auf den Strand gezogenen *Shalla* und rührte sich nicht.

Nach einer Weile teilte sich das Gewühl von Soldaten, als drei Männer sich hindurchdrängten. Nach ihrer Kleidung und ihrem gehetzten, nervösen Auftreten zu urteilen, waren sie die Offiziere. Wenn dies eine Falle war – wenn die Piraten doch noch vorhatten zu kämpfen, wenn sie Waffen hinter ihren Rücken oder unter dem Sand versteckt hatten –, dann wussten alle, wer als Erstes sterben würde.

Han beobachtete Li Ton.

Der sein Gewicht verlagerte, vortrat, ihnen entgegenging, Jorgan wie immer in seinem Schatten.

Es war nicht das erste Mal, dass Han sich hätte ruhig verhalten sollen; nicht das erste Mal, dass er das Gegenteil tat, sich in etwas stürzte, in dem er nicht gefragt, gewollt und sicher war.

Er spürte die Kraft ihrer Absicht und versuchte, eine Mauer dagegenzusetzen. Er hätte genauso gut versuchen können, nur mit Zweigen und Schnur gegen einen Taifun

anzugehen.

Zu spät riss er die Arme hoch und breitete sie aus, so weit die Ketten es ihm erlaubten; er prellte sich die Handgelenke an ihrer absoluten Unnachgiebigkeit; er schleuderte diesen Widerstand, diese Weigerung des Eisens, auf sie zurück. Er kämpfte, um sie ruhig zu halten, sie zu unterdrücken, ihr nicht zu gestatten, sich zu erheben. Er rang, um sie zurückzuschicken, hinab, ins Dunkel am Meeresgrund.

Sie gab nach, aber etwas kam dennoch – sie hatte es auf den Weg gebracht, und weder sie noch er konnte irgendetwas tun, um es jetzt noch aufzuhalten. Also packte er Suo Lung am Handgelenk und zerrte ihn den Strand entlang, dorthin, wo Li Ton mit den Hauptleuten der Armee sprach.

»Was tust du da, Junge?«

Das war Jorgan: Er drängte sich zwischen ihn und den Mann, mit dem er sprechen musste.

»Es gibt Schwierigkeiten«, sagte Han drängend. »Ich muss dem Kapitän sagen ...«

»Der Kapitän hat schon Schwierigkeiten – sie sind hier. Hast du das nicht bemerkt?«

»Echte Schwierigkeiten, meine ich.«

»Diese Männer könnten uns alle töten. Und werden das auch tun, wenn er es ihnen nicht ausredet. Ist das nicht echt genug für dich?«

Han wusste das und, nein, das war es nicht. »Die Drachin«, keuchte er. »Eine zweite große Welle nähert sich – wie der Tsunami ...«

Eigentlich nicht so sehr wie der Tsunami: Er wusste, was sie getan hatte, und es bestand ein riesiger Unterschied. Der Tsunami war ein gewaltiges, erstauntes Schulterzucken gewesen, wie das eines Berges, dem wieder einfiel, wie man sich bewegt; dies hier war gezielt, absichtlich, boshaft.

Und zielte auf ihn ab, auf Han.

Er konnte die Welle spüren – ihr Gewicht, als sie durch den Ozean auf ihn zuschoss. Er verstand die Drachin und auch die Welle beinahe gut genug, um den Eindruck zu haben, die Richtung der Welle ändern und sie auf die Drachin zurückwerfen zu können.

Aber sie war eine Drachin, er nur ein Junge. Er saß wie eine lästige Kleinigkeit in ihrem Kopf, wie eine Fliege auf einem Bullen; jede noch so winzige Verästelung ihres Verstandes lastete auf seinen Gedanken wie ein Joch, eine zu große Last, die er nicht tragen konnte. Sie hätte ihn jeden Augenblick zerschmettern können, hätte sie nicht in Ketten gelegen.

Deshalb schickte sie ihre Wasser, damit die es an ihrer Stelle taten. Er konnte ihrem Werk nichts anhaben. Er konnte ihm nur zuvorkommen.

»Die *Drachin*?« Jorgan fluchte verächtlich. Han wusste das, weil er sah, wie sich die Lippen des Mannes kräuselten; die eigentlichen Worte konnte er nicht hören, über das Tosen des Wassers hinweg, hinter ihm.

Jorgan sah sie zuerst. Das wusste Han, weil er sah, wie die Augen des Mannes hervortraten, wie sein Mund arbeitete, wie er sich umdrehte, um Li Ton zu suchen.

Han kam ihm beinahe zuvor: Er duckte sich unter Jorgans Arm hinweg und machte einen Hechtsprung nach vorn, um Li Ton zu packen, sodass er es als Letzter sah, obwohl er es als Erster gewusst hatte.

Es war nicht wirklich eine Welle. Wellen reiten auf der Meeresoberfläche. Dies hier war eine Aufwallung aus den tiefsten Tiefen: eine absichtsvolle Kopfbewegung, so weit, wie sie sich trotz der Ketten, die er trug, bewegen konnte.

Die große Wassermasse, die vom Meeresgrund emporgeschleudert wurde, traf auf das Flussbett und wurde zusammengedrückt, schmal und hoch; sie brach durch den Felseinschnitt wie eine Wasserwand, brach wie eine fürchterliche Welle in den breiteren Raum dahinter ein, brach über ihnen allen zusammen.

Und Han zerrte an Li Ton und an Suo Lung, schleppte sie dorthin, wo die *Shalla* mit der Breitseite zur Flut lag, weil er glaubte, dass ihre Masse zumindest die Kraft des Wassers für sie etwas abmildern würde. Han musste überleben, um die Drachin in Ketten zu halten, und seien sie auch noch so leicht; das hieß, dass Li Ton überleben musste, weil er Han die beste Gelegenheit bot, nach der Welle zu überleben; und Suo Lung musste natürlich überleben, weil er Hans einzige Hoffnung war, jene Ketten schwerer zu machen.

Die Welle traf die *Shalla*, hob sie hoch und brach unter ihr, um sie herum und über ihr hervor; so bot sie ihnen keinerlei Schutz, und sie wurden umgerissen und stürzten kopfüber in die Brandung der steigenden Flut.

Als derjenige, der Ketten trug, war Han der Erste, der unterging. Die Last des Eisens zog ihn nach unten, während die Last des Wassers ihn zerquetschte, genau, wie die Last des Verstands der Drachin sich seiner lüstern bemächtigte.

Und er hatte nur diesen letzten, hektischen Moment, um zurückzuschlagen; und er gab ihr das Einzige, was er hatte, sein eigene, verwandelte Angst:

Was, wenn ich hier und jetzt sterbe? Dies sind noch immer deine Ketten, noch immer verzaubert, um dich festzuhalten; und sie werden an einem toten Jungen irgendwo hier unter Wasser liegen, und du kannst weder sie noch mich erreichen, kannst dich nicht rühren, weil du in Ketten liegst, weil ich es tue. Und wenn ich tot bin, was bist du dann? Ein kleiner Teil von mir ist jetzt ein kleiner Teil von dir: Und möchtest du den Tod in deinem Herzen haben? In deinem Verstand, wo er langsam verwest? Meine Knochen mögen zerfallen, aber die Ketten werden dich noch immer festhalten, die Schriftzeichen, die wir hineingegraben haben, werden unter Wasser so hell wie deine Augen leuchten ...

... und im Wasser herrschte plötzlich Stille, als ob das, was gekocht hatte, plötzlich eiskalt geworden wäre, als stünden die See und die Sterne für einen Moment still, bis auf die Sterne, die in Hans Kopf explodierten.

Und dann gab es einen großen Sog. Die Ketten, die ihn hinabgezogen hatten, bildeten jetzt einen Anker für ihn, der ihn gegen diesen Sog festhielt; plötzlich war das Wasser verschwunden, und er lag ausgestreckt und leer auf dem glatten Sandstrand.

Völlig leer – auch ohne Luft. Wie ein Neugeborenes musste er lernen zu atmen, musste sich bewusst dazu entschließen, und als er es versuchte, konnte er nur husten, Salzwasser spucken, würgen, keuchen und Schmerzen empfinden – im Hals, zwischen den Rippen und tief drinnen, überall.

Er glaubte, dass es die Soldaten waren, die ihm das Leben retteten. Soldaten, die den Klippenpfad herunterrannten, all diejenigen, die nicht von der Flut überrascht worden waren; sie suchten natürlich nach ihren eigenen Kameraden, ihren Offizieren, packten aber wahllos alle Überlebenden, zwangen ihre Körper zu arbeiten: zwangen sie, sich auszuziehen, aufzustehen, sich in der heißen Sonne zu bewegen, alles, um die schädliche Kälte des Wassers zu vertreiben.

Auf diese Weise sahen Han und Suo Lung und vielleicht alle Mitglieder der Mannschaft bis auf Jorgan – alle Überlebenden zumindest, denn einige Männer fehlten – Li Ton zum ersten Mal nackt, in seiner wahren Gestalt, als ihn selbst.

Entblößt war sein Körper von knotigen Muskeln durchzogen und narbenübersät, doch darüber hinaus trug seine Haut eine Fülle von Tätowierungen. Nicht die derben Bilder, die die Hälfte seiner Mannschaft zu schätzen wusste, nicht die verschnörkelten Zeichnungen, die sich ein paar leisten konnten. Dies waren grobe, eckige Schriftzeichen, die seinen Brustkorb und seine Schultern, seinen Bauch und seinen Rücken, seine Schenkel, Hinterbacken und Waden bedeckten. Einige der Zeichen konnte Han sogar aus der Entfernung lesen. Sie erinnerten ihn an nichts so sehr wie an seine eigenen Ketten; er glaubte, dass sie den gleichen Zweck hatten, dass sie dazu dienen sollten, die Wahrheit zu einem Zauberspruch zu machen.

Sie bildeten Wörter wie *Verräter*, *Abtrünniger*, *Verbannter*. Sie sprachen von Schande, von Verbannung; sie forderten seinen Tod und lobten einen Preis auf seinen Kopf aus, wenn er als Geschenk für den Kaiser zu einem der Tore der Verborgenen Stadt gebracht wurde.

Seine Genitalien waren ihm schon genommen worden. Die dunkle Leere zwischen den Beinen des Kapitäns war fast noch entsetzlicher als die schlichten Tätowierungen.

Kastration und Tätowierungen zusammengenommen bedeuteten eine kaiserliche Strafe, das wusste Han; das wussten auch die Soldaten. Auch ihre überlebenden Offiziere. Li Ton wurde in schwerere Ketten als Han gelegt; das war Hans erste Arbeit, die Schmiede wiederaufzubauen und das Feuer zu entfachen, damit Suo Lung Ketten für ihren Kapitän schmieden konnte.

In der Zwischenzeit trieb die *Shalla* wie zum Hohn frei in der tiefen Fahrrinne des Flusslaufs, bereit, sie alle an der Küste entlang zum General zu bringen, der kurzen Prozess mit ihnen machen würde.

Er dachte, die Nachricht von seiner Ankunft würde sich im ganzen Hafen, an jedem Kai, in jedem Dock verbreiten.

Sie würde gleich auf die erste Neuigkeit des Morgens folgen: nicht so bedeutsam oder so sonderbar vielleicht, aber leichter zu verkraften und durchaus willkommen.

Die erste Neuigkeit wäre der Rauch gewesen, der sichtbar geworden war, als die Sonne aufging: Rauch, der aus der Schmiede aufstieg, nach vielen rauchlosen Tagen.

Das hätte allerdings nur einen schwachen Trost bedeutet, nachdem die erste Welle der Erleichterung vorüber war. Dies war kein leichter Schleier von Rauch aus der Schmiede. Stattdessen war es eine schmierige, schwarze Rauchsäule, die über der Insel hing wie eine Baumkrone, nur nicht so hübsch und hoffnungsvoll. Es war ein Anblick von übler Vorbedeutung. Wenn danach *er* in Sicht kam, wie er in diesem mitgenommenen Pott von einem Boot langsam durch die Wellen krebste, würden alle, die ihn kannten – also jeder, der in den Hafen gehörte, jeder mit Seilnarben an den Händen und Salz unter den Fingernägeln – ihn als hoffnungsvolles Zeichen sehen, als Aussicht aufs Überleben: *Schaut, es ist noch nicht alles verloren! Selbst die, die wir aufgegeben und für tot gehalten haben, kommen noch nach Hause!*

Der alte Yen wollte sie nur ungern enttäuschen, aber seine mühselige Fahrt war sogar ein noch böseres Omen als der Rauch: Er brachte schlimmere Neuigkeiten.

Dennoch rechnete er damit, dass alle herangeeilt kommen würden, um sie zu hören. Er hielt nach einem plötzlichen Auftauchen von Segeln Ausschau, nach Booten, die ihm entgegeneilten. Einem, der den Tsunami gegen alle Wahrscheinlichkeit überlebt hatte. *Und natürlich kann das nur dem alten Yen auf seinem Bastardboot gelingen, das ohne Mast und als halbes Wrack, grob geflickt und leck den Wellen so wild entschlossen wie sein Schiffer die Stirn bietet, seht doch! Vielleicht schlingert es ein wenig in den Wellentälern, aber es kommt jedes Mal durch und ...*

Und jetzt war es nahe heran, und doch gab es keine Spur von Bewegung auf den Anlegern oder im Wasser. Keine Segel, keine Boote, keine Gestalten, die am Ufer umherliefen.

Auch nichts, was vor Anker lag, soweit er mit den wenigen Blicken sehen konnte, die er zwischen den immer neuen Anforderungen erhaschte, die es an ihn stellte, sein eigenes Boot dieses letzte kleine Stück voranzubringen, wie er es den ganzen Weg von der Schmiede hergebracht hatte. Die Gezeiten hatten sich gewendet, das Licht war verschwunden und zurückgekehrt; er war erschöpft und wagte es doch nicht, sich auszuruhen. Pao half ihm, so gut er konnte, aber das reichte nicht; der Junge musste die Hälfte der Zeit unten im Frachtraum verbringen und die Bilge leerpumpen.

Der alte Yen vermisste seine Enkelin mehr denn je. Nichts wäre so fürchterlich gewesen, wenn sie hier gewesen wäre. Sogar die Neuigkeiten, die er brachte, sogar die unerfreuliche Aufgabe, die die in den Himmel steigende Rauchsäule hervorgerufen hatte: Das alles hätte er in ihrer Gesellschaft so viel besser ertragen, und sie hätte es ertragen. Sie hatte ein angeborenes Durchhaltevermögen.

Aber sie war fort und würde nicht wiederkommen; und er brachte Nachricht von Tod und Verhängnis in einen leeren Hafen und verstand das überhaupt nicht.

Bis er anlegte, behutsam dieses schwere Schwein von einem Boot an einen Kai heranführte und den Jungen mit einem Tau über die Reling springen ließ. Als Erstes sah er an den Docks vorbei, dorthin, wo ein natürlicher Strand sanft in tiefes Wasser abfiel.

In dem Augenblick fiel ihm auf, dass der Hafen doch nicht leer war, weder, was Boote, noch was Menschen anging. Er hatte noch nie so viele Schiffe auf einmal außerhalb des Wassers gesehen, oder so viele, die daran arbeiteten. Andere kamen jetzt zum Anleger heruntergeeeilt. Noch immer nicht das Begrüßungskomitee, nach dem er Ausschau gehalten hatte: Zwei dieser Männer waren Soldaten, während der dritte ein Stück Papier in der Hand hielt. Der alte Yen nahm deshalb an, dass er eine Art Schreiber war, aber wenn das zutraf, war er ein Schreiber mit Autorität.

»Du! Wo kommst du her?« Autorität und ein Akzent; er stammte nicht von Taishu. »Warum ist niemand an Bord?«

»Der Junge ist die einzige Mannschaft, die ich habe. Wir waren auf der Schmiedeinsel, und ich habe Neuigkeiten ...«

»Wir brauchen deinen Klatsch nicht. Leg wieder ab, fahr nach Santung. Diese Männer werden mitkommen, um sicherzustellen, dass du nicht abgelenkt wirst.«

»Der Tsunami ...«

»Wir wissen alles über den Tsunami. Er hat die halbe Flotte leckschlagen lassen. Deshalb müssen alle anderen Boote härter arbeiten. Leg ab, habe ich gesagt! Und dann wende!«

»Mein Boot würde sinken, bevor wir auch nur aus dem Hafen hinaus wären. Seht Ihr, wie tief es schon liegt? Sein Bauch läuft unter Euren Augen mit Wasser voll. Wenn Ihr lange genug hier stehen bleibt – oder mich lange genug hier festhältet –, könnt Ihr zusehen, wie es untergeht.«

»Wenn es in einem solchen Zustand ist, warum hast du es dann überhaupt hergebracht, du alter Narr?«

»Weil ich mit dem Hafenmeister sprechen muss, darüber, wo ich es am besten an Land ziehen kann; und weil ich eine dringende Nachricht habe, die nicht einmal warten kann, während ich das tue ...«

Seine eigene Ungeduld drohte ihm zum Verhängnis zu werden. Er würde diesen dummen Funktionär vom Anleger stoßen, wenn der Mann nicht den Weg freimachte.

So wäre es gekommen, wenn der Mann keine Soldaten bei sich gehabt hätte. Wenn der Mann nicht dünn gelächelt und gesagt hätte: »Ich bin der Hafenmeister. Ich habe General Ping Wens Vollmacht. Wenn dein Boot nicht seetüchtig genug ist, um über die Meerenge zu segeln, musst du es nehmen und ...«

»Ich würde es gern zu meinen Söhnen bringen, wenn ich es dorthin bekommen könnte.« Niemand kannte dieses Boot besser als seine Familie. »Ich habe Euch aber doch gesagt, dass es nicht weiterfahren kann. Es muss erst einmal hier liegen bleiben. Ich habe etwas Wichtiges zu tun. Pao, hör auf zu gaffen, und geh an die Pumpen zurück!«

»Du kannst es nicht hierlassen«, beharrte der Hafenmeister. »Die Flotte wird vor Sonnenuntergang einlaufen und ich brauche jeden Liegeplatz.«

»Die ganze Flotte auf einmal? Was hat sich jetzt geändert?« Vor dem Tsunami waren sie wie in einer Kette hin- und zurückgefahren.

»Santung wird angegriffen. Die Männer kämpfen mühsam darum, die Front zu halten, während wir so viele wie möglich von den Stränden abholen. Der Hafen ist schon verloren.«

Und sie fuhren gewiss aus Sicherheitsgründen alle gemeinsam, weil ein Boot allein zu leicht aufzubringen war und sie kein einziges Boot an den Feind verlieren wollten. Das verstand der alte Yen. Er sagte: »Wenn Ihr den Liegeplatz braucht, kann ein Boot ebenso gut an meinem festmachen wie am Anleger. Wenn arbeitstaugliche Männer an Bord sind, können sie meinem Jungen beim Pumpen helfen. Ich habe Neuigkeiten für den Kaiser.«

»Ich sehe kein Banner, das dich als kaiserlichen Boten ausweisen würde.«

»Ich sagte, ich hätte *Neuigkeiten*.« Sein Geduldsfaden drohte schon wieder zu reißen; aber dieser Mann konnte ihn vielleicht näher zum Kaiser bringen, als er es selbst vermochte. Er war nicht naiv, nur in Eile. »Etwas, das wir gesehen haben. Etwas, worüber er unterrichtet werden muss.«

»Erzähl's mir, und ich werde dafür sorgen, dass ...«

»Nein.« Sollte er seine Nachricht hier verschwenden, um irgendeinem Handlanger zum Aufstieg zu verhelfen? Oh nein. Ganz gleich, wie sehr es eilte, er würde sie auch zu seinem eigenen Vorteil verwenden. »Sie muss ihm von mir vorgetragen werden, direkt.«

Der Hafenmeister starrte ihn an; wenn er imstande gewesen wäre, seine Augen hervortreten zu lassen, hätte er es getan. »Du, *du*« – ein einfacher Fischer mit leckem

Boot – »wagst es, darauf zu hoffen, mit Seiner Majestät zu sprechen? Mit ihm selbst? Persönlich?«

»Warum nicht?«, fragte der alte Yen. »Das habe ich schon getan.« Und dann, rasch: »Ich bin der Mann, der den Sohn des Himmels nach Taishu gebracht hat, auf diesem Boot hier. Mir wurde doppelter Segen zuteil, weil er sich entschloss, meine Enkelin zur Gefährtin seines Herzens zu machen, als er mein Boot wählte, um darauf zu reisen. Die Götter lassen solche Dinge nicht ohne Sinn und Zweck geschehen. Jetzt habe ich eine Nachricht, die nur für seine Ohren bestimmt ist, und nur aus meinem Mund, und wenn Ihr mir helfen könnt, ihn zu erreichen, dann solltet Ihr das gewiss tun, um Eurer selbst und um des Throns willen.« *In der Reihenfolge.*

Der Hafenmeister benötigte einen Moment, um sich wieder zu fangen. Schließlich nickte er. »Natürlich. Vergebt mir, das wusste ich nicht. Seht, ich werde Euch selbst zum Kammerherrn des Generals begleiten, und wenn er keinen Weg findet, dafür zu sorgen, dass man Euch in die Gegenwart des Erhabenen vorlässt, dann kann es überhaupt nicht geschehen.«

Also ließen sie das Boot in der Hand des Jungen zurück – mit den Soldaten, um ihm beim Pumpen zu helfen – und eilten durch die Straßen der Hafenstadt. Sie ließen die Kais und die angrenzenden Märkte hinter sich zurück, die der alte Yen gut kannte; eilten durch die Unterstadt, vorbei an Wirtshäusern, Bordellen und billigen Absteigen, die der alte Yen nicht ganz so gut, aber doch gut genug kannte. Er hastete dem Hafenmeister hinterher, der die Stadt überhaupt nicht kannte, aber dafür vielleicht eine Möglichkeit, sich beim Kaiser Gehör zu verschaffen, die der alte Yen sich beim besten Willen nicht ausmalen konnte.

Genauso wenig kannte er die Oberstadt, die großen Häuser hinter ihren Mauern und Wachen. Er hatte nie einen Grund gehabt, hierherauf zu kommen, selbst, als die hohen Herren, die hier gelebt hatten, noch alle Einheimische gewesen waren. Jetzt trugen die Wachen seltsame Rüstungen und Waffen und hatten ihr Haar zum Zeichen ihrer Ergebenheit dem Kaiser gegenüber zu einem Zopf geflochten. Sogar ihre Gesichter waren seltsam – schmale, blasse Gesichter aus dem Norden.

Der alte Yen hatte schon dann und wann Lagerhausfeuer gelöscht, Wassereimer in einer Kette weitergereicht. Heute fühlte er sich wie einer dieser Eimer, der mit jeder Bewegung ein Stück höher gehoben wurde. Der Hafenmeister konnte ihn nicht direkt zum Kaiser bringen, auch nicht zu dem General, von dem er seinen eigenen Posten erhalten hatte, noch nicht einmal – all seiner Prahlerei zum Trotz – zum Kammerherrn des Generals.

Der Pförtner des Generals führte Yen in den ersten Hof des Generalspalasts und ließ den Hafenmeister draußen stehen. Der Pförtner reichte ihn an den Haushofmeister weiter, der Haushofmeister an den Kammerherrn; der alte Yen konnte kaum glauben, dass er überhaupt so weit gekommen war. Das konnten anscheinend auch seine Begleiter nicht, nach ihren immer verblüffteren Blicken zu urteilen, wenn sie die Erlaubnis erhielten, ihn immer weiter und weiter zu reichen.

Schließlich kam er unwiderruflich zum Stillstand, nicht beim Kammerherrn, aber bei dessen Herrn, dem General; und er hielt es für sehr unwahrscheinlich, dass er sich weiter hinaufschmeicheln oder hinaufschimpfen konnte.

Das dachte eindeutig auch der General.

»Ich bin Ping Wen«, sagte er über einen Lackschreibtisch in einem kleinen, düsteren Raum hinweg. Ping Wen war nur zu offensichtlich ein Fremder hier: zu groß für das Zimmer, zu groß für das Haus – er stieß sich fast den Kopf, als er eintrat, und saß offensichtlich nicht ganz bequem auf seinem Stuhl.

Der alte Yen stand vor ihm, und das Gesicht des Generals deutete an, dass es angemessener gewesen wäre zu knien und klug, seinen Kopf auf den Boden zu schlagen. Der alte Yen war zu stur, auch nur eines von beidem zu tun. Er würde vor seinem Kaiser den Kotau vollziehen, weil das Gesetz war; er hatte es bisher noch vor keinem anderen Mann getan und würde nicht jetzt damit anfangen.

»Man nennt mich den alten Yen«, sagte er, und dann »Exzellenz«, weil gutes Benehmen nie schadete und er einem Mann Respekt erweisen konnte, ohne sich vor ihm zu Boden zu werfen. »Ich habe eine Nachricht für den Kaiser.«

»Ah, ich verstehe. Du kannst mir deine Nachricht anvertrauen und sicher sein, dass ich sie überbringen werde. Wenn ich glaube, dass sie die Zeit des Kaisers wert ist.« Wenn nicht – das deutete sein Tonfall an –, würde es die ganze Reihe entlang Ärger geben, und man konnte sich darauf verlassen, dass irgendwer schon dafür sorgen würde, dass der alte Yen seinen Anteil davon abbekam.

»Exzellenz, das kann ich nicht tun. Es ist eine Angelegenheit, die den Kaiser direkt betrifft, und ich muss ihn selbst davon unterrichten.«

»Wenn der Kaiser irgendein Bedürfnis verspürt, mit dir zu sprechen, sobald er die Nachricht gehört hat« – wenn er das tut, wenn es meiner Ansicht nach die Mühe wert ist –, »kann man dich sicher finden. Vielleicht werden meine Männer dich hierbehalten.«

Er war ein feister Mann, dieser Ping Wen, mit einem Bart, mit dem er gern spielte, indem er die Finger hindurchgleiten ließ. Doch seine Augen waren scharf, und er hatte nichts Selbstgefälliges an sich. Dennoch sagte der alte Yen: »Vergebt mir, Exzellenz, aber *ich* muss die Nachricht weitergeben, und *er* muss sie hören. Sie betrifft den Sohn des Himmels selbst – und seinen Thron. Die Götter haben gut daran getan, mich ihn im Nebel finden und herbringen zu lassen; nun haben sie mir etwas Weiteres enthüllt, und ich muss ihn davon unterrichten.«

»Mir ist bewusst«, sagte der General langsam, »dass du schon früher Seiner Kaiserlichen Majestät begegnet bist. Das hat dir die große Gnade widerfahren lassen, jetzt so weit zu kommen, Fischer. Weiter geht es für dich nicht. Wenn du etwas, *irgendetwas*, weißt, was mit dem Wohl des Jathrons zu tun hat, wirst du es mir jetzt erzählen. Sonst werde ich Mittel und Wege finden, es aus dir herauszubekommen.«

Zum ersten Mal erappte der alte Yen sich bei einem Zögern, fühlte sich von schattenhaftem Entsetzen gestreift. War er zu weit gegangen ...?

Das war er sicher, aber seine Li-Göttin beschützte ihn offensichtlich immer noch, sogar hier an Land, obwohl das eigentlich nicht ihre Aufgabe war.

In der Stille, in der kurzen Zeitspanne, die der General ihm zugestand, um eine Entscheidung zu fällen, kam ein Diener ins Zimmer. Ping Wen ärgerte sich über die Unterbrechung, das erkannte der alte Yen daran, wie still er saß; kein Blick, keine Geste für den Eindringling!

Der Mann war aber einer der Seinen, einer dieser Nordländer mit ihrer ausrasierten Stirn und dem zum Zopf geflochtenen Haar. Er hätte seinen Herrn nicht ohne guten Grund gestört. Er beugte sich hinab, um etwas in das unnachgiebige Ohr des Generals zu murmeln, und die wenigen Worte, die der alte Yen aufschnappen konnte, waren schwer vor Dialekt, von unsicherer Bedeutung; er konnte die Botschaft nur erraten.

Ping Wen hatte diese Schwierigkeiten nicht. Er rieb kurz die Fingerspitzen aneinander, als wolle er etwas Unangenehmes davon abstreifen. Dann sprach er.

»Wenn ein Mann nicht aus eigener Kraft aufsteigen kann, mag sich doch ein Gott zu ihm neigen. Es scheint, dass du mehr vom Glück begünstigt bist, als ich dachte; der Sohn des Himmels hat nach dir geschickt. Komm, ich werde dich selbst hinbegleiten. Es schadet nie, den Göttern Demut zu bezeugen.«

Er meinte – kaum verhüllt –, dass es ihm überhaupt nicht schaden würde, wie zur Entschuldigung anwesend zu sein und diese geheimnisvolle Nachricht auf die Weise selbst zu hören. Und vielleicht herauszufinden, woher der Kaiser wusste, dass ein Fischer zwischen den Palästen herumstreunte und um eine Audienz ersuchte.

Was das betraf, so hätte der alte Yen es ihm sagen können – eine Göttin hatte geruht, sich ihm geneigt zu zeigen, geheimnisvoller oder weniger wundersam war es nicht. Aber das sollte der General ruhig selbst herausfinden. Es wäre schlechtes Benehmen gewesen, einen Mann ungebeten von Angesicht zu Angesicht mit einer Gottheit zu konfrontieren.

Also folgte er bescheiden dem General und all den anderen Männern, ohne die der General sich anscheinend nicht bewegen konnte. Je höher man in dieser Welt vordrang, desto mehr Menschen drängten sich um einen. Konnte der General nie allein sein? Und wenn sogar er es nicht konnte – konnte es der Kaiser?

Ein weiteres Haus, noch größer und besser bewacht; aber sie waren alle gewaltig, diese Paläste. Er konnte sie kaum als Orte wahrnehmen, die von Menschenhand gebaut waren und an denen Menschen sich aufhalten sollten. Sie waren wie die Klippen, die Flüsse, der Ozean: Sie hatten die falsche Größe für Menschen.

Er folgte dem General, der seinen eigenen Dienern folgte, die ihrerseits denen dieses Haushalts folgten, durch Tore, über Höfe und in ausgedehnte Gartenanlagen. Kieswege entlang, vorbei an Teichen und Laubengängen, zwischen süß duftenden Blumenbeeten hindurch bis zu einem Pavillon, in dem sich, ja, wahrhaftig der Kaiser aufhielt.

Mit seiner Mutter. Ein Schreiber las ihm vor, und ein halbes Dutzend weiterer war anwesend. Gleichgültig, alles war gleichgültig Kotau. Die vollführten sie alle, auch der General; der alte Yen warf sich mit der ganzen Menschenmenge nieder und schlug die Stirn auf den Holzboden des Pavillons. Und sie warteten, alle zusammen, bis der Kaiser den General erkannte; und was er sagte, war: »Der alte Yen. Gut. Geh mit mir spazieren.«

Vielleicht begann es zu regnen, aber doch spazierten sie einen Weg entlang zu einer verzierten kleinen Brücke, unter der Karpfen unter Seerosenblättern Blasen aufsteigen ließen. Nur er und der Kaiser: keine Mutter, kein General, kein Gefolge. Sie beide in derselben Welt, Schritt für Schritt für Schritt; und der Kaiser sagte: »Dann erzähl! Worin besteht diese Nachricht, die so überaus wichtig ist?«

»Majestät«, sagte der alte Yen, »ich war auf der Schmiedeinsel, und die Schmiede ist still.«

»Ich weiß. Das hat man mir schon erzählt.«

»Vergebt mir, Majestät – aber wisst Ihr auch warum?«

»Nein. Meine Generäle haben ein Boot hingeschickt, weil ein Ausguck dort die ganze Meerenge auf einmal im Auge behalten könnte. Die Seeleute sagten, der Landesteg sei verschwunden.«

»Das ist er auch, aber man kann auf andere Art und Weise landen.« Weil es nicht einfacher ging, sagte er direkt: »Die Mönche auf der Insel sind tot, Majestät. Allesamt.«

Der Rauch, den er zurückgelassen hatte, hatte aus ihren Körpern bestanden, die auf einem Scheiterhaufen verbrannten. Mehr hatten sie nicht tun können, Pao und er.

»Tot? Wie das?«

»Getötet. Niedergemetzelt.« Das war die schlimmste Nachricht, grausamer als ihr Tod an sich.

»Von wem?«

»Majestät, das weiß ich nicht.« Natürlich gab es Piraten in der Meerenge – aber sogar Piraten hätten wissen sollen, dass sie die Schmiede nicht anrühren durften.

»Man sollte sie zur Strecke bringen, wer es auch war – aber ich kann keine Boote erübrigen, und auch keine Mannschaften.«

»Nein, Majestät.« Es spielte jetzt auch keine Rolle. Nur die Tatsache an sich war wichtig. »Da die Mönche tot sind und die Schmiede kalt ist, nehme ich an, dass die Drachin frei ist.«

»Ach ja. Ich habe schon von eurer Drachin gehört.« Natürlich hatte er das; eine weitere Tatsache, die wichtig war, aber über die sie noch nicht gesprochen hatten. »Alter Yen, du musst verstehen, dass wir größtenteils aus dem kalten, trockenen Norden stammen, wo Drachen nicht häufig sind. Meine Leute« – damit meinte er eindeutig seine Mutter, seine Generäle – »glauben nicht an euren Drachen. Es tut mir leid.«

»Majestät, der Tsunami ...«

»Was, das war eure Drachin? Wir stammen aus dem Binnenland; wir haben nur eine Monsterwelle gesehen, sonst nichts. Eine Tragödie, aber keinen Mythos. Ich nehme an, wir erwarten vom Meer, dass es Böses tut. Ich bin mir sicher, dass ich es tue. Wenn das eure Drachin war und sie ihre Ketten los ist, wo ist sie nun? Welcher Gefangene bleibt sitzen, wenn die Tür offen ist?«

»Es gab eine weitere Wasserbewegung, Majestät, erst gestern« – keine Welle, nichts, was er je zuvor gesehen hatte; nur ein plötzlicher Anstieg, genug, sein Boot früher als erwartet und kaum ge flickt von den Felsen zu heben. Es war ihm vorgekommen wie Wasser auf einer Mission, Wasser, hinter dem eine Absicht stand. »Ich glaube, wir sollten nicht versuchen, die Drachin zu verstehen. Sie übersteigt unser Begriffsvermögen.«

»Aber nicht unsere Fähigkeit, sie gefangen zu halten, wenn eure Geschichten stimmen. Eine Handvoll Mönche hat sie unter Wasser in Ketten gehalten – wie lange?«

»Jahrhundertlang, Majestät. Ja, Jade übersteigt unser Begriffsvermögen, doch wir können sie abbauen ...«

Der Kaiser lächelte und spielte mit den Ringen, die er trug. »Was weißt du über Jade, alter Mann?«

»Ich weiß, dass sie vom Himmel gesandt ist und deshalb zurück an den Sohn des Himmels geschickt wird.« Es gab einen Reim dieses Inhalts; alle Kinder auf Taishu sagten ihn in ihren Spielen auf. »Ich habe bis jetzt noch nie welche gesehen. Aber ich habe nie an ihrer Schönheit gezweifelt.«

»Nein. Sie haben dir erzählt, dass es wahr sei, und du hast es geglaubt und hattest recht damit. Ich bin kein Dummkopf, alter Yen, ich verstehe, was du mir sagen willst. Aber du wirst mehr als nur tote Mönche und eine Monsterwelle brauchen, um meine Mutter und all diese müden Soldaten dazu zu bringen, an eine Drachin zu glauben. Wir haben das Kaiserreich durchquert, unterwegs zehntausend Geschichten gehört und die Wahrheit in keiner von ihnen erblickt.«

»Dennoch, Majestät – einige von ihnen müssen wahr sein. Die Drachin ...«

»... ist etwas, woran wir nichts ändern können, ob es sie nun wirklich gibt oder nicht. Wenn sie sich erhebt, könnte sie uns alle aus einer Laune heraus von dieser Insel spülen, und wir könnten ihr keinen Widerstand leisten. Wenn sie beschließt, das nicht zu tun – nun, dann lass deine Drachin ruhen, und auch deine toten Mönche.

Erzähl mir von der Küste! Nun, da der Feind in Santung steht, holen wir so viele Männer wie möglich von den Stränden, aber das wird nicht reichen. Viele von ihnen werden sterben. Manche werden sich retten, in die Hügel. Sie werden Verstecke finden, und wir brauchen Wege, zu ihnen Kontakt aufzunehmen: Es ist nützlich, ja, entscheidend, Männer auf dem Festland zu behalten. Ich werde das Reich nicht aufgeben, und Taishu kann gar nicht all die Männer ernähren, die wir schon herübergebracht haben, nicht wahr?«

»Nicht für lange Zeit, Majestät. Wenn wir Bauern und Jäger aus ihnen machen, mehr Land für Reisfelder erschließen, die Wälder leerjagen und die Meere leerfischen, dann können wir sie eine Jahreszeit lang ernähren. Vielleicht auch noch den Winter hindurch, wenn wir alle hungern. Im Frühling aber? Wenn die Vorräte aufgebraucht sind, bevor die neue Ernte eingebracht wird? Wir hungern ohnehin schon alle paar Jahre. Wenn so viele Mäuler zu stopfen sind, werden wir alle verhungern.«

»Deshalb brauche ich Männer auf dem Festland – um Vorräte zu sammeln. Und Männer mit Booten, um sie herüberzuholen. In der Dunkelheit, heimlich, während meine Feinde nach ihnen Ausschau halten ...«

»Natürlich, Majestät. Das kann ich tun; ich kann auch andere finden, die es ebenfalls tun werden.«

»Gut. Dann ist das deine Aufgabe. Was du auch brauchst – Männer, Vorräte, Reparaturen -, sollst du bekommen, aber du wirst etwas brauchen, was du vorzeigen kannst, ein Zeichen meiner Autorität ...«

Der Kaiser zog einen Ring vom Finger. Der alte Yen schrie fast auf, zuckte davor zurück und hob in hilfloser Abwehr die Hände.

»Majestät, das ist Jade!«

»Natürlich.« Der Kaiser runzelte die Stirn, woraufhin der alte Yen sich wohl in frenetischem Entsetzen auf die Knie, aufs Gesicht, hätte werfen sollen. »Wie ich schon sagte – etwas, das du vorzeigen kannst.«

Dass ein einfacher Mann ein Stück Jade haben sollte ... Und nicht nur roh und unbehauen, sondern als kaiserlichen Ring ... »Nein, Majestät. Nicht den.« Der junge

Kaiser hatte eindeutig keine Vorstellung von der Tragweite dessen, was er tun wollte. Er hatte vielleicht das ganze Kaiserreich durchquert, aber er hatte nie auf der anderen Seite der Wand gestanden. Der alte Yen versuchte, vernünftig zu sein, die Kränkung zu etwas zusammenzustutzen, das ein Unschuldiger verstehen würde: »Wenn irgendeiner Eurer Männer mich damit sehen würde, würde er sagen, ich hätte ihn gestohlen, und Euch meinen Kopf gleich mitschicken, wenn er den Ring zurückgibt. Es war ein guter Gedanke, aber gebt mir lieber Euer Siegel auf einem Stück Papier ...«

Das kaiserliche Siegel wäre wie ein Jadering gewesen – mehr, als man erhoffen konnte, mehr, als man annehmen durfte. Doch das Privatsiegel des Kaisers, sein eigener Name in Rot auf etwas Kurzlebigem und Vergänglichem, das nur geradewegs aus seiner eigenen Hand stammen konnte, würde nicht falsch erkannt oder missbraucht werden.

»Hast du Papier?«

»Nein, Majestät.«

»Schade. Ich habe mein Privatsiegel« – natürlich hatte er das, in einem Beutel, der von seinem kunstvoll gewobenen Gürtel herabhing – »und könnte es wohl auf ein Baublatt drücken ...«

Laub würde ein oder zwei Tage halten, lange genug, um zu bekommen, was er für sein Boot am dringendsten brauchte; nicht lange genug, um eine Mannschaft zu rekrutieren, Männer, die dafür geeignet waren, hart und heimlich im Feindesland zu arbeiten. Der alte Yen war noch mit dem Versuch beschäftigt, einen taktvollen Weg zu finden, *Überdenkt das* zu sagen, als der Kaiser leise lachte, sich bückte und den Saum seiner Roben anhob.

Eine Handbreite vom Futter abriss.

Er sagte: »Streck die Hand aus«, und das tat der alte Yen. Der Kaiser legte ihm das Stück Seide in die Handfläche; es war das Leichteste und Weichste, was der alte Yen je berührt hatte. Die Hand des Kaisers selbst drückte die Unterseite seines Specksteinsiegels in einen kleinen Topf mit Zinnoberpaste, den er mit dem Siegel bei sich trug; indem er die freie Hand unter die des alten Yen legte, um sie zu stützen – Haut an Haut, würde er sich daran je gewöhnen? –, drückte der Kaiser sein Siegel auf die Seide.

Presste es fest darauf, wiegte es ein wenig hin und her; trennte den Speckstein vorsichtig von der Seide, sah hin und brummte: »Jeder, der mein Privatsiegel kennt, wird es erkennen.«

»Majestät, jeder, der lesen kann, wird es erkennen. Wer sonst würde es wagen?«

»Nun ja. Halt den Regen davon fern, wenn du kannst.«

Der alte Yen beschirmte schon mit einer langen Hand, was die andere so vorsichtig hielt, und fragte sich schon, was er damit würde erreichen können – mehr, als er versprochen hatte.

Der Kaiser wandte sich ab, um zu seiner Mutter und seinen Generälen zurückzukehren, zu seinem Krieg und anderen Schwierigkeiten. Der alte Yen musste ihm folgen, aber der Kaiser warf einen Blick über die Schulter. »Komm nicht mit mir. Geh dort entlang« – ein Nicken zu einem engen Weg hinüber, der sich im Regen zwischen den Rhododendren hindurchschlängelte –, »so wirst du zu einem Tor kommen, an dem die Wachen dich hinauslassen werden.«

»Äh, Majestät, ich bin mit dem General gekommen ...«

»Ich werde ihm sagen, dass ich dich weggeschickt habe. Und ich werde ihm erzählen, was du mir erzählt hast, sodass er sich von deiner Abwesenheit nicht gekränkt fühlt. Du aber, alter Yen ... Du gehst einfach. Dort entlang.«

Und der Kaiser strahlte beinahe, während er deutete, wie ein Kind, das über Geheimnisse entzückt ist, die es um keinen Preis verraten will, die ihm aber doch entschlüpfen.

Der alte Yen konnte sich nicht rühren, bevor der Kaiser davongegangen war; keiner darf dem Gott-auf-Erden den Rücken zuwenden und hoffen, dies zu überleben. Dann war er allein und machte sich – langsam, unsicher – auf den Weg. Unbeholfen hielt er die zarte Seide in den Händen und beschirmte sie vor dem Wasser, während er sich zwischen den Büschen hindurchzwängte, den Kopf gesenkt, um seine Hände und Füße im Auge zu behalten, zu diesem wichtigen Zeitpunkt und an diesem heiklen Ort nicht zu stolpern oder zu stürzen.

Mit gesenktem Kopf konnte er nur den Weg, seine Hände, seine Füße sehen.

Er konnte nicht sehen, was ihn erwartete.

»Großvater!«

Es war alles, worauf er gehofft hatte, und mehr.

Er stand ganz still, um sicher auf den Beinen zu bleiben; und hob den Kopf, um zu sehen, wie sie auf ihn zustürzte; und wehrte sie mit den Ellenbogen ab und rief:

»Vorsicht! Das hier ist kostbar ...«

»Oh, was ist das? Was hast du da?«

Ihre Stimme klang ihm in den Ohren, ihr Körper war nur eine Armlänge entfernt. Das war unermesslich kostbar. Was er in der Hand hielt, bedeutete nur, dass einige Leben gerettet werden würden, vielleicht auch den Unterschied zwischen Hungertod und Überleben im Frühling. Was war das alles schon wert – im Vergleich zu einer Umarmung von ihr?

Er sagte: »Dies ist das Siegel des Kaisers, das ich für vielerlei Gutes einsetzen kann. Halt dich zurück!«

Sie schnaufte. »Ich könnte dir ein Dutzend davon verschaffen«, hielt sich aber zurück; es war ihre Art, dann und wann kurzfristig gehorsam zu sein, bis sie ihren eigenen Weg fand, das zu bekommen, was sie wollte. Diesmal war es ein Blick nach hinten, eine rasche Bewegung, auf die hin jemand vortrat, um ihm das Siegel abzunehmen. Der alte Yen ließ es nicht gern los, aber er brauchte seine Hände. Er übergab es also jemandem, nur mit einer vagen Ahnung, wer derjenige, der es nahm, war – ein Mann mit Zopf und gelb bestickter Mütze; ein kaiserlicher Diener also –, und sie sagte: »Hui wird es aufbewahren, bis es getrocknet ist. Das wird nicht lange dauern; die Seide saugt das Öl auf. Dann wird er einen Bambus suchen, in dem du es aufgerollt verwahren kannst. Das ist sicherer als dein Ärmel, Großvater.« Genau dort hätte er es natürlich aufbewahrt.

Und dann ergriff sie seine Handgelenke, küsste seine Handflächen, lächelte zu ihm empor und sagte: »Wie geht es dir? Erzähl mir alle Neuigkeiten, alles ...«

Nun, das würde er tun, aber erst fragte er: »Warst du es also, die den Kaiser nach mir hat schicken lassen?«

»Natürlich!«

»Das hast du getan? Woher wusstest du denn ...?«

»Großvater, all diese Paläste waren voll von unseren eigenen Leuten, Einwohnern von Taishu, bevor der Kaiser herkam. All seine Generäle und Ratgeber haben ihre eigenen Diener mitgebracht, aber die sind fast genauso vornehm wie ihre Herren. Das sind keine Köche oder Wäscherinnen! Also sind all diese Paläste immer noch voll von unseren eigenen Leuten, wenn es Arbeit zu tun gibt.

Und natürlich sind sie auch voller Neuankömmlinge, voller Schreiber und Soldaten. Die haben Angst, sind erschöpft und weit weg von zu Hause, und sie verstehen

Taishu nicht. Sie wissen kaum, wie sie mit uns reden sollen.

Also mache ich es allen leicht, mit mir zu reden. Unsere eigenen Leute tun das, weil ich eine von ihnen bin und sie glauben, dass der Kaiser mir Gehör schenkt; die Neuankömmlinge tun es, weil ich keine von ihnen bin und sie denken, dass das Volk auf mich hört. Ich wusste, dass du unterwegs warst, bevor du überhaupt durch Ping Wens Tor gelassen wurdest. Ich wusste es schon, weil ich dich vorhin mühsam in den Hafen habe einfahren sehen.« Das sollte heißen: *Ich habe all die Tage nach dir Ausschau gehalten.* »Und warum wärs du gekommen, wenn nicht, um große Neuigkeiten zu verkünden? Also setz dich und erzähl schon! Was hast du mit unserem Boot angestellt?«

Unter einem schützenden Dach stand eine Bank, auf die er sich setzen konnte. Er setzte sich hin, und sie flegelte sich daneben und versuchte, so zu tun, als wäre sie ganz die alte Mei Feng. Ihre Kleidung verhinderte das; es war eine schwere, kunstvoll gearbeitete Robe, die eher aus einem Gemälde als aus dem wirklichen Leben zu stammen schien. Yen hatte Schwierigkeiten, sich seine Enkelin darin vorzustellen, obwohl sie gleich hier vor ihm saß und das Gewand trug. Aber seine Enkelin, seine Schiffsbesatzung, wusste nicht mehr über höfisches Leben, als sie über höfische Kleider wusste; wie konnte ein einfaches Dorfmädchen, eine Fischerin, Spione ausschicken und Bündnisse schmieden?

Was tat sie jetzt – horchte sie ihren Großvater aus?

»Sind die Kleider da nicht unbequem?«, fragte er raubeinig und meinte: *Findest du dies alles – dein neues Leben – nicht unmöglich und unerträglich?* Meinte, dass er sich selbst mit allem unerträglich unbehaglich fühlte, mit der Umgebung, dem Spionieren, der Dienerschaft – sogar mit ihr.

»Ja, natürlich«, sagte sie und meinte: *Ja, natürlich, aber habe ich denn eine Wahl?* »Ich lerne, sie zu tragen, aber sie biegen sich nicht dort, wo ich mich biege.«

Sie war jung und beweglich; sie würde notwendigerweise diejenige sein, die sich verbog. Sie verbog sich jetzt schon.

Er war alt und steif, konnte sich aber immer noch an eine sich wandelnde Welt anpassen. Wenn er Zugang zum Sohn des Himmels hatte, konnte er sich selbst nicht gestatten, dies zu vergeuden.

Er sagte: »Mei Feng, ganz gleich, was wir jetzt tun und wie die Dinge sich entwickeln, es wird ein langer Winter werden, auf den ein Hungerfrühling folgt. Wir sind das Volk des Kaisers, wie wir es immer waren, aber seine eigenen Leute werden zwischen uns und dem Thron stehen. Noch schlimmer – sie sind größtenteils Soldaten und gewohnt, sich zu nehmen, was sie brauchen.«

Sie zuckte leicht die Schultern. »Das ist er auch gewohnt.« Sie sagte es nicht so, als sei das ein Jammer – nicht so, als ob sie lieber immer noch ein Fischermädchen gewesen wäre. Eine Frau ändert sich durch ihren Mann, ganz gleich, wer oder was er ist.

Das Gleiche galt aber auch umgekehrt: Ein Mann ändert sich durch seine Frau. Das wusste der alte Yen. Er sagte: »Dennoch! Es wird nur begrenzt Nahrung geben, und zu viele Leute, und wenn wir es zulassen, werden die Soldaten sich alles nehmen, was wir haben. Wir müssen sicherstellen, dass die Leute von Taishu einen gerechten Anteil bekommen.«

»Großvater, was kann ich tun?«

»Deinen Herrn, den Kaiser, bitten ...«

»Mein Herr, der Kaiser« – und sie klang bitter; es kümmerte sie nicht länger, ob sonst noch jemand mithörte – »hat selbst Leute, die zwischen ihm und dem Thron stehen. Oh, er mag zwar darauf sitzen, er mag die Jaderinge an den Fingern tragen, aber sie nehmen ihm, was sie wollen.« Seine Macht, seine Autorität, seine Befehlsgewalt. »Wenn ich ihm Verhungernde auf den Straßen zeigen würde, hätte er nichts, was er ihnen geben könnte – nur seine nutzlosen, hübschen Dinge.«

Am Ende des ersten Tages hatte sie ihm den Strick vom Hals genommen.

Als der zweite Tag halb vorüber gewesen war, hatte sie – wie er glaubte, weil seine Unterwürfigkeit sie gelangweilt hatte – seine übrigen Fesseln gelöst und sich einfach darauf verlassen, dass er ihr folgen würde.

Selbst so war Yu Shan noch immer vollkommen Jiaos Gefangener. Sie hatte immer noch vor, ihn zu verkaufen: nur nicht an die Fuhrleute auf der Straße, und nicht als gewöhnlichen Sklaven.

»Der Stein, den du da trägst ...«, hatte sie am ersten Tag gesagt, als sie ihn noch fröhlich am Strick hinter sich hergezogen hatte. »Ich kenne genau den Richtigen dafür. Er würde dafür töten, wenn der Stein so gut ist, wie du sagst. Allein schon die Größe ... Das wird ihn wahnsinnig machen! Er ist Jadeschnitzer: liebt seine Arbeit, hasst den Mann, für den er arbeitet. Und kann nichts daran ändern. Der Stein gehört dem Kaiser, der Handel gehört den Jademeistern. Das weißt du sicher. Ich auch; er hört nie auf, sich darüber zu beklagen.

Wenn ich ihm ein Stück Jade bringe, von dem die Meister nichts wissen, und der Kaiser sich direkt hier auf seiner Türschwelle befindet, kann er etwas Großartiges schaffen und es persönlich überbringen, selbst aufsteigen und zugleich die Jademeister schwächen. Und ich denke, er könnte einen Jungen in der Werkstatt gebrauchen. Einen, der den Stein schon kennt. Du bist ein kluger Junge: Arbeite hart, dann wird er dich vielleicht als Lehrling ausbilden, dich deine Freiheit kaufen lassen, das würde dir gefallen ... Die Stadt wird dir auch gefallen ...«

Als Gespräch konnte man das nicht bezeichnen, denn er sagte nichts, sondern bewegte nur seinen kleinen Jadesplitter mit der Zunge; aber von da an wurde Yu Shan sehr kooperativ, sodass Jiao mit jedem Tag ihre Wachsamkeit und seine Fesseln lockerte. Doch ihre Zunge ruhte nicht. Sie redete, ob sie nun wanderte oder stillsaß, ein Feuer entzündete, sich in einem Bach wusch oder einen Vogel zum Abendessen fing. Vermutlich jagte sie schweigend, aber das sah Yu Shan nicht. Wenn er sie sah, schien sie die ganze Zeit über zu reden. Er dachte, dass sie vielleicht schon eine Weile allein gewesen war, sich daran aber nicht gewöhnt hatte und es nicht mochte.

Er selbst sprach kaum. Sogar unter seinen schweigsamen Leuten war er schon immer der Schweigsame gewesen. Jetzt gerade fühlte er sich, als hätte er völlig die Sprache verloren. Es schien keine Rolle zu spielen. Er ließ sie reden, ließ ihre Worte über sich hinwegschwemmen, und konzentrierte sich auf das, was ihn betraf: seinen Körper, seine Last. Seinen kleinen, gestohlenen Steinsplitter. Sein Leben, seine Zukunft.

In jener dritten Nacht teilte sie ihm abends Aufgaben zu: belaubte Zweige zu sammeln, um daraus behelfsmäßige Schutzdächer gegen den unausweichlichen Regen zu flechten, trockenes Holz, Nüsse und Beeren aufzulesen, während sie jagte.

Er bereitete ihnen getrennte Lager, kleine, überdachte Nester, nicht zu nahe beieinander, auf einer Lichtung an einem Bach, wo das gluckernde Wasser die Geräusche der Nacht übertönen würde. Sie spießte ein paar Eichhörnchen auf und röstete sie; sie verbrannten sich beim Essen die Finger und warfen die Knochen ins Feuer, um sie zischen und aufplatzen zu lassen. Jiao redete über die Stadt, die vor ihnen lag, andere Städte, ein Wanderleben. Ungewöhnlicherweise sprach er selbst ein bisschen: über seine Familie, sein Tal, das Leben eines Jungen, der nie ans Wandern gedacht hatte.

Dann legten sie sich in der Dunkelheit hin, während das Feuer verglühte. Im Regen, einem feinen Nieseln, als wäre eine Wolke von den Bergen herabgerollt, um sich auf sie zu setzen.

Es war düster und kalt – das kam sowohl Yu Shans Stimmung als auch seinen Plänen entgegen. Er lag still, kaum ermüdet nach einem langen Tag voll Hacken und Tragen, weit entfernt davon zu schlafen; er lauschte dem Bach, wartete auf Jiaos Schweigen, und dann noch länger. Er wartete, bis sie zu schnarchen begann, und noch ein bisschen länger. Er wartete, bis sie – so hoffte er! – tief in Träumen lag, wovon auch immer eine Piratenseele träumen mochte.

Dann richtete er sich ganz langsam auf, kroch unter dem Regendach hervor und stand auf; ganz langsam machte er einen Schritt, dann noch einen und dann ein wenig mehr, immer weiter weg von der schlafenden Jiao.

Er hatte den ganzen Wald und die Nacht, um sich darin zu verlieren. Er wollte nicht an einen Jadeschnitzer verkauft werden, der ihn als genau das erkennen würde, was er war, was Jiao nicht tat.

Er wollte auch die Zukunft seiner Familie, den Wunderstein, nicht aufgeben. Das würde er auch nicht tun. Obwohl sie so zäh war und sehnige Muskeln hatte, konnte Jiao den Stein nicht tragen. Er wäre sogar beeindruckt gewesen, wenn sie ihn überhaupt hätte heben können. Jetzt musste er sich nur noch irgendwo verkriechen, in der Nähe, aber nicht zu nah; falls sie nach ihm suchte, würde sie das nicht lange tun.

Er war vielleicht hundert Schritt in den dichten Wald vorgedrungen. Die Dunkelheit hatte sich wie eine Tür hinter seinem Rücken geschlossen, aber das beunruhigte ihn keineswegs; er begann gerade, sich sicher zu fühlen, als er plötzlich eine kalte Stahlklinge an seinem Hals spürte und jemand ihm lachend ins Ohr flüsterte: »Nicht so eilig! Wir werden morgen früh weiterreisen.«

Er hätte sich wehren oder einen Fluchtversuch unternehmen können. Aber sie hatte einen Tao; er hatte keinen. Und sie konnte sich schnell und leise durch den Wald bewegen, selbst wenn sie im Dunkeln seiner Spur folgte.

So tat er, was sie ihm befahl, und kam zurück auf die Lichtung. Sie kauerten sich an den letzten zischenden Überrest des Feuers, und sie fragte: »Wohin wolltest du gehen?«

Er zuckte die Schultern. »Nicht weit weg. Du könntest den Stein nicht bewegen.«

»Also hättest du ihn dir wiedergeholt, sobald ich aufgegeben hätte und gegangen wäre. Natürlich. Und was dann?«

»Ich würde ihn dem Kaiser bringen«, wie er es sollte. »Dachtest du etwa, ich würde die Straße nicht im Auge behalten? Der Wald ist bald zu Ende, mein armer, dummer Esel. Nach den letzten Hängen kommen nur noch Ebenen und Reisfelder, und man kann nur auf der Straße reisen. Wenn du entkommen wärest, hätte ich dort auf dich gewartet.«

»Aber warum? Was ist so wichtig an mir?«

»An dir? Nichts. Der Stein ist ein Vermögen wert.«

»Nicht für dich. Dein Freund, der Jadeschnitzer, hat kein Vermögen.«

Das war nicht abzustreiten, aber sie hob nur die hageren Schultern. Yu Shan fragte sich, wie eine Gesetzlose und ein Jadeschnitzer wohl Freunde sein konnten, wo sie sich begegnet sein mochten, was sie zueinander hinzog. All seine Antworten waren gefährlich. Jade gehörte dem Kaiser, und doch ...

Sie wurde trotzdem gestohlen; das wusste er. Er hatte einen Splitter unter der Zunge. Es hätte an der Landstraße keine Wachen geben müssen, wenn es keine Diebe und Schmuggler gegeben hätte. Es musste einen Markt dafür geben, reiche Leute im Kaiserreich, die Jade kauften, obwohl sie sich nie und nimmer damit hätten zeigen

können. Vielleicht trieb sie Handel mit solchen Leuten, schmuggelte die Arbeiten des Schnitzers?

Jetzt musste es noch einen größeren Markt geben als sonst. Da der Kaiser auf Taishu war, mussten diejenigen, die ihn hergejagt hatten, nach jeglicher Legitimation gieren, die sie erhaschen konnten, da sie den Thron nicht hatten. Wenn ein großartiges Stück Stein großartig zugeschnitzt wurde, dann würde es vielleicht zu einem Symbol werden, um das sich das Volk scharen konnte, wenn es galt, das Ende einer Dynastie und die Geburt einer neuen zu verkünden ...

Jiao musste an etwas Entsprechendes denken, ganz gleich, ob sie behauptete, dass ihr Jadeschnitzerfreund den Stein zum Kaiser bringen würde. Für den Augenblick jedoch hatte sie alles in der Hand. Sie hatte einen Stein, den die Fuhrleute nie gesehen oder verzeichnet hatten, von dem die Jademeister nichts wussten. Sie hatte einen Jungen, der ihn tragen konnte, einen Mann, der aus dem Stein etwas schnitzen konnte. Danach musste sie nur noch – vielleicht wieder mit dem Jungen, damit er den Stein trug? – ein Boot finden und, ja, ein Vermögen einstreichen ...

Er sah sie über die Asche des Feuers hinweg an; es blieb nichts mehr zu sagen. Sie seufzte, und ihr Gesicht lag vollständig im Schatten, aber er glaubte, ein Lächeln in ihrem Seufzen zu hören; und dann kam sie zu ihm herüber und sagte: »Was soll ich jetzt mit dir anfangen, Esel?«

Genau das hatte er sich auch gefragt. Er hatte nicht damit gerechnet, dass sie ihm die raue Hand sacht an die Wange legen, dass ihr Körper seinem so nah sein, dass ihre Stimme ihm aufreizend ins Ohr hauchen würde: »Ich darf nicht zulassen, dass du dich in der Nacht davonschleichst, denn du hast natürlich recht: Ich könnte diesen Stein nicht tragen. Es erstaunt mich, dass du es kannst. Ich nehme an, ich könnte dich wieder fesseln, dich gut verschnürt an der Leine führen, aber das ist ermüdend für uns beide. Es gibt aber noch eine andere Möglichkeit. Ich kann auf anderem Wege feststellen, wo genau du dich die ganze Nacht über aufhältst ...«

Und dann war ihre Hand in seinem Haar und ihr Mund suchte seinen, herausfordernd, fordernd.

Ohnehin schon aus dem Gleichgewicht, erschrocken über ihr skrupelloses Geschick und seine eigenen gefährlichen Erkenntnisse, war ihm plötzlich, als ob er am Rande eines Abgrunds entlangkroch, den Halt verlor, stürzte.

Und er klammerte sich an sie, oder seine Hände taten es; spürte, wie knotige Muskeln sich unter klebrig-feuchter Haut bewegten, spürte, wie ihr Körper sich wand, als sie ihre Kleider abstreifte, ohne ihn je loszulassen. Sie schwang ein Bein über ihn, um sich rittlings auf ihn zu setzen, ließ ihr Gewicht – leicht, aber fest, solide, erschreckend – auf seine Beine sinken und kümmerte sich rasch um sein Oberteil.

Ihre Finger und ihre Nägel hinterließen auf seinem Brustkorb und auf seinem Rücken feurige Spuren.

Anscheinend hatte er hierbei nichts zu sagen: Sie sah keine Notwendigkeit, mehr Worte zu machen. Ihr Mund war zu beschäftigt, um zu sprechen: Sie leckte und erprobte ihn mit Lippen und Zunge zugleich; dann auch mit den Zähnen, die jetzt an ihm knabberten.

Jede ihrer Berührungen ließ ihn nach Luft schnappen, die ihm plötzlich zu dünn und zu warm vorkam. Er spürte, wie sein letzter Widerstand zusammenbrach, während sein Körper steif wurde. *Ja* und *Nein* waren gleichermaßen unmöglich, irrelevant. Er war ihr Gefangener, ihr Besitz. Was konnte er schon sagen?

Ihre Haut schmeckte nach Salz und Regen; ihr Mund war wie Tee, frisch und bitter. Sie kaute beim Gehen auf irgendeinem Kraut herum, wenn sie nicht gerade redete oder sang, was sie oft tat.

Ihr ganzer Körper und ihre geruhsame Zielgerichtetheit bedeuteten eine Lebenserfahrung. Die Zeit mit seiner Clancousine war ... Nun, nicht *so* gewesen. Jiao war grob, wenn sie wollte, und forderte seine eigene Kraft und Grobheit heraus; oder sie war sanft, aber nicht zögerlich, reizte ihn, flehte aber nicht. Wenn sie etwas wollte, dann wusste sie, wie sie ihn dazu bringen konnte, es ihr zu geben. Oder auch nicht – sie wusste ihn hinzuhalten, ihn ins Schwitzen zu bringen. Sie machte sich über ihn lustig, so dachte er, doch nur ein wenig und nicht mehr, als sie sich über sich selbst lustig machte.

Nur ein einziges Mal war sie verwirrt und plötzlich verunsichert. Sie hielt seinen Kopf still und schob ihm einen Finger in den Mund, wo sich eben noch ihre Zunge befunden hatte. Tastete, sah ihn zusammenzucken und fragte: »Was ist das?«

»Nur eine Wunde Stelle«, sagte er, »es ist nichts.«

»Da ist etwas Hartes ...«

»Ja.« Ein Steinsplitter, den er sich ins Fleisch gerammt hatte, um sie davon abzuhalten, ihn zu finden. »Die Stelle hat sich entzündet. Sie wird anschwellen und aufplatzen und einen Tag lang eitern – danach wird sie heilen. Nur ein Waldfieber. Das geht vorüber.«

Oder auch nicht. Nichts würde vorübergehen. Die Nacht war zeitlos, eine Atempause, ohne Sterne. Das Feuer war erloschen, der Regen ewig. Es gab keinen Ort, an dem er sonst hätte sein können, nur diesen hier.

Nachdem ihr Kapitän entblößt, gedemütigt und in Ketten gelegt worden war, hatte die Mannschaft der *Shalla* nicht den Instinkt, sich aufzulehnen und gegen ihre seekranken Unterdrücker zu kämpfen.

Dennoch hingen zwei willkürlich ausgewählte Männer tot von ihren Mastspitzen und brachten die *Shalla* und jeden Mann, der auf ihr fuhr, aus dem Gleichgewicht. Jeden Mann, der nun seine eigene Schlinge aus nassem Tau als Kragen trug. Die Schlinge erinnerte sie ständig daran, dass jeder von ihnen genauso schnell tot sein konnte; das Tau war nass, weil alles nass war, weil ein nicht nachlassender, unerklärlicher Sturm die Meerenge peitschte.

Han hatte auch einen Kragen, obwohl er kein Seemann war. Er verbrachte den Sturm elend zusammengekauert mit Suo Lung unter Deck, pumpte die Bilge aus, spürte, wie die *Shalla* rollte und zitterte, während die See tobte, wie sie unter der Last des Wassers in ihrer Bilge schlingerte. Er nahm an, dass sie wohl entzweibrechen würde, bevor sie den Hafen erreichten. Dies war kein natürlicher Sturm, und das Temperament der Drachin kannte keine Grenzen. Han hatte die kurze Verbindung, die zwischen ihm und ihr bestanden hatte, wieder verloren; jetzt erfolgte der Kontakt aus weiter Ferne, fremdartig und vorsichtig, kurze Blicke auf gewaltige schwarze Zornesausbrüche und überwältigende Träume.

Es würde mehr als schwer – unmöglich schwer! – sein, einen geraden Kurs durch das zornige Toben der Drachin zu halten, wenn sie mit nackten Masten fuhren, die Planken auseinanderklafften, überall Wasser war und der Kapitän in Ketten unter Deck lag.

Hinzu kam noch, dass die Mannschaft unter Jorgan arbeitete, der immer der zweite Mann auf diesem Schiff gewesen und das Befehlen so völlig ungewohnt war, dass er daran verzweifelte; dazu noch wurden alle von Männern mit gezogenen Waffen bewacht, und die Offiziere dieser Männer übergaben sich in der Kajüte des Kapitäns und fühlten sich elend, sodass sie ihre Männer überhaupt nicht im Auge behielten. Wenn man darüber hinaus noch bedachte, dass die Mannschaft nur wusste, dass ihr Leben auf der Reise ebenso in Gefahr war wie an ihrem Ende, dann erstaunte es Han, dass sie überhaupt irgendwo hinsegelten und dass der Wind, das Meer und die Verzweiflung der Männer sie nicht einfach auf die Felsen an der Leeseite schleuderten.

Unten im Frachtraum konnte er ihr langsames Voranschleichen im Krebsgang nicht wahrnehmen. Er und Suo Lung konnten im schummrigen Licht einer Lampe nur einander sehen: blasse, erschöpfte Gesichter, die im Takt mit dem langen Pumpenschwengel vor- und zurückschwangen. Sie redeten nicht. Es hätte keinen Sinn gehabt, es über das wilde Tosen von Wind und Wasser hinweg zu versuchen; außerdem gab es nichts zu sagen. Niemand brachte ihnen Neuigkeiten. Sie waren die Vergessenen, verdammt, im Stich gelassen und allein, und die *Shalla* hätte überall sein können – jeder Augenblick war wahrscheinlich der letzte ...

Außer, dass Han die ganze Zeit über genau wusste, wo sie jeweils waren. Die Drachin wusste es, und er auch. Er wusste, wo sie war, ohne lange darüber nachdenken zu müssen; er hätte auf den Rumpf und durch die Wasser auf sie deuten können: *da*.

Er glaubte nicht, dass sie jetzt vorhatte, ihn zu ertränken, da sie ihn immer noch nicht erreichen konnte. Das hier war ein Gefühlsausbruch, das Ankämpfen eines Kindes gegen sein Gängelband, das Zerren einer Gefangenen an ihren Ketten. Aber sie würde das Schiff vielleicht dennoch zerschmettern, ob nun mit Absicht oder nicht. Sie wusste vielleicht einfach nicht, dass es im Griff ihres Verstandes und des Sturms zerbrechlich wie eine Eierschale war.

Han pumpte hoffnungsvoll, weil man es ihm befohlen hatte und weil es ihn beschäftigt und warm hielt; weil Suo Lung irgendetwas tun musste und das hier das Einzige war; und weil die *Shalla* ein gutes Schiff war und eine bessere Behandlung verdiente, als sie sie erfahren hatte. Es war sogar möglich, dass ihr Pumpen sie an der Oberfläche hielt, wenn die Drachin ihr nicht den Kiel ausriss und der Wind sie nicht zum Kentern brachte.

Han lauschte dem Sog und Wirbeln des Wassers unter seinen Füßen, dem erbarmungslosen Hämmern großer Wassermassen beiderseits, dem zerbrechlichen Knarren der Planken dazwischen; und versuchte, über all die Geräusche hinweg und durch sie hindurch den Gedanken der Drachin zu lauschen, aus demselben Grund, aus dem er pumpte: weil es vielleicht doch half.

Vielleicht tat es das.

Vielleicht half beides, das Pumpen wie das Lauschen. Er hörte, wie die Drachin sich gegen ihre Ketten stemmte, und versuchte sie zu beruhigen; ließ sie hören, wie er sich selbst gegen die Pumpe stemmte, wie das Meer durch alle Fugen zwischen den verrutschenden Planken brach.

Ganz langsam kamen die Wasser zur Ruhe, der Wind legte sich, die Dschunke krängte nicht mehr so fürchterlich. Stattdessen schlingerte sie, aber Han und Suo Lung konnten jetzt etwas dagegen unternehmen. Obwohl sie erschöpft waren, ließen sie den Pumpenschwengel auf und ab sausen, hörten das Wasser spritzen und wussten, dass die *Shalla* merklich leichter wurde und mit jeder Bewegung höher im Wasser lag. Das Meer sickerte noch immer ein, aber die Planken klafften nicht bei jeder Bewegung auf.

Jorgan konnte sie vorsichtig in einen sicheren Hafen segeln, in der Ruhe nach dem Sturm über Segel und Ruder gebieten, der Mannschaft Befehle erteilen.

Man brauchte so viele Männer, um sie am Schwimmen zu halten und sie nach Hause zu bringen. Im Vergleich zur wilden Vielschichtigkeit der Drachin unter dem Meer war sie ein einfaches Ding, aber um den Drachen zu beherrschen, gab es nur Han, der sich nur an Suo Lung wenden konnte.

Das war nicht genug, würde nie genug sein.

Es war jedoch alles, was sie hatten.

Es würde reichen müssen.

»Atmen.«

Han atmete. Das war so ziemlich das Einzige, was er zustande brachte. Nachdem er endlich mit blasenübersäten Händen und schmerzenden, zitternden Armen, die den Schwengel kein weiteres Mal betätigen konnten, die Pumpe losgelassen hatte, lag er auf dem Rücken auf Deck, die quallengleichen Arme über den Kopf geworfen, wo sie von seiner Kette niedergehalten wurden, einfach jenseits seines Zugriffs.

Er lag da und atmete, wie Suo Lung es ihm befahl.

Nein, das tat er nicht.

»Das Wort der Drachin«, sagte Suo Lung. Irgendwo gab es immer noch ein wenig Lampenschein, ein bisschen Arbeit zu tun. Hier gab es nur Schwindel und Funken und das kalte, nasse, schmierige Holz, auf dem er lag. Worte in seinen Ohren, Atem in seinem Körper. Nichts. Er fühlte sich so leer wie die Luft und genauso unnütz.

»Atmen«, sagte der große Mann; seine Stimme war vielleicht etwas, an dem man sich festhalten konnte.

Han war sich nicht sicher, ob seine eigene Stimme irgendetwas enthielt, das Suo Lung überhaupt hören konnte, aber er sagte: »Wie kann sie unter Wasser atmen?«

Suo Lung zuckte wohl die Schultern, massig und stumm. Er konnte Fragen nie beantworten. Hatte auf seinen eigenen Ketten jemals »Atmen« gestanden? Han hatte keine Möglichkeit, das herauszufinden. Die Worte, die Suo Lung vor Han aussprach, bewirkten etwas, jedes neue Wort verstärkte die Verbindung zwischen dem Jungen und der Drachin, aber Han fühlte sich überhaupt nicht so, als ob er sie beherrschte. Sie waren aneinandergekettet, Verstand an Verstand; alles, worauf er hoffen konnte, war, sie zu überreden.

»Atmen«, sagte er. »Ja. Das kann ich für dich schreiben. Später ...« Wenn seine Hände arbeiten konnten, wenn er Licht und Zeit hatte, wenn seine Gedanken nicht

so irrwitzig und seine Knochen nicht so leer waren. Wenn sie im Hafen lagen, vielleicht, wohin diese Soldaten sie auch bringen wollten. Wenn die Soldaten überhaupt den Sturm überlebt hatten, wenn die Mannschaft das Schiff nicht in ihre Gewalt gebracht und den Kapitän befreit hatte, wenn Li Ton nicht schon längst wieder das Kommando führte ...

Li Ton war nicht frei und führte nicht das Kommando. Han bewies sich das selbst, sobald er sicher war, dass er sich bewegen konnte, ohne ohnmächtig zu werden, sich zu erbrechen oder plötzlich in sich zusammenzusacken.

Die Pumpe befand sich im Welldeck der Dschunke, tief unten. Der untere Frachtraum war am Bug. Han schlang sich die Kette um den Hals und ließ Suo Lung im Dunkeln zurück; mit einer kleinen Lampe zwischen den Fingern tastete er sich voran.

Sogar ein kleinwüchsiger Junge konnte sich hier unten den Kopf stoßen. Es war gut, eine so schwere Kette und so müde Schultern zu haben und sich so ausgelaugt zu fühlen; er ging aufgrund dessen schon so gebückt, dass er sich kaum noch unter den groben, niedrigen Balken hindurchdrücken musste. Er wäre vielleicht gekrochen, wenn er geglaubt hätte, dass seine Arme ihn tragen würden.

Die oberen Lagerräume hatten Luken, die direkt vom Deck zugänglich waren; dieser Raum hatte eine Tür, die zwar verriegelt, aber nicht bewacht war. Vielleicht war die Wache vor der wild wogenden Einsamkeit ihres Postens geflohen und hatte lieber in Gesellschaft ertrinken wollen.

Ein grobes Loch war ins Holz der Tür gehauen, groß genug, um Essen und Wasser hindurchzureichen, aber nicht groß genug für einen Mann. Bei weitem groß genug, um hindurchzusehen.

Han hob seine Lampe an das Loch und warf einen Blick in die Zelle.

Dort lag der Kapitän, in seiner Nacktheit, mit seinen Tätowierungen, in Ketten. Er rührte sich nicht, sah nur zum Licht empor. Er fragte: »Geht es meinem Schiff gut?«

»Äh, ja, Herr. Ich glaube schon. Das wird schon ...«

»Bist du es, Junge? Bist du der Grund für den Fluch, der auf mir lastet? Hätte ich dich töten sollen, bevor ich dich überhaupt an Bord gelassen habe?«

»Ja, Herr, ich glaube schon. Aber Ihr hättet die Mönche nicht töten sollen. Ihr habt die Drachin befreit.«

»Ach, deine Drachin soll verflucht sein! Ich bin die ganze Küste von Pan Gut bis zu den Heiligen Inseln entlangesegelt und habe noch nie einen Drachen gesehen. Ich habe Stürme und Tsunamis erlebt und habe Schiffe in beiden sinken sehen. Es ist nur das Wetter, Junge. Lässt du mir die Lampe da?«

»Ja, Herr, wenn Ihr sie haben wollt.«

Li Ton regte sich, streckte die Hand aus. »Ich hätte gern ein wenig Licht, für eine kleine Weile. Bis sie sich entschließen, Kaiser zu spielen und mich zu töten.«

»Das werden sie nicht tun ...«

»Warum nicht? Seine Feinde zu ihren eigenen zu machen, ist eine Möglichkeit, seinen Platz einzunehmen. Aber lass mir bis dahin das Licht; ich habe ja immer etwas zu lesen.« Seinen eigenen Körper, auf den er nun ironisch mit der Hand wies.

Seine Ketten erschwerten es ihm, sich zu strecken, da sie mit Krampen an den Boden des Frachtraums genagelt waren, aber seine Hand kam nahe genug heran, um die Lampe zu ergreifen, als Han sie durch das Loch steckte.

»Danke, Junge. Jetzt renn weg, bevor ...«

Zu spät; Schritte hinter ihm, ein Mann im Gang, ein Griff in seinem Nacken. Ein kalter, feuchter Griff; der Mann stank säuerlich nach Erbrochenem. Es gab so viel Wasser auf dem Schiff und darum herum, dass Han dachte, dass er sich wenigstens hätte waschen können.

»Was willst du hier, Junge?«

»Herr, ich bin hier, um den Kapitän zu besuchen. Ist das verboten? Au!«

»Er ist nicht der Kapitän. Er ist der Gefangene. Verurteilt. Und du bist ein Sklave – dir ist alles verboten, was dir nicht befohlen wird. Und du hast ihm ein Licht gegeben, obwohl der Kommandant gesagt hat, dass er im Dunkeln sitzen sollte ...«

Jeder Vorwurf wurde von einem Schlag unterstrichen. Das spielte keine Rolle. Han war wohlgeübt darin, misshandelt zu werden; seine Schreie waren eher rituell als echt.

Als er losgelassen wurde, eilte er zu Suo Lung zurück und fand ihn wartend, ein Bild konzentrierter Geduld. Er hatte seine Werkzeuge im Sturm nahe bei sich behalten, um nicht das Kostbarste zu verlieren; im Dunkeln hatte er dann nach seinem Schreibwerkzeug gesucht und es gefunden.

Hoch auf dem Vorderdeck, in Luft und Licht, schnitt er dieses neue Schriftzeichen mit langsamer, verschwommener Konzentration in Hans Ketten – in dem Versuch, den Drachen mit noch einem weiteren zerfaserten Faden zu binden. Der Bugspriet war ein Platz, den man schätzen musste, ein heimlicher Aussichtspunkt. Han führte Suo Lung oft hierher, um den großen Mann aus dem Weg der kleineren Männer zu halten, die vielleicht nicht verstehen würden, wozu er gut war. Das hatte er unter Li Tons Befehl getan und tat es auch jetzt, mit irgendeiner vorgeblichen Arbeit für ihre Hände, die ihre Arbeit an seinen Ketten verdeckte – oder auch nicht.

Der Zorn des Drachen hatte Meer und Luft zugleich gereinigt, um einen strahlend blauen Himmel und ruhiges, klares Wasser zurückzulassen. Die Dschunke war das einzige hässliche Ding dort draußen, mühte sich, die Brise einzufangen, quoll vor gewalttätigen Männern über und war nicht schön anzusehen.

Sie hielt aber nicht aufs Ufer zu. Damit hatten Han und die Mannschaft gerechnet: Sie würden einen Hafen aufsuchen und die harten Reparaturarbeiten wieder aufnehmen: Fugen kalfatern, Segel flicken, die Takelage reparieren und verstreute Vorräte wieder verstauen.

Stattdessen befahl der neue Kommandant der *Shalla* nach Westen zu fahren, nahe an der Küste entlang, bis sie zu einer großen Ansammlung von Booten gelangten, die alle zusammen in einer Flussmündung lagen.

Da waren Flussschunken, wie Han sie schon kannte, seit er ein Kind gewesen war. Da waren seetüchtige Dschunken wie die *Shalla*, nur keine so große. Da waren Fischerboote und Fähren, alle möglichen Schiffe, alles, was schwamm. Manche waren wie Gefangene oder aneinandergekettete Sklaven zusammengebunden; manche lagen separat vor Anker oder waren auf den Strand gezogen, aber sie gehörten offensichtlich alle zu einer Flotte unter ein und demselben Befehl.

Sogar jetzt richtete die *Shalla* den Bug nicht aufs Ufer. Stattdessen warf sie den Anker aus und hisste eine Fahne an ihrem Heck; eine Erklärung, eine Nachricht, die am Ufer geschäftiges Treiben hervorrief. Dann kam eine kleine Flottille von Ruderbooten zu ihnen heraus.

Die untätig Herumlungernden wurden vom Deck gescheucht, aber nicht Han und Suo Lung, die auf dem Vorderdeck im Schatten eines Segels saßen. Sie sahen zu, während harte Männer, wichtige Männer, an Bord begrüßt wurden, Männer, denen der neue Kommandant der *Shalla* sehr viel Respekt bezeugte. Diese Männer standen in einem Grüppchen auf dem Welldeck und warteten; und dann erschien noch ein Mann, zu reich gekleidet für das unbequeme Umsteigen vom Sampan auf die Dschunke, zu wohlgenährt zwischen all diesen hageren Soldaten. Er bewegte sich jedoch durchaus nicht unbeholfen; ihm wohnte geübte Stärke inne, die man durch all die Seide und die Farben hindurch nicht wahrnahm. Dann nickte er dem Kommandanten zu, stampfte auf das Deck und sagte: »Gut. Das wird als Flaggschiff ausreichen, um unsere Abteilung nach Santung zu führen.«

An den Gesichtern der anderen erkannte Han, dass er nicht der Einzige war, der glaubte, dass dies eine schlechte Wahl war. Der jetzige Kommandant der *Shalla* war

kühn genug, das zu sagen. »General, wir müssen ihren Bauch ständig leerpumpen, da sie viel Wasser zieht; und sie ist bei jedem Wetter unbeweglich, und das wird auch so bleiben, bis wir die Fracht neu verstauen können ...«

»Was hat sie geladen?«

»Ich glaube nicht, dass irgendjemand das weiß, Herr. Es gibt keine Frachtliste, und in den Stauräumen herrscht nach diesen Stürmen Durcheinander. Es ist Piratenbeute, aber was alles dazugehört ...«

»Werft alles weg«, sagte der General entschieden. »Behaltet Holz, Taue, Ketten und jegliches Eisen; alles andere wird über Bord geworfen. Das sollte sie leichter machen. Was noch?«

»Noch eines, General. Auch in einem Frachtraum, aber nicht gerade Fracht. Das wollt Ihr vielleicht behalten ...«

Generäle bücken sich nicht unter niedrigen Balken hindurch oder spähen im Licht von Öllampen durch verriegelte Türen. Li Ton wurde an Deck gezerzt, immer noch nackt und in Ketten. Wenn er die Sonne auf der Haut und die milde Meeresluft genoss, ließ er es sich nicht anmerken; er verwendete all seine Mühe darauf zu stehen, als es ihm gestattet wurde, und sich stolz aufrecht zu halten, obwohl ihm das nicht erlaubt war und die Wachen ihn in die Knie zwangen.

Selbst in seinen furchterregendsten Momenten war Li Ton immer beeindruckend gewesen; das war er noch immer, sogar in seiner tiefsten Erniedrigung. Er war schwach vor Hunger, schwindelig im gleißenden Sonnenlicht und ausgetrocknet wie eine leere Hülle. Jemand goss einen Eimer Meerwasser über ihm aus, um den Gestank der Bilge abzuwaschen. Sogar das ertrug er in dem bitteren Schweigen, das er wie einen Schatten aus seiner Zelle mitgebracht zu haben schien.

Als die beiden Männer einander begegneten, war es, als würde der Eindruck, den Han immer von dem Kapitän gehabt hatte, auf den Kopf gestellt. Han hatte ihn stets allein, aber umringt von anderen gesehen, als den Punkt, auf den alle Augen sich richteten. Nichts hatte sich geändert: Er war immer noch allein und umringt. Aber alles war anders: Jetzt lag er auf den Knien, und sie sahen auf ihn herab.

Der General war ein Mann, der leise sprach, und Li Ton erging es plötzlich noch schlimmer: Seine Stimme war ein brüchiges Flüstern. Han hätte eigentlich nicht fähig sein sollen zu lauschen. Aber Suo Lung hatte gestern das Schriftzeichen für »Hören« in ein Glied seiner Kette geschnitten; und wenn deren Wille einen gewissen Zwang auf die Drachin ausübte, dann konnte er – so nahm er zumindest an – sich seinerseits ein wenig von der Kraft und den Fähigkeiten der Drachin leihen, einen Bruchteil ihrer Magie.

»Hauptmann Ma. Habe ich Euch nicht seinerzeit gesagt, dass Euer Schatten nie magerer werden würde? Ihr wart ein hoffnungsvoller junger Mann, und es freut mich zu sehen, dass Ihr beizeiten zu Wohlstand gelangt seid.«

»Ich fühle mich wohl in meiner Haut, danke, und auf meinem Posten – aber ich hoffe, noch fetter zu werden. Ich bin jetzt General Ma; wir treffen als Gleiche aufeinander, General Chu Lin.«

»Leider nicht ganz.« Das war wohl die deutlichste Zurschaustellung seiner Nacktheit, seiner Tätowierungen, seiner Verstümmelung und seiner Ketten, derer er fähig war. Seine Kerkermeister hatten sie schon zur Schau gestellt, aber dem schenkte er keine Beachtung. »Den Namen habe ich mit meinem Rang verloren; heute heiße ich Li Ton. Und ich bin nur noch Kapitän. Wir haben die Rollen getauscht, Ihr und ich. Aber dies ist mein Schiff, die *Shalla*, und so heiße ich Euch auf ihr willkommen.«

»Jetzt ist sie mein Schiff, fürchte ich. Ich muss sie Euch abnehmen.«

»Nun gut, mag sein. Ihr werdet vielleicht bemerken, dass sie die Entscheidung selbst treffen muss; sie war schon immer sehr eigensinnig. Das seid Ihr nicht, General, oder wart es zumindest nie. Es sei denn, die Götter haben Euren Charakter neu geformt, damit er Eurem Bauchumfang gleichkommt. Wer führt das Kommando?«

»Es gibt einen Rat ...«

»Gewiss, aber wer führt das Kommando?«

»Tunghai Wangs Stimme hat unter uns das meiste Gewicht.«

»Tunghai, tatsächlich? Ist er also noch am Leben? Seltsam, ich war mir sicher, dass der alte Mann ihn einen Kopf kürzer machen würde.«

»Wie es scheint, könnt selbst Ihr Euch in Menschen täuschen. Li Ton heißt Ihr, so saget Ihr doch?«

»Das sagte ich, und so heiße ich. Und der alte Mann ist wirklich tot?«

»Kaiser Chien Sung starb vor drei Wintern.«

»Na endlich. Wie alt war er?«

»Man sagt, dass das Kaiserreich volle hundert Jahre seiner segensreichen Herrschaft erlebte.«

»Sie sollen verflucht sein! Er hat sich zu viel Zeit gelassen. Aber immer noch nur der eine Junge?«

»So ist es.«

»Tragisch. So ein langes Leben – und dann kommt so wenig dabei heraus.«

»Seine kaiserliche Majestät hat dem jungen Chien Hua ein blühendes Reich hinterlassen ...«

»... das Tunghai sogleich für sich selbst zu erobern trachtete, nicht wahr?«

»Man war der Ansicht, dass der junge Kaiser ... nun ja, zu jung wäre und seine Mutter zu viel Einfluss hätte. Er bräuchte Anleitung; und sie sollte einen Kopf kürzer gemacht werden. Wir schlugen vor, dass ein Rat ihn an ihrer Stelle beraten sollte; sie floh und nahm ihn mit.«

»Und Ihr habt sie und ihn quer durchs ganze Kaiserreich gehetzt und doch nicht bekommen, was Ihr wolltet, sonst gäbe es jetzt einen Kaiser Tunghai und den verwesenden Kopf eines Knaben auf seinen Toren.«

»Vielleicht.« General Ma schien plötzlich bewusst zu werden, dass er hier von seinem eigenen Gefangenen verhört wurde. Er wischte die ganze Angelegenheit mit einer Handbewegung beiseite und fragte: »Was ist mit Eurem eigenen Leben, Li Ton? Ihr wurdet verbannt, Euer Körper selbst verkündet das, und ich war selbst dabei, als das Urteil gesprochen wurde.«

»Und vollstreckt.«

»Auch das.« Die Tätowierungen, musste er meinen, und die Verstümmelung. »Und doch seid Ihr hier ...«

»Ihr meint, warum ich nicht feige in irgendeinen fernen Winkel der Welt gekrochen und gestorben bin, wie ich es hätte tun sollen? Weil ich – wenn der alte Mann schon nicht den Mut aufbringen konnte zu befehlen, mir das anzutun – doch verflucht gewesen wäre, es mir selbst anzutun! Er tat ... dies hier ... und ich dachte, das sei genug. Nein, eigentlich nicht. Das dachte ich nicht, ich dachte gar nicht, ich war vor Schmerzen und Fieber von Sinnen. Ich mochte ja den Verstand verlieren, aber ich war ein klein bisschen zu stur, mich sterben zu lassen. Ich bettelte und stotterte mich bis zur Küste durch, lebte von Abfällen und dem, was in der Gosse lag, und fand schließlich einen Ort jenseits der Grenzen des Kaiserreichs. Erst lernte ich, als Fischer zu leben, dann als Pirat. Anscheinend nicht gut genug.«

»Oh, so gut wie nur irgendein Pirat, nehme ich an. Es ist das Schicksal eines jeden Kaisers, gefährlich lange zu leben – natürlich nur, sofern er kein Knabe ist, der die schlechte Angewohnheit hat, auf seine Mutter zu hören -, und es ist das Schicksal jedes Piraten, recht schnell und auf ziemlich unangenehme Weise zu sterben. Es muss dreißig Jahre her sein, dass Ihr in die Verbannung geschickt wurdet. Das ist außerordentlich achtbar. Beinahe einmalig. Wäret Ihr so gut, Euer Geheimnis einem alten Freund zu verraten?«

»Es gibt kein Geheimnis. Nur ein gutes Schiff, eine gierige Mannschaft und einen Kapitän ohne Hemmungen. Hass auf das Kaiserreich – auch der hilft, aber nur, um alles zusätzlich zu versüßen. Ich hätte es besser wissen und mich nicht davon antreiben lassen sollen. Da so viele Gerüchte umlaufen – Aufstand, der Kaiser auf der Flucht – dachte ich, die Jadeschiffe wären vielleicht angreifbar, und so kam ich nach Westen, um ein bisschen zu plündern. Ich hätte es mir nie träumen lassen, dass Ihr den Jungen so weit kommen lassen würdet.«

»Wir auch nicht, aber die Götter waren gegen uns. Wohin ich auch sehe, leben Leute länger, als sie sollten. Ich muss mir einmal den Mann zur Brust nehmen, der mir Horoskope stellt; er hat es versäumt, das zu erwähnen. Aber vielleicht sollten wir uns dem Willen der Götter nicht entgegenstellen. Es mag Wege geben, auf denen Ihr weiterhin meinen Erwartungen entgegenhandeln könnt. Es wäre ein Jammer, einen Mann umzubringen, der den Kaiser so sehr hasst wie Ihr.«

»Seid vorsichtig, General. Ich hasse das Kaiserreich, nicht diesen Jungen auf der Flucht. Ich mache ihm nicht zum Vorwurf, was sein Vater getan hat; ich mache es euch allen zum Vorwurf. Besonders *Euch* und Euresgleichen, denen, die da waren und hätten einschreiten können. Auch Tunghai war dort ...«

»Oh, in der Tat. Das verstehe ich. Aber der Junge ist das Reich, und solange er lebt, so lange leben auch der Jadethron und alles, was damit einhergeht. Auch das, was Euch angetan wurde und wogegen keiner von uns etwas einzuwenden wagte. Stürzt ihn, und seine Dynastie stirbt mit ihm. Und dann – wer weiß? Eure Verbannung würde aufgehoben werden, das steht fest. Außerdem habt Ihr schon gesagt, dass Ihr bemerkt habt, wie unerwartet hartnäckig Ihr am Leben hängt. Wenn Ihr die Wahl hättet, mit uns zusammenzuarbeiten oder den Tod eines Piraten zu sterben, glaube ich zu wissen, wie Ihr Euch entscheiden würdet. Das Angebot muss Tunghai Wang machen, wenn es denn gemacht wird; aber vielleicht kann ich Euch in der Zwischenzeit etwas zum Nachdenken geben. Welcher Eurer Männer weiß von Eurer Lage?«

»Dass ich verurteilt und verbannt wurde? Nur Jorgan. Er fand mich in der Gosse; sein Boot brachte mich außer Reichweite des Kaiserreichs.«

»Tatsächlich? Kommandant, lasst nach diesem Jorgan schicken.«

Jorgan wurde gefunden und geholt. Vielleicht kam er freiwillig mit, hoffte auf Dankbarkeit für das, was er geleistet hatte, um Schiff und Mannschaft zusammenzuhalten. Vielleicht fühlte er sich sicher.

Sogar nachdem er Li Ton an Deck gesehen hatte, fühlte er sich vielleicht noch sicher. Vielleicht glaubte er, er sei als Zeuge geholt worden, um die lang aufgeschobene Hinrichtung eines Verräters und ihre Folgen mitzuerleben, die Beförderung des Maats zum Kapitän ...

Wenn er irgendetwas dergleichen dachte, wurde er schnell enttäuscht. Von den Männern, die seine Arme packten, oder von dem, der ihm den eisernen Ohrring der *Shalla* ausriss.

Der General sprach ein paar rasche Worte des Urteils, und Han versuchte, nicht weiter zu lauschen, aber manches lässt sich nicht so leicht ausblenden.

Sie machten sich nicht die Mühe, Jorgan zum Schweigen zu bringen; seine Schreie waren Teil seiner Strafe, der Lektion für Li Ton, der Warnung an die Mannschaft.

Sie verdrehten ihm die Arme auf dem Rücken und fesselten sie mit einem Ende eines langen Taus, das sie durch eine Aussparung an der Spitze des Masts führten, an dem Halbmaul vor dem Sturm gehenkt worden war. Diesmal hängten sie einen lebenden Mann daran auf – für die Zeitspanne, die sie brauchten, um sich mit ihm zu befassen.

Weil er nicht zusah, sondern nur einzelne Blicke hinwarf, bekam Han nicht mit, wie lange es dauerte, bis Jorgans Schultern brachen, weil sie im Gelenk verdreht worden waren und er mit ganzem Gewicht daran hing. Eine ganze Weile, denn er krümmte sich lange Zeit sehr; dann konnte er es nicht mehr, konnte nur jedes Mal schreien, wenn sein Oberkörper zuckte und die Ränder gebrochener Knochen hart gegeneinanderrieben. Und dennoch versuchte er, sich zu winden, weil es schlimmer war, still zu hängen.

Sie schnitten seine Kleider weg, mit unvorsichtigen, unbeholfenen Messern, sodass sein Blut aufs Deck tropfte. Das war nichts, abgesehen davon, dass Li Ton wollen würde, dass man es wegschrubbe.

Sie holten Stricke, Bretter und Bambusstangen und brachten Jorgan auf ein Dutzend verschiedene Arten zum Schreien. Han sah, wie er im Hängen geschlagen wurde; er sah, wie seine Füße und Knöchel zwischen Bretter gebunden und langsam zerquetscht wurden, bis sie eine zerschmetterte, blutige Masse waren; er sah, wie das Gleiche seinen Genitalien angetan wurde.

Er sah, wie man ihm mit einem Messer die Augen austach und die Ohren abschnitt.

Nicht die Zunge – womit hätte er sonst schreien sollen?

Endlich – es war vielleicht eine Stunde, nachdem sie begonnen hatten – wurde das Tau durchgeschnitten und Jorgan wurde fallen gelassen. Er wurde getreten und gestoßen, bis er auf den Knien lag – und wieder war Hans Gehör zu gut; er konnte hören, dass Jorgans gebrochene Stimme verstört und gequält immer noch etwas Sinnvolles stammelte – und eine Handbewegung von General Ma doch noch Gnade brachte, viel zu spät. Ein schneller Hieb mit einem langen Schwert. Jorgans Kopf fiel und rollte ein Stück weg von seinem sprudelnden Rumpf, als das Deck sich in der Dünung neigte.

Sie verbrachten noch zwei Tage in der Flussmündung, während General Mas Abteilung für eine kurze Reise an der Küste entlang vorbereitet wurde; und es waren genug Männer da, um alle Arbeiten zu erledigen, zu denen sie imstande waren, sodass Han und Suo Lung immer noch etwas Zeit auf dem Bugspriet verbringen konnten.

Und seltsamerweise durfte Li Ton sie mit ihnen verbringen. Immer noch in Ketten, immer noch nackt, aber wenigstens konnte er gewaschen werden, essen und trinken, konnte an der frischen Luft und im Licht sitzen. Er konnte sogar reden – mit den Faulenzern dessen, was einmal seine Mannschaft gewesen war.

Wenn er auch kein gewandelter Mann war, so war er doch zumindest ein stiller. Entwaffnet konnte er es sich leisten, entwaffnend zu sein.

»Herr ...«

»Wer ich bin – oder besser, wer ich war, das alles zu verdienen?« Seine Narben und anderen Male, die Behandlung, die er damals und heute erfahren hatte und in Zukunft erfahren würde. »Das willst du mich fragen, Junge, nicht wahr?«

»Ja, Herr. Bitte ...«

»Als ich noch Chu Lin war, war ich Soldat im Dienste des Kaisers. Des damaligen Kaisers – des Vaters des Jungen. Er war ein großer Mann, wir dachten, er würde ewig leben: schon hundert Jahre alt und so rüstig wie nur irgendeiner von uns. Er hätte noch immer selbst Krieg geführt, wenn der Hofstaat ihn gelassen hätte. Doch sogar Kaiser müssen auf ihre Diener hören. Du dachtest, ich würde den Befehl auf der *Shalla* führen? Nur mit Zustimmung der Mannschaft, mit Jorgans Hilfe. Mein armer Jorgan ...

Nun ja. Ich kämpfte für den Kaiser und machte meine Sache zu gut: Er erhob mich zu jung zum General. Und schickte mich in einen Krieg, den ich nicht gewinnen konnte, und so verlor ich. Der Sohn des Himmels übernimmt sich nie, und so musste es mein Fehler gewesen sein. Und deshalb ... Wie du siehst. Genügt dir das, Junge?«

Nein, natürlich nicht, doch das sagte er nicht. Li Ton lächelte und erzählte ihm Geschichten; und sagte am Ende: »Es tut mir leid um deine Mönche auf der Insel.« Nicht *Es tut mir leid, um deinen Daumen*, denn natürlich tat es ihm nicht leid, und er hätte diesbezüglich nicht gelogen. »Ich töte nicht gern ohne Zweck. Manchmal verfolge ich einen Zweck und tue es dennoch nicht gern. Ich hatte gehört, dass die Mönche die Schifffahrt in der Meerenge behüteten. Deshalb ließ ich sie töten, um mir ungestörten Zugriff auf die Jadeschiffe zu verschaffen.«

Er hatte durchaus das Richtige gehört, doch er hatte es nur halb gehört und missverstanden. Die Mönche hatten die Schifffahrt und darüber hinaus auch alle Leute des

Reichs geschützt, indem sie die Drachin in Ketten gehalten hatten. Bis Li Ton vorbeigekommen war und sie alle getötet hatte. Jetzt musste Han die Drachin zähmen, und er tat es schlecht, nur mit dem Schmiedesklaven als Helfer; und beiderseits der Meerenge standen Armeen, und eine große Flotte wurde gebaut, und das hieß nur, dass umso mehr Menschen hingemordet werden würden, wenn die Drachin sich erhob.

Sobald sie es tat. Sobald die Drachin sich erhob.

Vier

KETTENGLIEDER

Es fiel dem alten Yen nicht schwer, Nein zu den Soldaten zu sagen: *Nein, Ihr dürft nicht mit uns nach Taishu kommen. Wir haben Befehl, dass Ihr hierbleiben sollt.*

Schwer war es, Nein zu Zivilisten zu sagen: zu den verzweifelten Frauen mit ihren schmutzigen, verhungerten Kindern, den wenigen – sehr wenigen – Männern, die dem Schrecken von Santung entkommen waren. *Nein, Taishu ist überfüllt; wir können noch nicht einmal die Mäuler stopfen, die schon dort sind. Bleibt hier bei den Bauern, lebt wie sie, baut Reis an, lebt von dem, was der Wald bietet.*

Er sollte eigentlich sagen: *Baut Reis für uns an, für euren Kaiser, heimlich; wir werden kommen und ihn holen, sobald wir können,* aber er schämte sich zu sehr, als dass er das hätte tun können. Er dachte, dass auch der Kaiser sich geschämt hätte, wenn er diese Menschen hätte sehen können.

Er nahm nicht an, dass es irgendetwas an dem Befehl geändert hätte, aber er glaubte doch, dass der Junge sich geschämt hätte.

Er hätte den Befehl natürlich gern ignoriert – was verstand ein alter Mann auf seinem Boot schon von Befehlen und Gehorsam, wozu brauchte er einen Kaiser? –, aber er hatte Soldaten an Bord, die ihn durchsetzen würden.

Soldaten, die er selbst unter den Scharen ausgewählt hatte, die seine Insel überschwemmen, sein Dorf, sein eigenes Haus. Wohin er auch ging – es waren schon harte Männer dort. Sie starrten. Die meiste Zeit über starrten sie übers Meer, hielten Ausschau nach Booten, nach nahender Gefahr, Grausamkeit und Schrecken. Ansonsten hielten sie Ausschau nach allem, was sie sich nehmen konnten. Wenn sie einzeln als Fremde an der Küste erschienen wären, hätten sie vielleicht nach einer Möglichkeit zu überleben und nach einem Zuhause gesucht. Aber sie waren in Massen gekommen, wie Heuschrecken, gefräßig; sie würden Taishu verwüstet haben, bevor sie es auch nur bemerkten, bevor sie gelernt hatten, darüber nachzudenken.

Er hatte vor vielen Dingen Angst, und das Meiste davon hing mit diesen Soldaten zusammen.

Dennoch fuhren Nacht für Nacht er, sein Sergeant und sein Dutzend Soldaten heimlich übers Wasser. Er brachte den Männern unterwegs das Segeln bei, auch das Fischen; er fand stille Buchten an der Küste des Festlands, in denen sie vor Anker gehen konnten, und der Sergeant führte die Hälfte seiner Männer in die Dunkelheit.

Wenn er die andere Hälfte nicht an Bord belassen hätte, hätte er bei seiner Rückkehr sein Boot nicht mehr vorgefunden. Die ganze Küste hinauf und hinunter hielten sich versprengte Soldaten, die aus Santung geflohen oder nach seiner Eroberung von der Truppe abgeschnitten waren, in Höhlen und Bambushainen versteckt und beobachteten das Wasser mit verzweifelter Sehnsucht. Wenn sie sich bewaffneten Männern gegenüber sahen, warteten sie auf die Rückkehr des Sergeanten und gehorchten seinen Befehlen oder hörten zumindest zu. Sogar der Anblick des Privatsiegels des Kaisers konnte jetzt ihren Gehorsam nicht mehr garantieren, nachdem der Kaiser sie im Stich gelassen hatte. Aber sie waren nie mutig genug oder so viele auf einmal, dass sie das Boot hätten stürmen können; und der Sergeant sagte, dass sie, wenn sie jetzt zu Banditen wurden, nicht mehr die Sorge des Kaisers, sondern die der Rebellen sein würden, und dass alles zum Besten stand.

Der alte Yen glaubte nicht, dass es irgendetwas Gutes am Räuberdasein gab, aber er schwieg. Versprengt oder gefunden, gehorsam oder rebellisch, die Soldaten waren nicht seine Sorge.

Die Flüchtlinge waren das aber durchaus.

Wie jetzt und hier:

Im Schutze eines Wasserlaufs in der Stille einer warmen, feuchten Nacht, in der hinausströmendes Flusswasser sich mit einströmendem Gezeitenwasser kabelte und gegen die Bootswand schwappte; in der die zurückgelassenen Männer sich am Heck versammelt hatten, im Kreis auf dem Deck saßen und irgendein müßiges Spiel spielten, bei dem es darum ging, ein Messer wieder und wieder auf den Achtersteven zu werfen, was Yen schon mehr verärgert hatte, als er zugeben durfte; in der er allein am Bug stand – und Pao fast so sehr vermisste wie seine Enkeltochter, den Jungen mit all den Männern an Bord aber nicht brauchte und ihn deshalb lieber in Sicherheit zurückließ – und sie kommen sah, drei dunkle Gestalten, die sich den Hang hinabbewegten, den Fluss entlang, auf das Boot zu, auf die Soldaten, auf ihn.

Nervös, aber entschlossen: Sie konnten die Soldaten sicher hören, aber sie konnten auch das Boot sehen. Vor den Erstgenannten graute ihnen vielleicht, aber das Letztere mochte Rettung bedeuten. Sie kamen näher.

Schließlich ging er ihnen entgegen, weil sie nicht anhielten.

Sie waren keine Bedrohung. Geräusche werden übers Wasser getragen; ihr Schweigen sprach für sich. So auch, dass sie sich plötzlich aneinanderklammerten. Er sah, wie ihr Mut sie verließ, wie sie völlig erstarrten, als die Männer lachten, als einer sich bewegte und aufstand und an die Reling kam, um darüber hinwegzuspinnen.

Sie waren Frauen – Frauen und Mädchen. Dessen war er sich sicher und hatte keine Angst, nur um sie; und sie waren im anhaltenden Nieselregen schon nass genug geworden. Er ließ ein Seil hinab und kletterte über die Reling.

Kletterte das Seil hinunter und schwamm dann langsam ans Ufer, ein alterndes, prustendes Walross im Wasser; zog sich an Land, schüttelte den Kopf, wrang seinen Bart aus, suchte sich einen Felsen im offenen Gelände und setzte sich nass darauf; wartete darauf, dass die Frauen zu ihm kommen würden. Sie waren so weit gekommen – jetzt würden sie nicht zurückscheuen. Und er konnte selbst kaum harmloser aussehen, ein alter Mann, der allein dasaß und vor Flusswasser triefte ...

Eine Frau, zwei Mädchen. Der Mond war gerade weit genug aufgegangen, um sein Licht in dieses schmale Flusstal fallen zu lassen. Eine Mutter und ihre Töchter; und eines der Mädchen erinnerte ihn an Mei Feng, als sie zum ersten Mal mit ihm zur See gefahren war, mit großen Augen, stur und abweisend; die andere Tochter war älter, als es ihr lieb oder ihrer Sicherheit dienlich war. Sie hätte jetzt wie Mei Feng sein sollen, wild und wunderbar, dabei, allen zu entwachsen, die sie liebten. Doch sie war verschlossen, folgte stumm und gebückt ihrer Mutter. Die kleine Schwester hielt der älteren die Hand, nicht umgekehrt, wie es hätte sein sollen. Der alte Yen fand es viel zu leicht zu erraten, was ihr widerfahren war.

Bevor auch nur eine von ihnen etwas gesagt hatte, sagte er: »Nein. Es tut mir leid, aber ich kann Euch nicht nach Taishu bringen.«

»Du musst«, sagte die Frau. »Nimm wenigstens die Mädchen mit.«

Die Kleine machte eine ablehnende Bewegung: *Wir gehen nicht ohne dich,* aber das machte keinen Unterschied. Er schüttelte den Kopf. »Ich *kann* nicht. Wir haben keine Nahrung, keine Dächer. Mein eigenes Haus ist voller Soldaten, wie mein Boot« – er zog absichtlich ihre Aufmerksamkeit auf die Männer und das stetige dumpfe Auftreffen ihres Messers in seinem Achtersteven –, »und der Kaiser verbietet mir, noch mehr Leute über die Meerenge zu holen.«

»Aber meine Mädchen ...«

»... werden diesseits des Wassers sicherer sein. Das ist wahr!«, sagte er und glaubte es selbst. »Die Männer des Kaisers sind auch nicht gütiger als die, denen ihr schon begegnet seid. Es macht keinen Unterschied, wem sie dienen, dem Sohn des Himmels oder den rebellischen Fürsten; sie sind entwurzelte Männer, fern von dort, wo sie hingehören, gierig nach allem, was sie packen können. Willst du deine Mädchen in ihre Reichweite bringen? Das würdest du bereuen, bevor wir außer Hörweite wären.«

»Oh ...« Sie war halb überzeugt, aber: »Was soll ich tun?«

Sie hatte sich darauf versteift, übers Meer nach Taishu zu fahren; sie hatte geglaubt, einen Weg gefunden zu haben; jetzt hatte er ihr das genommen und sie verloren

zurückgelassen.

Er sagte: »Hier!«, und drückte ihr ein Paket in die Hand, kalten Reis, der zu einem Kuchen geformt und in ein Palmblatt gewickelt war, um ihn trocken zu halten. Das hätte sein Abendessen sein sollen. »Gib ihnen heute Nacht zu essen. Und sieh hoch – schau dorthin!« – wo der Mond die Spitzen der Klippen wie drohende Schatten erscheinen ließ – »Siehst du die Silhouette über dem Wasser?«

»Ja, die sehe ich. Was ist das?«

»Ein alter Tempel der Li-Göttin.« Er kannte ihn aus zweierlei Gründen: Er kannte alle Landmarken an dieser Küste, und er kannte alle Plätze, die ihr geweiht waren. »Jetzt ist er ungenutzt, und die Leute aus der Gegend gehen nicht dorthin. Bring deine Töchter dorthin. Sie wird euch Zuflucht gewähren.«

»Wir opfern der Li-Göttin Blumen und Reiskuchen.« Das war das kleine Mädchen, das mutige. »An ihrem Fest, im großen Tempel in der Stadt.«

»Ja.« Er fragte sich, ob irgendjemand das dieses Jahr tun würde, ob ihr Tempel noch stand, ob ihre Nonnen noch lebten, ob irgendwer sich daran erinnern würde, mutig genug war oder Reis übrig hatte. »Jetzt könnt ihr eine Weile unter ihrem Dach bleiben, jeden Tag Blumen für sie suchen und bei ihr euren Reis essen.« Und beten, dass sie mehr Reis für sie fand – und einen anderen Ort, an dem sie leben konnten, denn die Göttin würde sie nicht lange dabehalten. Man konnte nicht erwarten, dass einem der Himmel Gleiches mit Gleichem vergalt.

»Warum gehen die Leute nicht dorthin?«

Natürlich musste die Mutter das fragen; sie versuchte immer noch hilflos und hoffnungslos, ihre Kinder zu beschützen.

Er sagte: »Weil sie denken, dass es dort spukt.«

»Stimmt das?« Wieder das kleine Mädchen, unsicher, ob es tapfer grinsen oder Angst haben sollte.

Er würde sie nicht belügen; seine Worte rührten heute Nacht an geheiligte Dinge, und die Li-Göttin hörte sicher zu. »Man hat dort nachts Lichter gesehen, die sich bewegen, und die Leute denken, dass es ein Geist war. Ich für meinen Teil glaube, wenn ich sehe, wie sich nachts Lichter an dieser Küste bewegen, dass Seeleute dafür verantwortlich sind.« Damit meinte er natürlich Schmuggler, aber er konnte auch die Wahrheit sagen, ohne sie *ganz* zu sagen. »Wenn ich mich irre, dann nehme ich an, dass es die Göttin selbst ist, die in ihrem Haus umhergeht. Sie würde nicht zulassen, dass böse Geister dort hausen.«

Die Kleine sah ihn zweifelnd an, schien aber zu sehen, dass zumindest er daran glaubte. Sie nickte, sah wieder zum Tempel empor und sagte: »Er liegt auf der falschen Seite des Flusses« – *Wir sind auf der falschen Seite des Flusses* -, »und die Furt ist weit von hier entfernt. So weit kann meine Schwester nicht laufen.«

Er nahm an, dass sie es ihm mit gleicher Münze heimzahlte: Auch sie sagte die Wahrheit, aber nicht die ganze. Ihre ältere Schwester war wahrscheinlich zu verstört, um so weit zu laufen, weil sie innerlich etwas umtrieb, aber sie dachte auch an ihre Mutter.

Zufällig war der alte Yen einer Meinung mit ihr. Die Hoffnungen der Frau hatten sich auf ein Boot und die Flucht gerichtet, einfach nur weg, anderswo hin. Was er vorgeschlagen hatte, war das Gegenteil, ein konkreter Ort. Bleiben. Kein Wunder, dass sie das entmutigte.

Es hätte keinen Sinn gehabt, ihnen vorzuschlagen, über den Fluss zu schwimmen. Aber sein Sampan, in dem der Sergeant und die Soldaten an Land gegangen waren, lag am Ufer. Yen sagte: »Ich kann Euch übersetzen, wenn ihr bereit seid, die Klippen hinaufzuklettern. Es gibt einen Pfad dort.« Hatte zumindest einen gegeben. Das war lange her, aber eine Andeutung davon musste zwischen Felsen und Gebüsch noch vorhanden sein. Die Kleine würde ihn finden; vielleicht würde die Göttin ihn ihr zeigen, oder das Mondlicht. Vielleicht waren sie dasselbe.

Warum nennst du mich nie beim Namen?»

Manchmal stellte er wirklich dumme Fragen.

Manchmal nahm er sie gern in den Raum mit, den er den Thronsaal nannte, wenn der Rat nicht gerade dort zusammenkam. Es war der Audienzsaal des Herrenhauses, am ersten großen Hof gleich hinter dem Tor des Hauses gelegen, und in ihren Augen war er gewaltig, verschwenderisch, das großartigste Gebäude von Menschenhand, in dem sie je gewesen war. Natürlich hatten sie den Jadethron hier aufgestellt, natürlich war es sein Thronsaal. Aber die Eunuchen und Generäle und auch seine Mutter zuckten die Schultern, lächelten höhnisch und fanden andere Namen für den Raum, als ob es den Jadethron herabgesetzt hätte, in so einem bescheidenen, provinziellen Haus zu stehen.

Er saß gern auf dem Thron und redete. Nur sie beide in diesem gewaltigen, leeren, hohl widerhallenden Raum. Es machte sie nervös, aber deshalb brachte er sie nicht her. In seinen Augen war dies wirklich ein Witz: Der Thron sah zwischen diesen beengenden Wänden, unter diesem niedrigen und erniedrigenden Dach lächerlich aus. Vielleicht gefiel es ihm, weil er sich so weniger großartig und damit menschlicher vorkam. Oder vielleicht, weil die Leute ihn hier in Ruhe ließen, weil sie den Thron fürchteten und achteten, auch wenn sie ihn selbst weder fürchteten noch achteten.

Sie fürchtete und achtete den Thron nicht, aber das lag an ihrem Unwissen, und das wusste sie. Es war ihr wieder und wieder erklärt worden.

Ihn hingegen konnte sie sowohl fürchten als auch achten. In gewissem Maße. Beides wurde dadurch ein wenig eingeschränkt, dass sie ihn im Bett hatte furzen hören. Aber sie konnte und wollte ihn dennoch nicht beim Namen nennen.

Sie saß – zunächst war das unbequem gewesen, aber sie gewöhnte sich langsam daran – auf einem kleinen, aus Elfenbein geschnitzten Hocker zu seinen Füßen und sagte: »Weil Ihr der Kaiser seid, Herr, und ich nur aus dem Volk stamme.« Sogar die Großen des Reichs nannten ihn nicht beim Namen. Sogar seine Mutter hätte das nicht tun sollen, zumindest nicht in der Öffentlichkeit. Mei Feng tat es nie, selbst wenn sie wusste, dass sie allein waren.

Er sagte: »Du verhältst dich nicht wie jemand aus dem Volk. Auch nicht wie eine Adlige.«

Sie legte den Kopf schief und lächelte zu ihm hoch. »Nein, Herr. Nicht, wenn Ihr meint, dass ich Euch *Majestät* nennen und mit dem Kopf auf den Boden schlagen soll. Ihr würdet nicht wollen, dass ich das tue.«

»Nein. Du könntest dir die Nase blutig stoßen.« Und er kniff sie sacht mit den Fingern in die Nase, nur um sie noch einmal zum Lächeln zu bringen. Dann blieben die Finger dort, legten sich an ihre Wange; sie brummte und ließ zu, dass sie ihren Kopf an sein Bein führten, wo ihr Gesicht in die steife Seide seiner Roben gekuschelt liegen konnte.

Sie hatte ihn zunächst aus Unwissenheit *Herr* genannt. Jetzt tat sie es, weil es ihr gefiel und weil sie glaubte, dass es auch ihm gefiel.

Sein Name allerdings ... Nein. Sie würde ihn nicht beim Namen nennen. Das würde jemand hören können.

Vielleicht nur hier nicht, wenn sie leise sprachen. Voll Argwohn sah sie die Dielen unter ihren Füßen finster an: altes Holz, dunkel gebeizte Bretter, so eng zusammengefügt, dass sie kaum sehen konnte, dass es tatsächlich Bretter waren. Kein sterbliches Geräusch konnte seinen Weg dort hindurchfinden. Nur für den Fall, dass es unfreundliche Geister abzuwehren galt, trommelte sie mit den Fersen auf den Boden. »Herr?«

Er seufzte fast, er lachte fast; er musste damit gerechnet haben. Es gehörte sich nicht, dem Kaiser Fragen zu stellen, und noch weniger, ihn um Gefallen zu bitten, und doch tat sie beides. Sie sprach mit ihm und erzählte ihm, was sie gehört hatte; und lauschte ihm, forderte ihn heraus, stritt sich mit ihm, wenn sie dachte, dass er unrecht hatte, schwach oder faul war. Sie konnte ihn keinen Feigling nennen, der Angst vor seiner Mutter hatte, oder zu träge, seinen Generälen die Stirn zu bieten; aber das konnte sie denken und konnte ihm zu verstehen geben, dass sie es dachte, während sie mit sichtlicher Sorgfalt von Seerosenblatt-Wort zu Seerosenblatt-Wort über die dunkleren Wasser ihrer Gedanken stelte.

Manchmal war das genug, um ihn aus der Reserve zu locken und ihn plötzlich einen Befehl ändern zu lassen, etwas öffentlich oder im Rat zu verkünden, das niemand ablehnen oder ignorieren konnte.

Manchmal sagte er natürlich auch einfach Nein zu ihr. Manchmal dachte er, dass sie unrecht hatte, und sagte das.

Manchmal hatte er vielleicht recht. Was wusste sie schon von Kaiserreichen, Politik, Armeen?

Sie kannte jedoch ihr Volk und ihre Insel; und sie wusste, was dort draußen, jenseits der Palastmauern, geschah. Sie sagte: »Herr, Taishu hat Euch und alle, die mit Euch gekommen sind, willkommen heißen, all Eure Beamten, all Eure Truppen. Ihr seid der Sohn des Himmels, und sie wollen Euch lieben. Sie werden Euch lieben, wenn Ihr es ihnen gestattet. Aber das ist schwer, wenn Eure Soldaten sich so anstrengen, sie dazu zu bringen, Euch zu hassen.«

Er runzelte die Stirn und sagte: »Ich verstehe nicht, was du meinst.« Das war natürlich eine Lüge, weil das dieselbe Note auf derselben Saite war, die sie schon seit Tagen und Wochen immer wieder angeschlagen hatte. Sie hätte ungeduldig mit ihm werden können, weil er sich verstellte, aber er war ein Junge, und die waren nun einmal so. Außerdem war er der Kaiser, und sie war ein Fischermädchen, und sie fand es über alle Maßen aufregend, dass er sich herabließ, sie anzulügen.

Sie schnitt eine Grimasse, um ihn lächeln zu sehen; dann sagte sie: »Herr, das tut Ihr durchaus. Jeden Tag kommen Neuigkeiten.« Und sie wusste, dass er sie hörte, weil sie ihm davon erzählte. Nicht von den Schriftrollen, die sie nicht lesen konnte, aber von den Nachrichten ihrer eigenen Leute. »Frauen werden vergewaltigt oder versklavt, Männer ohne Grund getötet, die Bauern aus ihren Häusern oder von den Feldern vertrieben. Jeder hungert jetzt und hat die ganze Zeit über Angst – und all das in Eurem Namen. Ist es da ein Wunder, wenn das Volk Euch hasst?«

»Nicht in meinem Namen, Mei Feng. Nicht alles.« Er hatte ihre Lüge erkannt. Natürlich hatte er das: Er war Kaiser und hatte gelernt, genau auf die Bedeutung jedes Wortes zu achten. Außerdem war er ein Junge und leicht in seiner Ehre zu kränken. »Keine Vergewaltigungen, Versklavungen oder Morde.«

»Nein, Herr – aber es sind doch Eure Männer, die dafür verantwortlich sind.«

»Vielleicht. Ich kann wenig tun, Mei Feng. Ich habe meine Generäle angewiesen, bessere Ordnung unter ihren Männern zu halten.« *Nachdem du dich das letzte Mal bei mir beschwert hast, oder nach dem vorletzten Mal.* »Ich bin sicher, sie haben getan, so viel sie konnten ...«

»So viel sie wollten, meint Ihr, Herr.«

»Ja. Das meine ich natürlich; und, nein, ich nehme nicht an, dass sie etwas tun wollten. Zumindest nicht viel. Sie setzen andere Prioritäten. Sie können nicht immer ihre Männer im Auge behalten, um Missetaten zu verhindern.«

»Nun, sie haben doch Kommandeure, Hauptleute, Sergeanten ...«

»... die alle das Meer im Auge behalten und auf die Invasion warten. Das ist wichtiger.«

»Auch wir sind Euer Volk, Herr.«

»Ja – und Taishu ist mein, mehr als irgendein anderer Ort im Reich; und wenn ich eine Weile hierbleiben muss, dann auch meine Armee. Ihr alle müsst lernen, ruhig unter dem Schwert liegen zu bleiben, Mei Feng. Nur für eine Weile, bis die Gefahr vorbei ist.«

Sie sah nicht, wie sie vorbeigehen konnte. Die Rebellen würden nicht die Geduld verlieren und abziehen; der Kaiser konnte sie nicht besiegen. Nicht, nachdem er so

lange geflohen war. Er und seine Männer standen hier mit dem Rücken zur Wand und waren deshalb umso gefährlicher – aber nicht für die Rebellenarmee.

Er sprach von einer Invasion, aber sie fand, dass die auf Taishu längst stattgefunden hatte.

Und durfte das nicht sagen, weil dieser kleine Gedanke Verrat und Ketzerei war, beides in einem. Außerdem wollte sie ihn nicht verletzen.

»Mei Feng? Warum lachst du?«

Sie lachte nicht, nicht richtig: verschluckte sich nur plötzlich an einer erschreckenden Unmöglichkeit und versuchte das hinter ihrer Hand zu verbergen.

Er war der Kaiser, und sie wollte ihn nicht verletzen.

Sie schüttelte stumm den Kopf und verbarg ihr Gesicht in seinen Rockschoßen, weil sie manchmal immer noch einfach überwältigt war. Sie wollte wieder bei ihrem Großvater auf seinem Bastardboot sein, ein Netz voller Fische aus dem mondbeschiedenen Meer einholen; und konnte das nie wieder tun. Stattdessen musste sie dies tun, musste zulassen, dass der Kaiser ihr tröstend das Haar streichelte, ihm helfen, sie misszuverstehen. Jetzt dachte er, dass sie eher ein Schluchzen als ein Auflachen verborgen hätte. Nun, das hätte sie vielleicht getan – hätte um ihr Volk geweint –, wenn sie eine andere Art von Mädchen und auf andere Weise hilflos gewesen wäre; und es war natürlich undenkbar, den Sohn des Himmels erkennen zu lassen, dass er sich irrte.

Sie schnieft, rieb die Wangen an seiner Seide und hob den Kopf seiner Liebkosung entgegen; und fragte sich gerade, wie sie den Kaiser so überreden, drängen oder einschüchtern konnte – einschüchtern! Den Kaiser einschüchtern! Aber er war ein Junge, also konnte er eingeschüchtert werden, und sie war verzweifelt –, dass er seinen Generälen noch einmal die Stirn bot, als plötzlich Lärm außerhalb des Saals ertönte. Stimmengewirr, rasches Fußgetrappel, rufende Männer, das schabende Aufeinandertreffen von Stahl.

Ihr Verstand kreischte *Aufstand! Rebellion! Mörder!*, aber sie wusste, dass das nicht stimmte. Dieser ganze Palast war wie Taishu im Kleinformat: zu viele Leute auf zu engem Raum, Anspannung, die sich in Temperamentsausbrüchen entlud, Streitigkeiten, die blutig ausgetragen wurden. Der Krieg musste nicht erst über die Meerenge schwappen – auch, wenn das sicher geschehen würde, das wusste sie und hatte Angst vor dem Tag. In der Zwischenzeit würden diese dummen Männer aus eigenem Antrieb kämpfen; es hatte nichts mit dem Kaiser zu tun.

Die meisten Palastdiener waren Einheimische, die dem Kaiser mit dem restlichen Besitz des Jademeisters zum Geschenk gemacht worden waren. Seine eigenen Diener waren verkauft worden, verloren gegangen oder zurückgelassen worden, irgendwo auf dem Marsch; die Männer, die er hergebracht hatte, waren nicht alle Soldaten, aber sie hätten es sein können. Sogar die Hofbeamten, selbst die Eunuchen, trugen Waffen und waren oft nur allzu bereit, sie zum Einsatz zu bringen. Wenn es – wie so oft – Ärger gab, dann gewöhnlich zwischen ihren Leuten und denen des Kaisers.

Mei Feng musste auf eine Truhe springen, um einen Blick aus dem Fenster zu werfen, das zu hoch für sie lag, aber sie wusste schon im Voraus, was sie sehen würde. Nichts, was diesen besonderen Streit ausgelöst haben würde, es gab keinen offensichtlichen Grund dafür; nur die Tatsache, den Kampf selbst, zwei junge Männer, blutend und aufgeregt, in einem lärmenden Kreis von Zuschauern.

Nein: ein blutender, aufgeregter junger Mann. Der andere war nur mit dem Blut seines Gegners bespritzt, das seine Armeetunika befleckte und seine Fingerknöchel verschmierte. Die waren anscheinend alles, was er brauchte. Er war ruhig und hatte alles absolut unter Kontrolle.

Sein Gegner – kaum mehr als ein Junge, wie sie nun sah – hatte ein gewöhnliches Küchenmesser in der Hand, was ihren Verdacht bestätigte. Also nur ein Hausdiener. Und er versuchte, das Messer als Waffe zu gebrauchen, und wusste nicht wie, was der andere Mann, der Soldat, bemerkt haben musste. Er hatte wahrscheinlich gelacht, bevor er sein Schwert einem Freund gereicht hatte und daran gegangen war, diesen Jungen mit bloßen Händen zu bearbeiten.

Es hätte ein Akt der Großmut sein können, eine Lektion, sich nicht auf einen Kampf mit einem Soldaten einzulassen; doch solche Lektionen enden mit dem ersten Blut und höhnischem Geschrei, während diese hier immer weitergehen würde. Der Junge schwang sein Messer, der Soldat trat lässig beiseite, ließ eine harte Faust gegen den Ellenbogen des Jungen prallen. Das Messer fiel zu Boden; der Junge starrte seinen Arm an, der betäubt und nutzlos herabhing, und der Soldat schlug ihn wieder und wieder: in die Rippen, ins Gesicht, in den Bauch. Jeder Hieb war wohlberechnet und absichtsvoll und öffnete den Weg für den nächsten, wie Tanzschritte, wie Kettenglieder.

Der Soldat war eine Handbreit größer, wie diese Männer aus dem Norden es häufig waren; und er hatte die harte, narbige Hagerkeit eines Mannes, der um sein Leben gekämpft, mühsam Nahrung gesucht und, wenn dazu keine Zeit gewesen war, gehungert hatte. Der andere war auch dünn – es gab wenige dicke Menschen auf Taishu –, aber seine Magerkeit rührte einfach von Armut her. Er hatte keine Muskeln wie Schiffstau unter dem Hemd, er hatte keine Haut wie raues Leder an den Händen und war auch noch nicht so viele Tausend Meilen weit marschiert.

Er hatte keine Chance.

Sogar in einem ehrlichen Kampf, Mann gegen Mann, hätte er keine Chance gehabt. Doch all die Männer um ihn herum waren auch Soldaten. Jedes Mal, wenn er von einem Hieb in diese Wand aus Leibern befördert wurde, wurde er noch ein bisschen geschlagen und getreten, bevor er wieder hinaus in den freien Kreis gestoßen wurde.

Hinter Mei Feng bewegte sich etwas; der Kaiser war gekommen, um zuzusehen. Als hochgewachsener Nordländer musste er sich nicht auf die Truhe stellen, um aus dem Fenster zu sehen. Er musste ihr wahrscheinlich auch nicht die Hände auf die Hüften legen, aber das tat er. Ihr Haar strich über sein Gesicht, als sie sich umdrehte und sagte: »Bitte geht hinaus und haltet sie auf ...«

»Das kann ich nicht.«

Oh, sie hatte es so satt, das zu hören! Er war Kaiser, er beherrschte die Welt in seiner Reichweite; und seine Reichweite erstreckte sich sicher von hier bis auf den Hof. »Doch, das könnt Ihr! Sie werden ihn nicht weiter verletzen, wenn Ihr ...«

»Mei Feng, ich *kann* nicht. Wenn irgendein Offizier sich die Mühe macht nachzusehen, werden diese Männer ausgepeitscht werden, alle beide, und vielleicht auch die Gaffer. Wenn ich hinausgehe, werden sie dafür sterben. Der Sohn des Himmels – von einem Haufen rauflustiger Narren von seinem Thron gescheucht? Es dürfte nicht zugelassen werden, dass sie das überleben und damit prahlen können – mit dem Tag, an dem der Kaiser ankam, um nachzusehen, was sie da taten. Der größte Gefallen, den ich ihnen tun kann, ist der, sie nicht zu bemerken.«

Sie fand, dass er auf einem seltsamen Thron saß, wenn der ihn so völlig hilflos machte – und dafür sorgte, dass er sich irrte. Sie glaubte nicht, dass der Diener dies überleben würde.

Vor ihren Augen stolperte der Mann unter einem weiteren Schlag und ging zu Boden. Raffte sich auf und stellte sich weiteren Hieben; und wurde gegen den Kopf geboxt, bekam einen Tritt in den Bauch, stürzte wieder. Diesmal war er langsam – zu langsam, um aufzustehen. Zwei Männer traten in den Kreis, um ihn auf die Beine zu zerren und festzuhalten, sodass der Soldat ihn wieder schlagen konnte. Und wieder.

Das war zu viel für Mei Feng. Sie wirbelte herum, starrte den Jungen hinter ihr böse an – Auge in Auge, wie manchmal im Bett, aber hier war es ungehörig und anmaßend und wahrscheinlich illegal – und sagte: »Ihr habt nicht vor, etwas zu tun?«

»Mei Feng, das *kann* ich nicht, sie werden *geköpft* werden ...«

»Nun, ich kann es.«

Ein winziges Mädchen mit noch winzigerer Geduld. Sie sprang von der Truhe und rannte los, nur zu bereit, einen Haufen hitzköpfiger Soldaten einzuschüchtern. Als sie an der schweren Tür zerrte, glaubte sie zu hören, wie er sie zurückrief – aber nur leise, sodass die Wachen draußen ihn nicht hören würden. Sie konnte ihn folglich ignorieren und auch die Wachen ignorieren, nur geradewegs um die Ecke auf den Hof rennen, sich durch die wirre Masse von Männern drängen ...

... und die unnatürliche Stille, das Schweigen, die Anspannung fielen ihr erst auf, als es schon zu spät war. Sie war in den Kreis mitten zwischen ihnen vorgedrungen, und dort waren mehr Männer als die beiden Kämpfer, mehr sogar als der Soldat, seine beiden Freunde und ihr Opfer. Die vier waren auch hier, ja, alle mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden; und es war auch einer der Generäle da, samt einiger seiner Gefolgsleute, und hatte vor, ein rasches Exempel zu statuieren. Wenn es den Tod bedeutete, den Kaiser zu stören, dann war er nur zu offensichtlich der Meinung, dass es auch den Tod bedeuten sollte, einen General zu stören; und er war nur zu bereit, das auch in die Tat umzusetzen, gleich an Ort und Stelle.

Nur, dass sie ihn unterbrochen hatte, und er war bereit, die Hinrichtung kurz aufzuschieben, um sie vor den Augen seiner Männer verächtlich zu machen. Warum nicht? Sie war noch nicht einmal eine Konkubine von Rang, nur Abschaum, den der Kindkaiser auf einem Boot aufgelesen hatte und nicht wieder wegwerfen wollte.

Mei Feng sah die Verachtung auf seinem Gesicht an der Art, wie seine Lippen zuckten, als er sich irgendeine Bemerkung ausdachte. Er hielt für einen kleinen Augenblick inne, weil Tyrannen das tun, um sicherzugehen, dass sie die volle Aufmerksamkeit ihres Publikums haben; und so konnte sie sich kopfüber in diesen winzigen Zwischenraum stürzen, bevor er sich schloss, als würde sie zwischen die Kiefer der Drachin springen, um sie zu ersticken.

»General Ping Wen«, rief sie und improvisierte wild, fast mit Vergnügen, weil dies plötzlich so ein tollkühnes Unterfangen war – und freute sich sehr, dass sie sich erinnert hatte, dass sie ihn vor all seinen Adjutanten und Offizieren namentlich ansprechen konnte. »Hat Euch diese Darbietung auch hergezogen? Seine kaiserliche Majestät hat vom Thronsaal aus zugesehen« – sie machte eine Handbewegung zu den Fenstern des Saals hin, von wo aus er vielleicht immer noch zusah, wenn irgendjemand es tatsächlich wagen sollte hochzublicken – »und war sehr angetan von den Fähigkeiten dieses Mannes, der mit bloßen Händen und barfuß gekämpft hat. Das ist eine Kunst, die er gern weiter entwickelt sehen würde: Wie Ihr wisst, ist Stahl für Waffen knapp. Es würde Seiner Majestät sehr gefallen, wenn dieser Mann angewiesen würde, andere zu unterrichten. Aber nicht unseren Diener hier.« Sie stieß den Mann von Taishu mit der Fußspitze an. »Wir brauchen ihn leider gerade.«

Mit noch einem bedeutungsvollen Blick zu den hochgelegenen Fenstern empor stupste sie den jungen Mann erneut und zog ihn hoch, wie er war, voll Blut und Staub. Sie schloss die Hand um sein Handgelenk, zerrte ihn davon und sorgte dafür, dass der General, sein Gefolge und ihr ganzes Publikum ihr mit offenem Mund hinterherstarrten.

Vielleicht hatte sie den Soldaten das Leben gerettet; das hoffte sie trotz ihres Zorns. Bei diesem hier, dem Diener, würde sie sichergehen.

Was bedeutete, dass sie ihn ganz mit in den Thronsaal nehmen musste, weil sie den brennenden Blick des Generals bei jedem Schritt spürte.

Was natürlich bedeutete, dass sie ihn vor den Kaiser bringen musste.

Nun, sie hatte das überlebt, als sie genauso unvorbereitet gewesen war; sicher würde auch er es überleben. Sie konnte skrupellos sein, wenn es sein musste und sie jungen Männern das Leben retten wollte.

Die Wachen sahen sie kommen und rissen die Tür für sie und ihren unwilligen Begleiter auf. Er zuckte heftig zurück und hätte sich ihr entzogen – wäre davongerannt, dachte sie, er hatte dieses Zittern in sich, das ihr sagte, dass er ein Läufer war -, aber ihre rauen Hände waren es gewohnt, lebendige Fische auf einem glitschigen Deck zu packen. Er würde ihr schon die Finger brechen müssen, bevor er diesem Griff entkam.

Sobald sie in den hohen Schatten des Thronsaals standen, wäre er dazu gar nicht mehr in der Lage gewesen. Er wehrte sich nicht mehr, aber sie musste ihn dennoch weiterschleifen; und als seine Augen das Halbdunkel gut genug durchdrungen hatten, um sich sicher zu sein, dass, ja, dies der Jadethron in seinem einzigartigen Glanz war und dass, ja, der hochgewachsene Junge am Fenster wirklich in kaiserliches Gelb gekleidet war, und das aus dem offensichtlichen Grunde ... Nun, da war gar nichts mehr mit ihm anzufangen, er fiel wie eine träge Masse mit dem Gesicht voran zu Boden und zitterte.

Mei Feng hatte sein Handgelenk losgelassen, als sie gespürt hatte, dass er sich niederwarf. Nun – um des schönen Scheins willen, sie musste ihm ja vor einem einfachen Mann keine Schande machen – sank sie ordentlich auf die Knie und legte eine Hand auf den Nacken des zitternden Dieners. Das Gleiche hatte sie einmal mit einem Hund getan, der sich dem alten Yen in den Docks von Santung angeschlossen hatte. Anscheinend hatte der Hund nicht verstanden, was Boote waren, bis sie draußen auf stampfender See gewesen waren. Dann hatte er sich in übersteigertem Elend flach aufs Deck gepresst und nicht einmal zugelassen, dass sie ihn in den Frachtraum schleppte; sie hatte nur bei ihm sitzen können, bis sie so nahe an Taishu waren, dass der Hund in die Brandung hatte springen können, um an Land zu schwimmen und zu verschwinden.

Wenn dieser junge Mann zu verschwinden beschloss, sobald dieses unmittelbare Grauen vorüber war, würde sie es ihm nicht verdenken können. Ihn, um ehrlich zu sein, auch nicht vermissen; sie brauchte nicht noch eine zusätzliche Verantwortung. Aber dafür war es zu spät; sie hatte ihm das Leben gerettet und trug die Verantwortung schon.

Das erkannte der Kaiser an, ob sie nun wollte oder nicht. Er sagte: »Na, und was hast du jetzt mit ihm vor?«

Ihn erst einmal frisch machen; sie hatte Blut an den Fingern und wollte nicht ihre Kleider damit beschmutzen. Sie hätte es an seinen abwischen können, aber das wäre eine zu besitzergreifende, zu verächtliche Geste gewesen. Die Kaiserinmutter hätte es sofort getan.

Die Kaiserinmutter, so dachte sie, hätte sich nie in solch eine Situation gebracht. Wenn man erst einmal Mitgefühl mit einem Diener zeigte, gehörte er einem ein Leben lang; und was sollte sie mit noch einem jungen Mann ...?

Sie sah auf ihn hinunter und erinnerte sich, dass dieser junge Mann davonlaufen würde, wenn sie ihn nur gehen ließ. Sie stieß ihn leicht an. »Wie heißt du?«

Ein Stammeln, unhörbar; geschwollene Lippen, Angst und direkter Kontakt mit den Bodendielen fördern eine deutliche Aussprache nicht besonders.

»Sag's noch einmal.«

»Chung Herrin.«

Es war wahrscheinlich ein gewaltiger Verstoß gegen die Etikette, sich in Gegenwart des Kaisers zu unterhalten, aber wenn der Kaiser mitreden wollte, würde er das sicher tun.

»Kannst du laufen, Chung?«

»Jetzt, Herrin?« Trotz allem hatte er sich einen Hauch von Humor bewahrt. Sie ging davon aus, dass er überleben würde.

»Nicht jetzt, Dummkopf. Wenn es dir gut geht.«

»Ja, Herrin. Ich kann laufen.«

»Gut. Kannst du lesen?«

»Nein, Herrin.«

»Das ist auch gut.« Sie sah zum Sohn des Himmels auf, der zusah, zuhörte und ein halbes Lächeln im Gesicht hatte: überlegene Erheiterung angesichts dessen, was sie vorhatte, gepaart mit dem unmöglichen Wunsch, mit einbezogen zu sein. Sie schnitt ihm eine derbe Grimasse und sagte: »Herr, könnt Ihr ihn zum kaiserlichen Boten machen?«

»Ja, natürlich.« Wenigstens war das etwas, was er tatsächlich tun konnte, wozu er Ja sagen konnte. »Aber warum? Wir haben Boten ...«

Ja, aber dieser hier würde ihrer sein. »Er kann als Bote zwischen uns und meinem Großvater dienen, Herr«, sagte sie gnädig und erlaubte ihm teilzuhaben. Alle offiziellen Boten gehörten der Kaiserin: Manche hatte sie mitgebracht, den Rest hatte sie hier gekauft oder in Dienst genommen, Einheimische. Es würde gut sein, einen Boten zu haben, der ganz ihnen gehörte, verlässlich und unkompromittiert; einen, der Mei Feng persönlich Treue geschworen hatte, der Botschaften überbringen konnte, von denen selbst der Kaiser nichts wissen musste. Ein Knoten mehr in ihrem Netzwerk, ein Weg, über die Palastmauern hinauszugreifen.

Und eine Botenschärpe, ein Aufblitzen von kaiserlichem Gelb, würde auch für Chung gut sein. Es bedeutete den Tod, einen Boten anzugreifen oder aufzuhalten.

Der Kaiser nickte. »Meine Ärzte sollten ihn erst in Augenschein nehmen, um sicherzustellen, dass er nicht zu verletzt ist.«

»Herr, Eure eigenen Ärzte ...« ... würden empört sein, wenn man von ihnen verlangte, einen Diener, einen Eingeborenen, zu untersuchen, der noch nicht einmal zu ihnen gehörte.

»... werden tun, was ich ihnen befehle«, sagte er, und das war natürlich auch wieder wahr. Sie würden empört, gehorsam und gründlich sein. Ärzte setzten ihr eigenes Leben aufs Spiel, wenn sie Hochgestellte behandelten.

»Nun, lasst mich ihn erst waschen ...«

»Nein, Mei Feng. Wir haben Diener für so etwas – Diener, die sich um unsere Diener kümmern. Ich will, dass du bei mir bleibst.«

Es geschah nicht oft, dass er kategorisch etwas befahl. Wenn er es tat, machte sie sich nicht die Mühe zu widersprechen. Er war immer noch der Kaiser, und dies war nur ein kurzer Blick auf das, was das bedeutete, vor allem eine Erinnerung daran, wie selten er sich darauf besann, wenn er mit ihr zusammen war.

»Ja, Herr.«

Yu Shan hatte sich die Stadt schon tausendmal – zehntausendmal! – vorgestellt.

Natürlich hatte er das. Er war ein Junge, der einen Großteil seines Lebens im Dunkeln verbracht hatte, ganz in der Enge seines Tals, der Enge seines Clans. Das Wissen, dass es irgendwo ein Meer gab – ein Gewässer, das so ausgedehnt wie der Himmel war, und Gebäude, die sich an sein Ufer drängten, unzählig viele, und Straßen, in denen täglich mehr Leute geschäftig umhereilten, als er vielleicht in seinem ganzen Leben treffen würde – hatte ihn viele seiner verträumten Augenblicke damit zubringen lassen, sich im Geiste Bilder auszumalen, ohne je dorthin reisen zu wollen.

Jetzt war er da: Und es war schrecklich und eindrucksvoll und vollkommen, vollkommen anders als irgendetwas, das er sich je vorgestellt hatte.

Er blieb immer wieder stehen, um zu gaffen: wie die Gebäude hoch und höher aufragten, wie sie sich aneinanderdrängten, und das Meer, die Docks, die Märkte, die ...

»Yu *Shan!* Halte Schritt mit mir oder ich lege dir wieder den Strick um den Hals, das schwöre ich dir! Ich werde dich an der Leine führen wie einen Hund ...«

»Ja, Jiao, tut mir leid. Aber sieh doch, sieh, das Schiff, das gerade einläuft, ist so groß wie eine Stadt ...«

»Es ist eine Handelsdunke, obwohl sie jetzt eher nach einem Truppentransporter aussieht. Ich nehme an, das sind sie jetzt alle. Du kannst morgen herkommen und weiter gaffen; sie sind so gewöhnlich wie Ratten in der Gosse. Wie dumm war es doch von mir, dich hier entlangzuführen! Wenn du dich nicht beeilst, wird es dunkel sein, bevor wir überhaupt bei Guangli ankommen. Ich täte wohl besser daran, dich gleich hier am Kai zu verschachern, als Ruderer. Du wärest stark genug für die Arbeit, obwohl die Götter allein wissen, wo du die Muskeln versteckst ...«

Sie schimpfte nur, um zu schimpfen, das erkannte er. Das war ungefähr das Einzige, was er in den Wogen und dem Sturm, die über ihn hereinbrachen, erkennen konnte, in dem Chaos, das anscheinend eine Stadt war.

Die Straße, der sie die ganze Zeit über in sicherem Abstand gefolgt waren, hieß immer noch Jadestraße und wurde weiterhin von den Wachen der Jademeister bewacht. Schon Meilen vor der Stadt wurde sie jedoch zu einem belebten Handelsweg, sodass es keinen Zweck gehabt hätte, ihr weiter auszuweichen. Stattdessen ließen sie sich vom Strom der Bauern, Händler, Wagen, Ochsen und versprengten Soldaten verschlingen, die die Straße verseuchten wie Milben eine Felsenschlange. Die gelegentlichen Wachtposten beunruhigten niemanden; sie waren, wie Jiao sagte, dazu da, die Jadelieferungen zu garantieren, nicht, um das einfache Volk zu kontrollieren.

Yu Shan hätte wirklich nicht zu sagen vermocht, wann sie in die eigentliche Stadt gelangten. Den ganzen Tag über waren sie an immer mehr Dörfern zwischen den Reisfeldern vorbeigekommen, an mehr und mehr Hütten und Ständen, an mehr und mehr Leuten. Er rechnete mit einer Stadtmauer, vielleicht mit einem Tor, vielleicht einem Verhör, aber da war nichts. Nur die Reisfelder verschwanden; hinter den Hütten lagen andere Hütten, und andere Straßen verliefen parallel zu dieser, während noch mehr Straßen sie kreuzten. Die Hütten wuchsen zu Häusern, die seinen Augen gewaltig vorkamen; bald lag das einzige Grün hinter Mauern, in Gärten, die er durch bewachte Tore erspähte. Als er hochsprang, als er eine Mauerkrone packte und sich hochzog, konnte er noch großartigere Häuser sehen, große Paläste in den Gärten. Jiao ließ ihn das nur ein einziges Mal tun. Sie sagte, dass hier die Jademeister lebten und dass sie, wenn die Wachen ihn sahen, wirklich verhört werden würden. Das konnte sich keiner von beiden leisten.

Und sie fragte ihn wieder, ob ihm klar war, wie viel genau diese Jade wog, und er sagte, ja, das wisse er genau; und als sie ihn fragte, wie um Himmels willen er mit einer solchen Last auf dem Rücken so hoch springen könne, zuckte er die Schultern unter dem Gewicht und sagte, er sei es gewohnt, Stein zu tragen, er hätte das sein Leben lang getan.

Danach ging er gemessen – gemessener, zumindest – neben Jiao her und sah sich um, bis die Größe der Häuser ihm zu viel wurde. Er versuchte stattdessen Leute anzusehen, das Gedränge, durch das sie sich bewegten; das war fast genauso schwer, fast genauso viel.

Sein ganzes Leben lang, vom Ende eines Jahres bis zum nächsten, hatte er kaum jemals ein Gesicht gesehen, das er nicht kannte. Zur Clanversammlung erschienen Fremde, ja, aber sie gehörten wenigstens alle den Clans an, er kannte ihre Kleidung und ihre Gewohnheiten, ihre Abstammung und ihre Fähigkeiten. Hier konnte er kaum einen Reisbauern von einem Tagelöhner oder Diener eines reichen Hauses, kaum einen Händler von einem Soldaten oder Fischer unterscheiden.

Jiao beantwortete seine Fragen, so gut sie konnte – »Was ist das für ein Mann? Und der da? Und die Frau, was ist sie?« –, aber das half nicht viel. Yu Shan verstand nicht, wie diese Leute alle zusammenwirkten, wie sie etwas zustande brachten, das funktionierte. Er konnte sie einen nach dem anderen ansehen, aber er sah nicht die Stadt in ihnen.

Genauso wie er, als die Straße den Hafen erreichte, die großen Schiffe kaum sehen konnte, die auf dem Wasser schwammen. Sie waren zu groß für ihn, zu groß, als dass sein Verstand sie hätte begreifen können.

Er hätte wohl den ganzen Tag stauend und verwirrt dagestanden, wenn Jiao nicht da gewesen wäre, um ihn am Ellenbogen zu packen und weiterzuzerren. Er war beinahe dankbar dafür. Er hatte zu viel von allem gehabt, von der Stadt und vom Meer. Sie hatte ihn hergebracht; nun brauchte er sie, um ihn wieder wegzubringen.

Das tat sie nicht, das konnte sie nicht, aber ihre Mischung aus Eile und Vorsicht beschränkte alles auf flüchtige Blicke, das plötzliche Aufschnappen hiervon und davon, was besser war, als immer weiter zu gaffen und von allem verschlungen zu werden:

Ein Junge mit verdrehten Beinen, der mit einer Schale in einem Hauseingang lag; Jiao sagte, dass er bettelte.

Wieder das Meer: Er dachte, sie hätten es am Hafen zurückgelassen, aber jetzt gingen sie in eine ganz andere Richtung, da sie die lange, gerade Jadestraße verlassen hatten, und plötzlich lag es am Ende eines Durchgangs. Das Glitzern der Sonne auf so viel – so unmöglich viel – Wasser.

Ein Händler hielt ihm etwas vors Gesicht, eine Halskette, die wie eine Schnur mit getrockneten Pilzen aussah, und der Mann brabbelte etwas über Affenohren, Pech und wie man einen Feind verfluchte.

Soldaten, überall Soldaten, die herumstanden, hockten oder sich durch die Menge drängten; Jiao bemühte sich nun, da sie so nahe am Ziel war, aber noch in Gefahr schwebte, alles zu verlieren, fast zu sehr, ihnen aus dem Weg zu gehen.

Ein Haus wie so viele in dieser Stadt, ein Haus, das Yu Shan verunsicherte, weil es gar nicht wie ein Haus aussah, sondern wie eine Mauer mit einem geschlossenen Tor, eine Höhle, die der Welt den Rücken zuwandte.

In seinem Leben, bei seinen Leuten, kämpfte endloser Regen gegen bittere Kälte und sengende Hitze um das Recht, das Wetter zu beherrschen, und dennoch waren die Häuser offen gebaut, mit breiten Türen und großzügigen Fenstern. Hier gab es auch keine Clans, niemanden, gegen den man kämpfen musste; jedes Haus musste das andere beschirmen, und doch waren sie gebaut, um abzuweisen, um Nein zu sagen.

Vielleicht weil sie so nahe beieinanderstanden und das jeweils nächste nicht zur Familie, nicht einmal zum Clan, gehörte; vielleicht zeigte ein Haus dem anderen deshalb die kalte Schulter. Er konnte sich nicht vorstellen, so zusammengedrängt mit Leuten zu leben, mit denen er nicht verwandt war.

Er würde es sich nicht ausmalen müssen: Es stand ihm bevor, es zu erleben. Auf die ein oder andere Weise hatte Jiao vor, ihn hierzulassen.

Sie klopfte fröhlich an das geschlossene Tor. Nach einiger Zeit – zu lange für sie, vielleicht zu kurz für ihn – hörte man, wie die Riegel zurückgeschoben wurden. Das

Tor schwang nach außen auf, auf sie zu, und eine bullige Gestalt füllte den Türrahmen aus.

Der Mann stand im Schatten, im Gegenlicht. Yu Shan war sich nicht völlig sicher, ob er menschlich war. Dies konnte auch eine Dämonenstadt sein: Wahrscheinlich konnten nur Dämonen ihre Größe, ihren Lärm und ihre Geschäftigkeit überleben.

Jiao baute sich absichtlich in der Sonne auf und sagte: »Tong. Wie geht es dir und deinem Herrn? Ich habe etwas mitgebracht, das er sich ansehen soll.«
Tong wandte den massigen Kopf von ihr zu Yu Shan und zurück zu ihr. »Jiao.« Seine Stimme war langsam, tief und gewitzt, mit hoher Wahrscheinlichkeit dämonisch. »Er wird sich freuen, dich zu sehen.«
»Und das, was ich ihm mitgebracht habe. Vertrau mir, er wird sich auch freuen, das zu sehen.«
»Vielleicht. Was ist das für ein Junge?«
»Mein Packesel. Er ist nicht das hübsche Ding, das ich mitbringe.« Doch ihr Lächeln neckte Yu Shan, sagte *Hübsch genug für mich, wohlgemerkt! Ich bringe es kaum über mich, mich von ihm zu trennen.* Sagte es spöttisch, mit einem Kuss der Augen, der der dunklen Intensität ihrer gemeinsam verbrachten Nächte Hohn sprach.
Er sagte nichts, weder laut noch sonstwie; er wusste nicht, was er sagen sollte.
Tong brummte und trat beiseite.

Drinnen war ein Tordurchgang, hoch und eckig, mit steinernen Wänden und hölzernem Dach; beinahe ein Tunnel. Nach einem Augenblick begriff Yu Shan, dass es sich um einen Gang durchs Haus handelte und Räume darüber lagen. Er hatte sich noch immer nicht daran gewöhnt, dass Häuser nach oben gebaut wurden, Zimmer über Zimmer.

Der Gang brachte sie zurück ins Sonnenlicht, obwohl sie immer noch im Haus waren. Das Haus befand sich auf allen vier Seiten rings um ihn, Türen und Fensterläden, Stufen, die zu einer Galerie emporführten. So konnte das Haus der geschäftigen Stadt gegenüber abgeschottet sein: Weil es sich zu seinem Herzen hin öffnete, auf diesen Hof, in dem kleine Bäume in Kübeln wuchsen, Karpfen nach der sonnengewärmten Oberfläche ihres Seerosenteichs schnappten und ein Mann mit einem Stück Jade in der Hand und einem schmalen Werkzeug in der anderen auf einer Bank saß. Er drehte den Stein im Licht hin und her, schaute und schaute.

Yu Shans Herz drehte und drehte sich. Offene Türen im Schatten der Galerie zeigten ihm Bänke, Wandbretter und Werkzeugregale; hier draußen in der Sonne stand eine Drehbank mit einem Schemel daneben. Sogar mit geschlossenen Augen – und, ja, sogar mit dieser großen Steinlast auf dem Rücken – hätte er gespürt, dass Jade rings um ihn herum war, einige feine Körnchen Jadestaub auf dem ausgebreiteten Tuch unter der Drehbank.

Ah, und der Mann auf der Bank. Den Stein in einer Hand, das Werkzeug in der anderen, unterbrach er jetzt seine Arbeit, hob den Blick zu ihnen – nein, zu Yu Shan, den er ansah, wie jemand in die Sonne blicken mag. Blinzeln.

Yu Shan hätte ihn jederzeit als Mann der Jade erkannt, genau, wie der Mann anscheinend ihn erkannte. Ein Jademeister, so wollte er sagen, ohne damit etwas zu meinen, was auch nur entfernt mit denen zu tun hatte, die in den Palästen zwischen angehäuften Vermögen lebten. Offensichtlich auch kein Bergmann – für Bergverhältnisse war dies ein dicker Mann, und das war kein Bergmann je -, aber er hatte den Stein vor Augen, im Blut, im Kopf, im Herzen. Yu Shan wandte sich dem Mann zu, wie eine Kompassnadel sich nach Norden dreht.

Jiao musste erst einmal ziemlich laut husten, damit ihre Blicke sich wieder voneinander lösten.

»Jiao. Verzeih, ich war in Gedanken. Bei meinen Steinen. Ja.«

»Das habe ich gesehen«, sagte sie trocken.

»Ja, ja ...« Er kam auf die Füße und erwies sich als ebenso hochgewachsen wie wohlgenährt; dennoch wirkte er neben seinem Torhüter Tong wie ein Zwerg. Er legte Stein und Werkzeug auf einen nahen Tisch, wo die Jade makellos von Sonnenlicht beschienen wurde, das vom Wasser des Teichs reflektiert wurde. Yu Shan konnte jetzt sehen, dass die Jade schon zur Hälfte einen Dämonen darstellte, der darum rang, sich aus dem unbehauenen Stein zu befreien, der ihn festhielt – es sei denn, der Stein brachte ihn hervor, es sei denn, er brauchte ein solches Werkzeug, um seine eigenen Formen aus dem Stein, der er war, zu schneiden.

Yu Shan hätte dieses Werkstück eine Stunde oder einen Tag oder viele Tage nacheinander betrachten mögen. Aber der Mann trat absichtlich zwischen ihn und das Kunstwerk, sodass er dessen Schöpfer ansehen musste.

Jiao sagte: »Guangli, ich habe dir ...«

»... einen Jungen aus den Bergen mitgebracht, aus den Bergwerken, nehme ich an; und ein Stück Stein.« Obwohl der Stein so gut eingewickelt war, dass er ihn unter keinen Umständen sehen konnte. »Ich verstehe bloß nicht, wie das beides in deinen Besitz geraten ist, Jiao?«

»Oh«, sagte sie, »das ist eine kurze Geschichte, die schnell erzählt ist. Torheit und Raub – mit beidem hatte ich nichts zu tun.«

»Hm. Die Erzählung lässt etwas zu wünschen übrig. Setz dich« – mit einer liebevollen Gebärde wies er auf eine Bank am Teich – »und denk dir eine längere Version aus, während ich Tee koche. Du, Junge ... Vielleicht solltest du den Stein abstellen.«

»Ich kann ihn tragen«, sagte Yu Shan.

»Da bin ich mir sicher. Dennoch! Da drüben, neben dem Teich, bitte. Und dann kümmere dich um deine Herrin ...« Offensichtlich, um sicherzugehen, dass er den Stein stehen lassen und zurückkommen würde.

Yu Shan missfiel es, auch nur das Geschirr von seinem Rücken zu streifen oder gar davon zurückzutreten. Dies war der Moment, in dem er sich eingestehen musste, dass er seiner Familie und seinem Clan gegenüber versagt hatte. Jetzt schien es keine große Rolle mehr zu spielen, was aus dem Stein oder aus ihm wurde.

Abgesehen davon, dass der Stein etwas Schönes war, auch unabhängig von seinem Wert; Yu Shan hätte sich freuen sollen, ihn bei einem Mann abgeliefert zu haben, der ihn bewundern und zu schätzen wissen würde, in dessen Händen er zu einem Schatz werden würde. Frisch aus dem Berg geschnitten war Jade ein Wunder. Von einem Meister geschnitzt konnte sie mehr als wunderbar sein. Das begriff er, wenn er nur diesen Dämonen ansah, der sich aus seinem Felsen quälte ...

»Fass das nicht an!«

Das hatte er nicht vorgehabt. Er hatte gar nicht bemerkt, wie nahe er herangekommen war; er fand sich über die Schnitzerei gebeugt wieder, nahe genug daran, um die Wärme der Jade im Sonnenschein zu riechen. Er stammelte eine Entschuldigung an Guangli, der in einer Tür stehen geblieben war, und eilte um den Teich herum zu Jiao, die auf der Bank saß. Er spürte das Ausmaß seines Verlusts an dem Gewicht der Last, das ihm nun abgenommen war.

Guangli war verschwunden; von fern klangen Klappern und Klirren herüber, Geräusche, die anzeigten, dass ein Mann Tee zubereitete. Es wirkte lächerlich. Er flüsterte: »Hat er keine Diener?«

Jiao schnaufte. »Schau dich um! Sieht das nach einem Haus aus, in dem es vor Leuten wimmelt?«

Nein, das tat es nicht; aber der Hof und die Werkstätten waren ordentlich und gepflegt. Gegenstände räumten nicht auf und fegten nicht, das war eine Lektion, die ihm seine Mutter in der Siedlung und sein Vater im Bergwerk früh eingebläut hatten. Und ein Mann, der so reich war, ein Mann, der ein solches Haus hatte, musste sicher das Geld haben, sich Bedienstete zu halten.

Das sprach Yu Shan aus, oder etwas in der Art. Diesmal lachte Jiao laut.

»Du glaubst, dass er reich ist, was? Weil er mit kostbaren Gegenständen umgeht? Das tust du auch. Bist du reich?«

Nein, er hatte nur stets seinen gerechten Anteil am Wohlstand seiner Familie bekommen – einen Platz in der Siedlung, etwas aus dem Topf, Arbeit im Bergwerk. Jetzt hatte er wohl überhaupt nichts, wenn sie tatsächlich vorhatte, ihn hier zu verkaufen. Aber dieses Haus! Mit zwei Stockwerken! So viel Platz und Privatsphäre, ein Garten und eine Galerie und ein Mann, der die Tür bewachte, und ...

Worte machten ihn verlegen, wenn jedermann zuhören konnte. Er antwortete, so gut er konnte, mit einem Schulterzucken, einem Kopfschütteln, einem Blick nach oben und einem auf Tong.

Sie sagte: »Oh, dieses Haus gehört ihm nicht. Es wird ihm überlassen, weil er Einsamkeit und Sicherheit benötigt, um seine Arbeit zu tun. Der Jademeister stellt dies alles zur Verfügung. Und Tong. Deshalb dachte ich, dass Guangli mit Freuden zugreifen würde.« Ein Nicken zu dem verhüllten Stein hinüber. »Das würde ihm Gelegenheit geben, sein eigener Herr zu werden, unter dem Schutz des Kaisers. Deshalb greift er vielleicht auch bei dir zu: Dann hätte er jemanden, der bei Sonnenaufgang aufstehen, die Hausarbeit erledigen und Tee kochen kann. Der Mann hält alles hier unten in Ordnung, weil er seinen Garten liebt und seine Werkzeuge ihm wichtig sind; im häuslichen Bereich ist er nicht so pingelig. Als Erstes kannst du ihm die Küche schrubben.«

Yü Shan musterte sie, musterte Tong, sagte nichts. Musterte seinen Stein, der zu weit weg war. Außer Reichweite, wie er es nun selbst war: außer Reichweite für alle, die ihn liebten. Er hätte weglaufen sollen, bevor sie so weit gekommen waren, hätte den Wunderstein nehmen und weglaufen sollen. Warum war er nicht geflohen ...?

Weil sie mich aufgehalten hat, mit einer Klinge an meinem Hals – aber das war nur einmal gewesen. Er hätte es wieder versuchen können, aber sie hatte ihn verführt, und er hatte Mut und Hoffnung verloren. Jetzt – nun, sie konnten dies hier ein Haus oder eine Werkstatt nennen, aber es war auf jeden Fall ein großer Steinkasten mit bewachtem Tor. Wie sollte er von hier fliehen? Und wohin sollte er gehen? Er kannte den Weg zurück in die Täler – die Jadestraße entlang, die ganze Strecke -, wusste aber nicht, warum er ihn hätte nehmen sollen, was er mitnehmen konnte, um zu Hause willkommen zu sein. Hoffnung war der Schatz gewesen, mit dem sie ihn auf die Reise geschickt hatten, und er hatte sie verloren.

Hier gab es wenigstens Stein und einen Mann, der sich darauf verstand: einen Mann, von dem er vielleicht lernen konnte. Wenn er den Sklaven dieses Mannes spielen, ihm Tee servieren und ihm die Küche schrubben musste, konnte er das tun. Eine Zeit lang.

Guangli kam mit einer dampfenden Kanne und drei winzigen Tässchen zurück: Anscheinend trank Tong keinen Tee, oder zumindest nicht mit seinem Herrn.

Yü Shan tat das anscheinend oder sollte es zumindest. Es war schwer. Er war plötzlich ungeheuer nervös, in jeglicher Hinsicht. Er hatte Angst davor, Jiao gehen zu sehen, obwohl er sie hasste, weil sie ihn beraubt und von ihm Besitz ergriffen hatte, ihn nun verkaufen wollte. Er hatte Angst, hier verwirrt allein gelassen zu werden. Er hatte Angst, dass man ihn von hier fortschicken würde. Das Prickeln der Jade war im Kies unter seinen Füßen, in den Wänden ringsum, in der Luft, die er atmete. Er wollte nie mehr durch das Tor hinausgehen. Gleichzeitig wollte er aber nicht hier sein, nie hier gewesen sein, nie die Berge verlassen haben.

Er hob das feine, durchscheinende Porzellan an die Lippen und wusste kaum, was es war. Er wollte es vorsichtig in die Finger nehmen und es nur ansehen. Einmal um der Sache selbst willen, ihrer Zerbrechlichkeit und Schönheit wegen; dann aber auch, um sich davon abzuhalten, den Stein anzustarren – oder den Mann. Guangli, der Herr über den Stein, würde vielleicht auch sein Herr werden. Die Tasse war allerdings randvoll mit kochend heißem Tee. Den musste er erst trinken. Wenn er ihn schlucken konnte. Davon war er nicht überzeugt. Es war im Augenblick schon schwer genug, gegen die ganze Anspannung in seinem Brustkorb anzukommen.

Zuerst nahm er das Aroma des Tees wahr. Er konnte einfach hier sitzen und daran riechen. Auch das war zerbrechlich und schön, blumig und zart und unerwartet erfrischend. Als er am Ende einen Schluck nahm, ergossen sich Licht, Hitze und Wasser in seinen Mund, die ganze Geschichte vom Hervordringen aus der Erde über Wurzel und Zweig bis zur Blattknospe.

Er hörte: »Mach dich nicht lustig über ihn, er ist ein Junge aus den Bergen! So etwas ist ihm zuvor noch nie begegnet. So etwas wie du.«

Er hörte: »Ich mache mich nicht über ihn lustig. Überhaupt nicht. Erzähl mir von ihm.«

Er hörte: »Ich dachte, der Stein würde dich interessieren. Du hast ihn dir noch nicht einmal angesehen. Verdammt, er könnte dir die Freiheit bringen, und du siehst ihn noch nicht einmal an ...«

Und so begann das Schachern. Yü Shan versuchte, in seinem Tee zu versinken, in diesem sich entfaltenden Geschmack, der wie eine Landschaft war: Vordergrund, Hintergrund und Andeutungen von etwas Fernem weit außer Reichweite. Er hatte Welten im Mund, ungesehene Welten und unausgesprochene Wahrheiten.

Und konnte immer noch nicht ausblenden, was Jiao sagte, weil sie über ihn und das, was ihn betraf, sprach: wie sie ihm den Stein und ihn seiner Familie gestohlen hatte, mit jedem Wort ein wenig mehr. Sie log nie ganz, erzählte aber auch keine Geschichte, die er wiedererkannte.

So, wie sie über ihn sprach, erkannte er noch nicht einmal sich selbst wieder.

Fleißig, nannte sie ihn, obwohl sie das beim besten Willen nicht wissen konnte, und *aufgeweckt*, was offensichtlich nicht stimmte, denn sonst hätte sie ihn wohl kaum in der Nacht, in der er geflohen war, wieder eingefangen. *Langsam und dumm*, wie ein Ochse, sagte sie nicht, aber so fühlte er sich, da er ohne Widerrede – ohne ein Wort! – zuließ, dass sie ihn verkaufte.

Ohne ein Wort, bis sie über den Stein sprach; da hob er abrupt den Kopf und sagte: »Nein.«

Sie wandte sich um, sie starrte ihn an, sie sah ihn böse an; Guangli war es, der fragte: »Nein?«

»Sie weiß nichts. Sie hat ihn noch nicht einmal gesehen. Ihr wisst mehr darüber als sie.«

»Vielleicht – aber du weißt mehr als ich. Warum erzählst du's mir nicht?«

Er stellte seine Tasse ab – winzig, das hatte er gedacht, aber der Tee war so gewaltig – und ging um den Teich herum, weil es mit dem Sprechen über Jade war wie mit dem Sprechen über Feuer oder über den Wald bei Nacht oder über die Geheimnisse seiner Clancousine. Das Reden versagte jedes Mal.

Berührungen hingegen: Berührungen brachten einem alle Dinge näher, machten sie wirklicher.

Er redete wider Willen – darüber, wie sie den Stein gefunden hatten, den letzten, den eine ausgebeutete Ader ausgespien hatte; wie er vom ersten Augenblick an so offensichtlich wunderbar gewesen war, beim ersten Glitzern durch den umgebenden Fels hindurch -, aber größtenteils arbeitete er, band das Geschirr los, streifte die Stricke und den Bambusrahmen ab.

Er redete ohne Zweck, denn der Stein war der Zweck, und er war genau hier, im Licht, als er die letzte Umhüllung abhob. Er schwieg, hockte sich auf die Fersen und ließ sie hinsehen.

Der Stein stand im Hof, im Sonnenschein wie etwas, das aus seinem angestammten Gebiet gerissen worden war – und das war er ja auch. Wie etwas, das zu schön war, um zwischen diesen eintönigen Mauern, in diesem Verzeihung heischenden Garten eingeschlossen zu sein – und das war er ja auch. Wie etwas, das lebendiger als irgendeiner von denen war, die ihn ansahen – und vielleicht war er auch das.

Wie der Tee, wie das Land hatte er Lagen, Variationen, viele Stimmen, um ein einziges, wahres Lied zu singen. Das größte Stück, das Herz des Steins, war tief dunkelgrün. Das war die häufigste Farbe solcher Steine: jadegrün. Aber es gab andere Grüntöne in dem Brocken, heller und sahniger, und einen schwarzen Saum an einem Ende als Basis; und einen einzelnen, rein elfenbeinfarbenen Streifen, der schräg hindurchlief, keineswegs ein Fehler, nur eine gewandelte Stimmung, ein Lichtblitz.

Yü Shan lehnte sich zurück, ließ den Jadeschnitzer hinsehen, legte nur eine Hand auf den Stein, und das sacht, sodass er ihren Biss durch die Finger spürte. Die

Umhüllungen hatten das Gefühl all die Tage, die der Stein sich auf seinem Rücken befunden hatte, gedämpft; jetzt war es losgelassen, und er brauchte noch nicht einmal mehr diese ganz geringe Berührung. Er konnte die Jade in der Luft spüren, und ganz in sich, wie das Vibrieren eines sonoren Basses, der den Grundton unter all den anderen Jadenoten bildete, die er schon gespürt hatte.

Guangli musste den Stein auch nicht erst berühren, aber hier kam er: um den Teich herum, mit ganz behutsamen Schritten, als sei der Stein ein schlafendes, wildes Tier, das zu wecken er sich hütete. Sogar sein Atem war gedämpft und vorsichtig.

Lange Zeit betrachtete er den Stein nur, beugte sich so nahe darüber, wie er es wagte, und folgte jeder Schicht mit Blicken. Dann hockte er sich hin und musterte den Stein erneut; sog die Farben ein, dachte Yu Shan, badete in ihnen.

Dann – endlich! – streckte er die Hand aus, um ihn zu berühren.

Wie Yu Shan es getan hatte, so sacht, wie menschliches Fleisch es nur vermochte; und sogar dieser flüchtige Finger wurde mit einem atemlosen Wort wieder weggezogen, wie von einem Mann, der die Hitze eines Eisens geprüft und herausgefunden hat, dass es unberührbar ist, das aber nur durch die Berührung herausfinden konnte.

Noch mehr Dahocken und Mustern; aber jetzt betrachtete er Yu Shan, mit derselben prüfenden Intensität. Und, ja, als er fertig war, streckte Guangli vorsichtig den Finger aus und fuhr damit über Yu Shans Wange. Eine ganz leichte, sehr flüchtige Berührung.

Jenseits des Wassers prustete Jiao vor Lachen. »Was? Willst du sehen, ob du ihn auch zurechtschnitzen kannst? Nicht mit einem deiner schönen Werkzeuge. Er ist stärker, als er aussieht, stärker, als er weiß – sonst hätten diese trottelligen Räuber ihn nie festhalten können, und ich auch nicht. Du solltest es tun; er ist reif dafür und genau das, was du brauchst. Aber schneid ihm nicht ins hübsche Fleisch, dafür habe ich ihn nicht hergebracht.«

Guangli ignorierte sie, und Yu Shan tat es ihm gleich; sie konzentrierten sich völlig aufeinander.

Guangli sagte: »Na ja, du stichst zwar nicht so sehr wie der Stein ...«

Nein, das wusste er; er bestand schließlich nicht aus Jade.

»... aber du stichst dennoch. Ich kann ihn in dir *spüren*, Junge. Was hast du mit dir angestellt?«

Yu Shan sah ihn nur an und antwortete nicht. Er hatte ein Leben lang nichts gesagt, sein ganzes kurzes Leben lang nicht; warum hätte er jetzt sprechen sollen?

»Gut, dann erzähl's mir eben nicht. Ich werde es dir erzählen. Und auch Jiao. Ich werde ihr erzählen, was sie hier verkauft. Du bist Bergmann, der Sohn eines Bergmanns; du hast dein Leben in den Bergen verbracht. Und ich meine *im* Berg, nicht wahr? Unten in der Mine, so oft du nur konntest.«

Yu Shan schüttelte den Kopf. »Das dürfen wir nicht. Clanregel: Keiner geht ins Bergwerk, wenn er nicht dort gräbt, und Kinder dürfen überhaupt nicht graben.«

»Und natürlich brecht ihr die Clanregeln, wann ihr nur könnt. Schon, wenn ihr gerade erst krabbeln könnt, habt ihr Kinder es auf die Bergwerke abgesehen. Dass es verboten ist, macht es nur noch spannender, und aufregend ist es ohnehin schon: Es ist dunkel und geheimnisvoll und unheimlich, und es liegt ein Schatz dort.

Wenn eure Eltern streng sind, halten sie gut Wache am Mineneingang, und vielleicht gelangen die Kleinen nicht in die noch bewirtschafteten Bergwerke. Aber das Tal ist mit alten, aufgelassenen Minen durchzogen, die versiegelt sein sollten, nicht wahr? *Nicht wahr?*«

»Die Jade gehört dem Kaiser«, murmelte Yu Shan. »Sogar in ausgebeuteten Adern gibt es immer Splitter, die wir nicht gefunden haben oder nicht erreichen konnten. Also, ja, alte Minen sind verboten, versiegelt ...«

»... und werden aufgebrochen, von den Kindern für tollkühne Abenteuer geöffnet, um den Felsen zu riechen und unter Tage zu sein und vielleicht andeutungsweise einen Hauch Jade berühren zu können – habe ich recht?«

Yu Shan zuckte widerwillig die Schultern.

Jiao fragte: »Was soll das, Guangli?«

»Das werde ich dir sagen. Für ein Bergarbeiterbalg ist das eine normale Kindheit; das tun sie alle. Und sie beginnen, in den bewirtschafteten Minen mitzuhelfen, bevor sie das sollten, sobald sie die Zustimmung eines Onkels oder eines Cousins erschmeicheln können – irgendeines Menschen, der vielleicht froh ist, einen Jungen bei der Hand zu haben, der neues Öl für die Lampen holt, den Staub auflegt, Mädchen für alles spielt.

Aber manchmal – dann und wann – geht ein Junge weiter und tut alles, was er nicht tun sollte. Wenn er angewiesen wird, die neue Jade schnell in Beutel zu packen, bummelt er, spielt mit den Steinen, dreht sie immer wieder in der Hand um. Riecht und leckt an ihnen. Wenn er mutig ist, stiehlt er einen kleinen Kiesel und verstecke ihn in seinem Bettzeug, schläft mit ihm in der Hand. Er versteckt einen irgendwo am Mineneingang, sodass er die ganze Zeit, wenn er unter Tage ist, seine eigene Jade dabei hat. Wenn seine Familie dann irgendwann herausfindet, was er getan hat, ist es eindeutig zu spät. Wenn man den angerichteten Schaden sehen kann, kann man ihn nicht mehr rückgängig machen.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Jiao.

»Nein. Du kennst den Stein nicht. Aber du hast es selbst gesagt: Er ist stärker, als er sein sollte. Wie weit hat er diesen Jadebrocken getragen?«

»Von den Bergen bis hier. Auf dem Rücken, die ganze Strecke.«

»Ja. Kannst du den Stein hochheben?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe es nicht probiert ...«

»... weil du wusstest, dass du es nicht schaffen würdest. Du bist eine starke Frau, Jiao – aber du könntest mir den stärksten Mann in der Armee des Kaisers holen, und selbst er würde diesen Stein keine fünfzig Schritt weit tragen können. Tong hier würde es nur mit Mühe schaffen. Aber dieser Junge hier hat ihn fünfzig Meilen weit getragen ...«

»... und ist *gesprungen*, als er ihn noch auf dem Rücken hatte. Ist hochgesprungen und hat sich an einer Mauer hochgezogen, um einen Blick darüber zu werfen.«

»Er ist ein Dummkopf. Ich hoffe, das hast du ihm gesagt. Du bist auch ein Dummkopf. Was hat er sonst noch getan?«

Jiao schüttelte verstört den Kopf. »Ich weiß nicht. Nichts. Er sieht gut im Dunkeln, aber ich dachte, das sei bloß Übung. Ich verstehe das nicht, Guangli – was willst du nur sagen?«

Yu Shan sagte gar nichts; er saß nur da, kauerte sich eng zusammen und spürte, wie all seine Geheimnisse bloßgelegt wurden.

»Ich sagte, dass es einen Grund dafür gibt, dass Jade dem Kaiser allein vorbehalten ist. Nun, es gibt viele Gründe, aber dieser ist der wichtigste. Der Grund dafür, dass einfache Leute nicht in die Nähe der Jade gelassen werden, dass die Wagen so aufmerksam bewacht werden, dass die Fuhrleute ein ganzes Stück entfernt von ihrer Fracht schlafen. Dafür, dass ich allein lebe und so viel Abstand wie möglich von dem Stein halte, ihn so wenig wie möglich berühre. Und doch bin ich mit fünfzig Jahren ein stärkerer Mann, als ich es mit zwanzig war. Jade infiziert jeden, der sie berührt, Jiao. Sie macht uns kräftiger und langlebiger, schärft unsere Sinne. Wie alt ist der letzte Kaiser geworden?«

»Ich weiß nicht. Guangli, meinst du das *ernst?*«

»Voll und ganz. Sogar der Staub aus den Bergwerken und der Staub von meiner Arbeit hier wird zum Kaiser gebracht. Er wird in sein Essen gemischt, und der Kaiser lebt ein sehr, sehr langes Leben. Und hat wenige Kinder; einen Preis muss man immer bezahlen. Der verstorbene Chien Sung war für ein Jahrhundert oder noch länger ein rüstiger Mann und hat gerade noch einen Sohn zustande gebracht. Wenn du Geschichtsbücher lesen würdest – wenn du lesen könntest! –, dann wüsstest du, dass all unsere großen Kaiser bekanntermaßen Pech mit der Zahl ihrer Erben hatten. Muss ich noch sagen, dass all dies geheim ist, Jiao? Wenn du irgendjemandem davon

erzählt, wird es mit Sicherheit den Jungen und wahrscheinlich auch dich das Leben kosten – vielleicht auch mich.«

»Wie bitte? Weil er zu hart gearbeitet hat, zu viel Zeit mit dem Stein verbracht hat, zu stark geworden ist? Das ist ein Vorteil, eine Tugend! Wie kann das ein Verbrechen sein?«

»Weil er dem Kaiser Jade gestohlen hat. Wie heißt du, Junge?«

Hatte sie das nicht gesagt? Oder hatte Guangli es vergessen? Wahrscheinlich spielte das keine Rolle. »Yu Shan«, murmelte er.

»Yu Shan. Nun, das passt. Was ist das Schlimmste, was du je getan hast, Yu Shan?«

Er kannte die Antwort darauf und würde sie nie und nimmer gestehen. Nicht, dass er sich ins Bergwerk geschlichen hatte, wenn er am Eingang hatte Wache halten sollen, dass er im Herzen des Berges geschlafen hatte, während der Stein in seinem Blut und um ihn herum pulsiert hatte, das nicht; noch nicht einmal, dass er immer an einem Kiesel gelutscht hatte, wenn er unter Tage gewesen war. Seine Zunge berührte den Splitter, wo er ihn in sich selbst versteckt hatte, und er sagte: »Ich habe immer den Staub des Kaisers geschluckt, wenn ich Stein aus der Ader gehauen habe. Ich habe ihn mir von den Fingern geleckt ...«

»Siehst du?«, fragte Guangli. »Und du siehst doch, was das aus ihm gemacht hat!«

»Ich sehe die Gefahr, aber ich begreife noch immer nicht, was daran schlimm sein soll.«

»Nein. Nun, wahrscheinlich ist er der einzige Jadebergmann, den du je zu Gesicht bekommen wirst. Die Clans verlassen die Täler nicht. Wie vorsichtig sie auch sind, sie sind stets gefährdet; noch der Geringste von ihnen ist ungewöhnlich stark, und sie leben meist lange und haben nicht viele Kinder. Sie leben in Großfamilien, weil sie allein kein Bergwerk betreiben – oder schützen – können.

Sie können sich auch nicht weit von der Quelle entfernen. Jade macht süchtig; sie müssen in ihrer Nähe bleiben. Wenn man einen Bergmann von dem Stein trennt, wird er krank. All die Stärke und Widerstandskraft ist nur geliehen; sie gehört ihnen nicht.«

»Yu Shan ist bis hierher gekommen«, hielt sie dagegen. »Jiao. Yu Shan hatte den Brocken da auf dem Rücken.« Er deutete auf das große, glänzende Jadestück. »Damit könnte er ewig weiterlaufen. Ohne ihn würde er nicht einmal nach Hause kommen, wenn er es versuchen würde. Junge, warum hast du die Täler verlassen? Hiermit? Hast du den Stein gestohlen?«

»Nein!« Nur von den Jademeistern – und dieser Mann arbeitete für die Jademeister, oder für einen von ihnen. Aber es war zu spät, umsichtig zu sein.

»Warum dann?«

»Um ihn dem Kaiser zu bringen, als Geschenk. Und um ihm zu zeigen, dass seine Jade jetzt, da er hier ist, nur einen Fußmarsch entfernt ist und er keine Jademeister braucht, die zwischen uns und ihm stehen ...«

»Ja, ich dachte mir schon, dass es das ist – oder etwas Ähnliches. Was ihr nicht versteht, ist, dass ihr die Jademeister braucht – oder so etwas wie sie. Ihr könnt die Täler nicht verlassen; ihr habt schon immer andere gebraucht, um die Jade wegzubringen. Vielleicht könntet ihr die Fuhrleute selbst in Dienst nehmen – aber wie könntet ihr ihnen vertrauen? Natürlich, indem ihr Wachen anstellen würdet, aber das würde eure Schwierigkeiten nur verdoppeln, denn wie könntet ihr den Wachen vertrauen? Ihr könnt von den Bergen aus nichts im Blick behalten. Diese in sich abgeschlossenen kleinen Täler und eure in sich abgeschlossene kleine Gesellschaft ... Nein. Ihr könntet nicht so Handel treiben, nicht einmal von einem Ende von Taishu zum anderen. Vielleicht kann der Kaiser jetzt, da der Hof auf Taishu ist, selbst die Oberaufsicht führen. Auf diese Weise könntet ihr die Jademeister loswerden. Aber dein Volk kann sie nicht einfach umgehen.«

»Du könntest das«, sagte Jiao. »Darum wollte ich den Stein zu dir bringen. Es ist dumm, so von ihnen abhängig zu sein, obwohl du unabhängig sein und direkt mit dem Palast verhandeln könntest ...«

»... sodass ich meinen Gewinn mit meinen Freunden teilen könnte, natürlich?«

»Natürlich.«

Sie tauschten ein Lächeln gegenseitigen Verständnisses, bis Jiao es untergrub oder spürte, dass er es untergraben würde; sie fragte: »Aber?«

»Aber ich bin beinahe ebenso sehr ein Gefangener wie dein Junge hier und seine Leute. Ich bin so vorsichtig, wie ich nur sein kann, und doch infiziert. Ich brauche den Stein, einen ständigen Zustrom davon, der in meine Hände gelangt und sie wieder verlässt. Wenn ich meine Unabhängigkeit mit dem Palast aushandeln könnte, wäre ich immer noch von dieser Versorgung abhängig. Die Jademeister müssten mich nur für kurze Zeit davon abschneiden, dann würde meine Auflehnung ebenso rasch in sich zusammenbrechen. Ich würde mich vor ihnen demütigen und mich wieder an sie verkaufen.«

»Aber wenn der Kaiser den Handel kontrollieren würde ...«

»Nun ... wenn dem so wäre, dann wäre es vielleicht möglich. Ich könnte mich stattdessen an ihn verkaufen. Er ist ein Junge, der allen Berichten nach sehr unter der Fuchtel seiner Mutter steht; kann ich ihm vertrauen? Oder ihr? Kann ich ihnen mein Leben anvertrauen?«

Keiner sprach; es war eine Frage ohne Antwort, es sei denn, er ging irgendwann das Wagnis ein. Bis dahin lag der Stein im Sonnenlicht, und Guangli streckte die Hand aus, um ihn noch einmal zu berühren; und ertappte sich dabei, stand auf und verschränkte die Hände entschlossen hinter dem Rücken. Und sah zu Yu Shan hinunter und sagte: »Komm zurück an den Tisch, Junge. Trink noch Tee.«

Jiao schnaufte. »Gib ihm keine Befehle – noch gehört er dir nicht. Vielleicht bringe ich ihn und den Stein zu einem anderen Schnitzer, du bist nicht der einzige ...«

»Ich bin der einzige, dem du genug vertraust. Und er wird mir gehören, das weißt du. Wir müssen uns nur über die Bedingungen einig werden.« Und dann sagte er, indem er sie mit derselben Aufmerksamkeit musterte, die er Yu Shan hatte angedeihen lassen: »Jiao, du hast mehrfach mit ihm geschlafen. Das sehe ich.«

Erstaunlicherweise errötete sie. »So gut sind deine Augen nicht, alter Mann.«

»Besser, als du annimmst. Was den Stein betrifft, sind meine Augen tadellos; und er ist schon so tief infiziert, dass ein kleines bisschen auf dich, äh, abgefärbt hat.«

Jiao fluchte derb. »Willst du damit sagen, dass ich mich vergiftet habe?« *Mit Kraft und zusätzlichen Jahren?* Sie sprach schneidend, aber ihr Körper zeigte, dass sie eher neugierig als zornig war.

»Nein, nicht körperlich, nein. Nicht so sehr, dass es Schaden anrichten könnte. Geistig? Vielleicht. Warum hast du das getan?«

»Das war die beste Möglichkeit, um ihn davon abzuhalten, sich nachts davonzuschleichen.«

»Nur das?«

»Na ja, er ist auch jung und kräftig und diese grünen Augen sind sehr anziehend und ... Verdammt, Guangli, du weißt doch, dass ich kein verhuschtes kleines Mäuschen bin!«

»Oh ja, das weiß ich. Ich kenne die lange Liste deiner Männer – oder einen Teil davon. Genauso weiß ich aber auch, dass du normalerweise nicht auf ein lebhaftes Augenpaar und ein schüchternes Lächeln hereinfällst. Ich muss es nicht erst sehen, um zu wissen, dass es schüchtern ist«, sagte er mit einem gespielten Stirnrunzeln zu Yu Shan. »Der Stein bewirkt auch das: Er zieht Menschen an. Er verleiht dem Kaiser sein Charisma; ein Teil seines eigenen Glanzes färbt ab. Dem kann man nur schwer widerstehen.«

Jiao brummte, zog die Stirn kraus und sagte: »Was hat ihn dann zu mir hingezogen? Dazu braucht es immer zwei, das weißt du doch.«

»In der Tat. Er ist ein Junge – du bist eine erwachsene Frau. Für ihn genügt das. Fühl dich geschmeichelt. Und nenn mir einen Preis.«

Santung war voller Geister, aber nicht alle von ihnen waren tot.

Noch nicht.

Tunghai Wangs Armee hatte die verlassene Stadt umzingelt, aber seine Soldaten durften nicht hinein. Das sagten die Geister: Ihre verlassenen, augenlosen Köpfe steckten auf Spießen an jeder Straße und verwesten langsam; die Kiefer klafften wie vor Erstaunen immer weiter auf.

Das waren die Männer, die als Brandstifter gefasst worden waren. Oder die, die der Brandstiftung nur verdächtig worden waren oder einfach das Pech gehabt hatten, in einem Viertel beim Plündern ertappt zu werden, wo Brände gelegt worden waren, sodass ihre Kleider etwas zu stark nach Rauch gerochen hatten. Das war angesichts des Zorns des Generalissimus genug gewesen. Das Feuer bedrohte die Docks, die er für seine Invasionsflotte brauchte, und die Stadt, die er danach brauchen würde; die Bekämpfung des Feuers zog Männer aus den echten Kämpfen und von der Verfolgung der versprengten Armee des Kaisers entlang der Küste ab.

So kündeten nun ganze Dickichte von Brandstiftern an den Straßen von ihrem Schicksal: abgeschlagene Köpfe – ekelerregende, dunkle Knospen auf hohem Bambus, die zum schwankenden Sitzplatz von Krähen wurden – und in den Fluss geworfene Körper, sodass ihre Geister auf immer in Stücke gerissen waren.

Die ersten Tage über hatte die Stadt größtenteils nach Feuer, Rauch und feuchtem, angesengtem Holz gestunken, wo sie nicht nach Blut gestunken hatte. Jetzt war die Luft schwerer und roch süßlicher – und weitaus fauliger, sodass jeder Soldat, der eine Nase hatte, froh war, aus der Stadt verbannt zu sein.

Han hatte eine Nase und nahm an, dass er jetzt vielleicht Soldat war; aber er hatte die Erlaubnis, an den Geisterköpfen vorbei in die Stadt zu gehen, häufiger, als er es ertragen konnte. Er hatte eine Aufgabe, zwei Aufgaben.

Und verabscheute sie beide und verstand sich auf beide nicht.

»Halt da fest, Sklavenjunge. Krüppelsklave. Streng dich an ...«

Die Stadt lag voller Leichen, und der Kommandeur konnte nicht ein paar Monate abwarten, bis das Wetter und Aasfresser ihr Werk getan hatten. Wo es genug Mutterboden gab, wurden große Gruben ausgehoben; anderswo brannten ständig Scheiterhaufen. Leichentrupps beeilten sich, beide zu füllen, zerrten die Toten auf Karren oder trugen sie auf Bahren, reinigten die Stadt Leichnam um stinkenden Leichnam.

Das war Hans eine Aufgabe, ekelhaft genug und durch seine verstümmelte Hand und seine Ketten noch verschlimmert; und durch seine Gefährten, die ihn ungefähr gleich oft verspotteten oder schlugen, weil auch sie die Arbeit verabscheuten und jemanden als Sündenbock brauchten – und er war immer da.

Wenigstens hatte sein Trupp heute einen Karren, und er musste sich nicht mit einer Bahre abmühen. Sobald der Karren beladen war, konnte er den Rücken unter dem Querholz der Deichsel beugen und recht gut mithelfen, ihn zu ziehen.

Und während er zog, konnte er zu beiden Seiten der Straße Ausschau halten, um seiner zweiten Aufgabe nachzugehen. Alle Mitglieder der Leichentrupps hatten Befehl, Brennstoff für die Scheiterhaufen mitzubringen: Türen, Fensterläden, Wandschirme, zerbrochene Möbel, alles, was brennen würde. Aber Han war auch der Diener eines Schmieds, und sein Herr wollte Metall. Eisen, Stahl, Kupfer, alles.

So hielt er Ausschau, während er zog, und sammelte auf, so viel wie möglich – alles, was auf den Karren geworfen werden konnte. Seine Gefährten beschwerten sich über das zusätzliche Gewicht und halfen ihm nie, sodass er Suo Lung selten mehr als einen knappen Armvoll für die Schmiede mitbringen konnte. Sogar den konnte er leicht wieder verlieren – an jeden anderen Schmiedejungen, der stärkere Hände hatte, um zuzugreifen, und auf schnelleren Beinen davonrennen konnte.

Jedes Haus hatte etwas zu bieten: Pfannen oder Kesselketten aus der Küche, Türangeln, einen alten, zerbrochenen Radbeschlag im Hof, irgendetwas. Es war allerdings schwierig gewesen, seine Gefährten zu überreden, überhaupt in die Häuser zu gehen, wenn noch immer Leichen auf den Straßen lagen. Die ganze Stadt stank erbärmlich nach ihnen, aber in den Häusern war es am schlimmsten.

Die Leichen auf der Straße lagen immer weiter voneinander entfernt, da viele Leichentrupps die gleichen Straßen absuchten. Han hatte erreicht, dass sie sich vor allem die Häuser vornahmen. Sie hatten rauchgetränkte Schals, die sie sich vors Gesicht binden konnten; sie lernten, auf eine Art und Weise zu suchen, die sie schnell ins Haus und so schnell wie möglich wieder hinausbrachte; sie lernten, wie Taucher den Atem anzuhalten und ohne Luft zu arbeiten.

Trotz allem waren die Häuser schlimmer als die Straßen, und das nicht nur wegen des Gestanks und der Fliegen. In Häusern gab es Geister, lebende wie tote. Vor allem weibliche – das sind stets die schlimmsten Geister.

Han nahm an, dass ein paar Männer und einige Jungen dem Gemetzel entronnen sein mussten, aber nicht, indem sie sich versteckt und abgewartet hatten. Sogar die Frauen versteckten sich eigentlich nicht mehr; sie schlichen eher herum, klammerten sich an diese furchtbare Stadt, weil sie nicht wussten, wo sie sonst hingehen sollten.

Sie huschten in den Schatten umher oder hockten in Ecken, sprachen nicht, blinzelten nicht einmal, wenn ein Leichentrupp plötzlich eindrang und ihnen die Leichen wegnahm, bei denen sie gewacht hatten. Das machte aus ihnen eher Geister als Überlebende – dass sie nicht heulten oder festhielten oder versuchten mitzukommen, nicht flehten oder fluchten. Sie baten um nichts und boten nichts, wie Geister in der Stille der Gespensterwelt gefangen.

Han hatte andere Wagen gesehen, andere Leichentrupps, denen eine oder mehrere dieser Geisterfrauen nachstolperten, an einem Strick um die Hüfte hinterhergezerrt. Täglich fragte er sich, ob heute einer seiner eigenen Gefährten eine Frau finden würde, von der er annahm, sie sei es wert, mitgenommen zu werden.

Es war die letzte Runde des Tages. Sie alle hatten noch andere Aufgaben, und noch nicht einmal der Generalissimus hätte sie in der Mittagshitze in die Stadt geschickt. Sie begannen früh im ersten Morgenlicht zu arbeiten und waren bis Mittag wieder verschwunden.

Diese Runde erledigten sie eilig, weil sie mit der letzten Ladung zu lange gebraucht hatten – Han war offenbar schuld, obwohl er nicht wusste warum -, und so nahmen sie das erste Haus, in dessen Türpfosten kein Zeichen gekratzt war, das *Wir haben hier schon gesucht* bedeutete. Jeder Leichentrupp hatte sein eigenes Zeichen; das von Hans Trupp bestand aus ineinandergreifenden Kreisen, die für Ketten standen. Der Anführer des Trupps fand das witzig. Han war es egal.

Das Tor hing nur noch halb in den Angeln, also hackten sie es ab und warfen es auf den Karren. Dann legten sie ihre Schals an und gingen hinein.

Das Abreißen des Tors hatte kaum die verkrustete Stille innen aufgebrochen. Eine Leiche lag in der Sonne auf dem Hof, ein Mann, der halb in Stücke gehackt war; und der Tod bringt seine eigene, anhaltende Ruhe mit sich, die durch die Bewegung und das Summen von Fliegen nur unterstrichen wird. Es fällt schwer, in diese Stille einzudringen.

Erst, als sie den zerstückelten Leichnam aufgehoben hatten, fiel ihnen auf, dass noch eine Leiche darunter lag, ein Junge, der noch Windeln trug.

Nun ja, solche hatten sie schon viele gesehen. Der kleine Körper wurde zu dem ersten geworfen.

Wie die Leichen war alles andere im Hof zerbrochen oder in Stücke gehackt. Vieles war aber zu retten – oder wenigstens brennbar. Während seine Truppkameraden zersplittertes Holz und zerfetzten Stoff aufsammelten, huschte Han rasch durch Türen. Er war geübt darin, die Schatten abzusuchen: irgendetwas, das sich rasch mitnehmen ließ? Wenn nicht, dann weiter. Es hatte keinen Zweck, Nägel aus Holzbalken zu ziehen; es war immer noch genug loses Metall in der Stadt zu finden.

Ein Zimmer. Nichts.

Ein Zimmer. Zwei weitere Leichen; er rief, um die anderen darauf aufmerksam zu machen, und ging weiter.

Die Küche. Schätze: ein Eisenkessel, in Stücke zerbrochen, von einem heftigen, sinnlosen Hammerschlag zerschmettert. Er konnte die Scherben aufsammeln, während die anderen sich um die Leichen kümmerten. Er konnte sie nicht alle auf einmal tragen, aber es lagen leere Reissäcke herum.

Die Bruchstücke waren schwer, fettig. Seine verstümmelte Hand und seine Ketten machten die Arbeit noch schwerer. Er musste sich sehr konzentrieren, um den ersten Sack hochzuheben und zum Karren zu tragen; als er zurückkehrte, war er entsetzt, aber nicht wirklich erstaunt, einen Geist, den er bis jetzt völlig übersehen hatte, in einem Winkel zu entdecken.

Ob er sie sah oder nicht, machte für sie keinen Unterschied. Sie saß da und beobachtete ihn, als ob sie nie mehr etwas anderes tun würde; als ob sie, wenn er fort war, immer weiter dasitzen und überhaupt nichts tun würde. Vielleicht würde es so kommen. Sein Verstand sah keine Hoffnung für diese lebenden Geister. Sie waren keine Überlebenden, sie waren dem grausamen Ende ihrer Stadt nicht entkommen: Geisterfrauen in einer Geisterstadt, die nur darauf warteten, vom Wind zerfetzt zu werden.

Er hatte schon längst, vor Tagen, aufgehört, mit ihnen zu sprechen. Es hatte keinen Sinn, und seine Worte waren ihm kostbar. Er schien mit jedem Tag, der verging, weniger zur Verfügung zu haben, als ob sie gestohlen würden, wenn er schlief – *wenn* er denn schlief. Vielleicht hortete die Drachin sie. Jedenfalls hatte er hier keine zu verschwenden.

Doch dieses eine Mal sagte er: »Mutter, Ihr solltet nicht hierbleiben. In der Dunkelheit, wenn es sicher ist« – das war gelogen, aber das würde sie ihm verzeihen -, »solltet Ihr die Stadt verlassen. Irgendjemand wird Euch Unterschlupf gewähren.« Auch das war vielleicht eine Lüge; er wusste es nicht. Sie auch nicht.

Wenn sie ihn verstand, ließ sie es sich nicht anmerken. Vielleicht hatte sie ihn noch nicht einmal gehört. Vielleicht war ihre Seele schon lange fort und ihr zurückgelassener Körper war der Geist.

Han zuckte die Schultern und bückte sich nach dem Sack. Seine verstümmelte Hand konnte überhaupt nicht zugreifen, und er musste den Sack mit angewinkelten Unterarmen tragen. Hinaus zum Karren. Fallen lassen. Seine Gefährten gönnten sich eine Atempause, mussten aber noch einmal hineingehen und eine Leiche holen. Das musste er dann auch: über den Hof und in die Küche und ...

... und die Geisterfrau stand direkt vor ihm, gleich hinter der Tür. Sie trug etwas Längliches, Eingewickeltes in den Armen, das sie ihm hinstreckte, und einen Augenblick lang dachte er, es sei Eisen, er dachte, sie hätte seine Schmerzen und seine Unbeholfenheit gesehen und alles für ihn zu einem Bündel zusammengefasst.

Dann nahm er das Bündel, oder sie hielt es ihm hin, und seine Arme hoben sich, um es aufzufangen; und, nein, es war zu ausladend und zu weich. Und zu schwer für ihn, aber er hielt es dennoch, weil er schon wusste, was es war.

Von denen hier hatte er schon zu viele gehalten und berührt. Nur nie so wie jetzt, da die Mutter direkt daneben stand, ihm schweigend in die Augen sah und ihm alles sagte.

Ihre Hände wedelten über dem Kopf ihrer Tochter, obwohl nur so wenige Fliegen da waren, dass Han sie kaum bemerkte. Das Kind musste gerade erst gestorben sein; so viele von ihnen starben, waren doch keine Überlebenden.

Der Gestank kam aus den Kleidern der Kleinen; eine Kruste von altem, ranzigem Blut. Es interessierte Han nicht, was darunter lag, welcher Schaden angerichtet worden war. Ihre Verletzungen hatten sie vielleicht letzten Endes getötet, oder ihre Erinnerungen. Vielleicht auch ihre Mutter. Zu viele der toten Mädchen, die sie gefunden hatten, waren erstickt worden – von verzweifelten Eltern, die es nicht ertragen konnten, sie am Leben zu lassen.

Das war vielleicht einer der Gründe dafür, dass so viele dieser Mütter jetzt Geister waren, die in der Stadt ihrer Schande herumspukten. Darauf warteten, den Seelen ihrer Töchter Gesellschaft zu leisten, vielleicht entsetzt über ihr eigenes Überleben und das Ausmaß bitteren Durchhaltevermögens.

Wenigstens hütete diese Geisterfrau den Leichnam ihrer Tochter nicht wie einen Schatz, hielt keine trockenen Knochen an eine trockene Brust gedrückt. Sie übergab ihn stattdessen: dem Wagen, dem Feuer, der Asche, die – mit halb verbrannten Knochen und manchmal, wenn es zur Unzeit regnete, auch mit halb verbrannten Leichen – in den Fluss geworfen wurde, damit Strömung und Gezeiten alles verteilten.

Und dann wandte die kleine Leiche den Kopf, ihre Augen öffneten sich und sahen Han beinahe an; und Han war sehr nahe daran aufzuschreien, sehr nahe daran, sie fallen zu lassen.

Er schaffte es, sie festzuhalten, wenn auch nicht, sich zu erholen. Sobald das Unmögliche sich in seinem Kopf gesetzt hatte – *dieses Kind ist am Leben, vielleicht nur ein weiterer Geist, aber am Leben, in seinem eigenen Körper* -, schien alles andere sich natürlich zu ergeben, wie aus einer inneren Gesetzmäßigkeit heraus.

Er sagte: »Kommt mit«, und die Geisterfrau nickte gehorsam.

Er drehte sich um und ging hinaus, das Kind fest in den Armen.

Auf der Gasse luden seine Gefährten den letzten Leichnam auf. Sie sahen ihn vorbeigehen, riefen nach ihm: Er ignorierte sie völlig. Sie konnten mit seinem mühsam gesammelten Schrott tun, was sie wollten: ihn zurücklassen oder mitschleppen, an einen anderen Jungen verschachern, was auch immer. Er zeigte ihnen noch nicht einmal zur Entschuldigung dieses lebende Kind. Sollten sie doch denken, dass er irgendeinen verkäuflichen Schatz aufgetan, ihn der Geisterfrau abgehandelt oder gestohlen hatte, und nun damit zurück zu seinem Herrn eilte. Das würde sie davon abhalten, ihn zu verfolgen: Suo Lung war zu groß, zu stark, zu unberechenbar. Sie nannten ihn Tai Feng – den Taifun – und hatten Angst vor ihm.

Vielleicht hatten sie auch Angst vor der Geisterfrau. Sicher würden sie Angst vor dem Kind haben, wenn sie es sahen: ein wiederbelebter Geist, eine fremde Seele, die in ein totes Mädchen gefahren war. Sie hätten es vielleicht trotz allem auf einen der Scheiterhaufen geworfen, weil es so falsch schien, dass es lebte.

Wie alle Gespenster schien diese Geisterfrau bei Tageslicht zu schrumpfen. Im Haus hatte sie drohend vor ihm aufgeragt, aber nun keuchte sie wie eine gewöhnliche Frau und musste sich anstrengen, Schritt zu halten.

Sie war ihm nicht so wichtig. Er rannte, wo er nur konnte, wo es Straßen und Platz gab, trotz seiner eigenen, schmerzhaften Erschöpfung. Nur zu bald war er aus der Stadt hinaus, im großen Lager, wo es keinen Platz gab, um zu laufen; er zwängte sich zwischen Zelten hindurch und stieg über Zeltschnüre. Überall waren Männer und auch Frauen, Überlebende aus Santung oder Leute aus dem Tross, die sich dem Zug schon auf dem Marsch angeschlossen hatten. Das Kind in seinen Armen wog mit jedem Schritt schwerer, seine Muskeln brannten, aber er würde es nicht fallen lassen. Es auch nicht an seine Mutter weiterreichen. Da war endlich das, was er suchte, ein großes Zelt, vor dem ein Holzbrett stand, auf das Schriftzeichen gemalt waren: MEDIZIN UND BEH A NDLUNG.

Er hatte das Kind zu einem Arzt gebracht, das Einzige, was er tun konnte, was die Mutter nicht selbst tun konnte. Er wusste nicht, was er als Nächstes tun sollte. Sein Leichentrupp musste schon auf dem Weg zum Scheiterhaufen sein – und verärgert über ihn. Er konnte zu Suo Lung gehen, mit leeren Händen, ausgelaugt, nutzlos; oder ...

Oder er konnte hier stehen bleiben, und so tat er das.

Das Zelt des Arztes war kein behelfsmäßiges, das aus allen möglichen Holz- und Stoffstücken zusammengeflickt war. Im Gegenteil: Es war seine Praxis und sein Zuhause, reiste mit ihm, wohin er auch ging.

Es hätte das Brett draußen kaum nötig gehabt, um anzuzeigen, was es war: Das zeigte es schon selbst, eine hohe, breite Konstruktion aus heller, schwerer Seide, ein Aufblitzen von Ordnung im Chaos seiner Nachbarn. Hier gab es Stille, Ruhe, Erholung.

Sogar die Einrichtung war alt, dunkel und schwer, sprach von Frieden. Es gab einen langen Tisch, an dem Patienten sitzen konnten, um mit dem Arzt zu sprechen, und auf den sie sich legen konnten, um sich untersuchen zu lassen; es lag in der Tat ein Mann darauf. Es gab eine Bank, auf der andere warten konnten. Und warteten. Es gab eine Regalwand, in der eine Reihe von Krügen mit Papieretiketten stand; eine Anrichte mit vielen Schubladen, von denen jede mit einem beschrifteten Seidenstreifen markiert war.

Es gab ein Kohlebecken auf einem Stein, einen Eimer mit frischer Holzkohle, dampfendes Wasser in einem Kessel.

Es gab Matten auf dem Boden; Lampen, die von den Stützpfeilern des Zelts hingen, daneben Texte über Gesundheit und Weisheit, Bilder gütiger Götter.

Es gab ein Mädchen, das die Menschen begrüßte, ihre Verletzungen in Augenschein nahm und sich ihre Beschwerden anhörte. Vielleicht die Tochter des Arztes, vielleicht seine Dienerin, vielleicht jemand, den er unterwegs aufgegebelt und zu behalten beschlossen hatte. Wer sie auch war, Han nahm an, dass sie wahrscheinlich genauso viel Gutes tat wie der Arzt.

Das wusste auch der Arzt. Er rief sie zu sich, um ihr Anweisungen für die Zubereitung eines Medikaments zu geben; mittendrin fiel sein Blick auf die Neuankömmlinge, die sich zögernd im Zelteingang herumdrückten. Ein Sklave in Ketten, ein Bündel von einem Kind, eine Geisterfrau. Mit einer Handbewegung schickte er seine Helferin dorthin, wo sie dringender gebraucht wurde. Er konnte das, was er verschrieben hatte, selbst zusammenstellen.

So deutete Han zumindest alles: Das Mädchen kam zu ihm; der Arzt holte eine Schale und ging zu seinen Krügen hinüber.

»Hallo, ich bin Tien. Wie kann mein Onkel euch behilflich sein?«

»Das hier« – Han hielt ihr das Kind hin -, »das ist ihre Tochter.« Er machte eine ruckartige Kopfbewegung, um auf die Geisterfrau hinter ihm zu weisen. »Ich ... habe sie beide in der Stadt gefunden. Das Kind ist ... ist ... ist nicht tot ...«

Das war alles, was er sagen konnte; nur noch eines, als Tien begann, die Hülle vom Gesicht des Kindes zurückzuschlagen: »Wenn du sie nicht nimmst, dann lasse ich sie fallen. Wirklich. Jetzt.«

Tien war schnell. Er spürte, wie das Gewicht des Kindes von seinen Armen gehoben wurde, binnen dieser letzten, kostbaren Sekunde, die ihm blieb. Seine Hände sackten unter dem Gewicht seiner Handschellen und Ketten herab; einen Moment später sackte er selbst zusammen, hockte sich hin.

So war es besser. Die Ketten konnten um seine nackten Füße herum auf dem Boden liegen; sollte die Erde doch ihr Gewicht tragen. Einen Teil davon. Der Rest lastete noch immer auf seinen Handgelenken, die auf seinen Knien lagen; auf seinem Nacken, seinem gesenkten Kopf.

Seine Schultern brannten, und seine Arme zitterten fürchterlich. Ihm war schwindelig, und er wollte sich hinlegen, aber das würde er nicht tun. Dies war ein Ort für die wirklich Kranken, nicht für wackelige Jungen, die nur müde und hungrig und verängstigt waren, und tief drinnen ein bisschen panisch.

Er hörte Stimmen über seinem Kopf. Eine war volltönend männlich; sie fragte: »Was ist mit dem Jungen los?«

Die andere war heller, schneller, er hatte sie schon gehört. Tien sagte: »Ich weiß nicht. Er ist schmutzig, er ist erschöpft, aber da ist noch mehr. Sein rechter Daumen fehlt; das scheint erst vor kurzem passiert zu sein und ich glaube, es tut ihm weh. Aber die Ketten ... Ich weiß nicht, was mit den Ketten ist.«

»Nein. Das weiß ich auch nicht. Gib mir das Kind. Du bringst den Jungen an den Fluss. Sieh zu, dass er sich wäscht; finde heraus, was er sonst noch braucht.«

»Nein, Onkel! Du brauchst mich hier. Schau, das ist die Mutter des Kindes, sie ...«

»Sie wird hier warten, während ich ihr Kind behandle. Was kannst du schon tun? Kümmere dich um den Jungen, diese Ketten gefallen mir nicht.«

Tien zerrte ihn auf die Füße. Ihre Hände lagen kühl auf seinem Arm, ihre Worte waren knapp: »Kannst du aufstehen, Junge?«

Noch vor einem Augenblick wäre die Antwort ein entschiedenes *Nein* gewesen. Jetzt gab es ihre Stimme – und das spornte ihn an. Es gab ihre Kraft als Gegengewicht zu den Ketten. Beides zusammen war unwiderstehlich.

Sobald er aufgestanden war, bemerkte er, dass er auch gehen konnte. Einen Schritt nach dem anderen, und wenn er sich stärker auf sie stützte, als ein Junge sich auf ein Mädchen hätte stützen sollen, war das anscheinend nichts besonders Schlimmes. Sie roch angenehm sauber nach blutstillenden Mitteln und verfügte über eine Belastbarkeit, die ihn an einem anderen Tag, einem besseren Tag als diesem, so sehr interessiert hätte, dass er gern mehr darüber herausgefunden hätte.

Hangabwärts vom Zelt floss sauberes Wasser zwischen dem Lager und der Stadt hindurch. Han hätte es selbst nicht als Fluss bezeichnet; mit einem Bambusstab hätte er ohne Anstrengung darüberspringen können. Hätte früher darüberspringen können, als er ein Junge vom Fluss oder ein kleiner Tintenkleckser gewesen war. Jetzt war er ein verstümmelter Sklave und nein: Seine Hand hätte den Stab nicht richtig packen können, das Gewicht seiner Ketten hätte ihn hinabgezogen, er wäre wahrscheinlich im Wasser gelandet, selbst in dieser schmalen, kleinen Rinne ...

Er landete ohnehin im Wasser und brauchte den auffordernden Schubs, den sie ihm gab, kaum, als sie das Ufer erreichten; angezogen wie er war, ließ er sich geradewegs in das beißend eisige Wasser fallen.

Das Flussbett war steinig, der Wasserlauf flach: Er musste sich hinhocken, sich unter Wasser ducken. Nahe am Ufer konnte er, wie er herausfand, im Wasser sitzen, ohne dass es ihm weiter als bis ans Kinn reichte. Es war an solch einem heißen Tag entsetzlich kalt, aber deshalb nur umso wunderbarer. Er ließ seinen Kopf zurück ins dürre Gras sinken, schloss die Augen, um nicht von der Sonne geblendet zu werden, und dachte, dass er sich vielleicht nie mehr rühren würde. Er würde einfach hier sitzen bleiben, und die Strömung würde ganz, ganz langsam seine Haut abtragen, sein Fleisch zerpfücken und seine Knochen weiß polieren, bis sie verstreut und endlich frei von Ketten waren ...

Er bemerkte es nicht einmal, als Tien davonging; erst, als sie zurückkehrte, hörte er das weiche, schnelle Rascheln nackter Füße im Gras und beinahe ein Kichern in ihrer Stimme: »Schläfst du? Oder bist du tot?«

Widerwillig, abwesend, widersprach er. Beidem.

»Das ist gut. Mein Onkel wäre mir böse gewesen, wenn ich dich hätte ertrinken lassen. Ich habe dir Seife mitgebracht – und eine Bürste, mit der du dich abschrubben kannst. Und saubere Kleider, also zieh die hier erst einmal aus.« Als er sich nicht rührte, fügte sie hinzu: »Muss ich reinkommen und selbst dafür sorgen?«

War das eine Drohung – oder ein Versprechen? Jedenfalls war er zu müde, sich aufziehen zu lassen. Er sagte: »Nein. Lass mich einfach ... Lass mich eine Weile hier sitzen ...«

»Nein. Das Wasser ist zu kalt, es wird dir die Energie aussaugen. Es könnte dich ganz davonschwemmen. Brauchst du Hilfe? Mit den Ketten muss doch alles schwer sein.«

Das war es auch, aber er sagte: »Nein. Nein, ich brauche keine Hilfe. Danke.«

Er wand sich aus den Hosen, um es zu beweisen, riss die Nähte des Hemdes auf, um auch das abstreifen zu können, und streckte die Hand aus, um die durchnässten Sachen ans Ufer hinter sich fallen zu lassen. Da sich das als zu anstrengend herausstellte, ließ er sie einfach in der Strömung wegstreiben.

»Wozu dienen diese Ketten überhaupt?«

»Ich bin ein Sklave«, sagte er kurz angebunden, während er sich geistesabwesend die Brust mit ihrer Seife abrieb.

»Nein«, sagte sie, »das meine ich nicht. Gut, vielleicht bist du einer, aber wer legt schon seine Sklaven in Ketten? In so schwere, meine ich, dass sie einen davon

abhalten, ordentlich zu arbeiten? Außerdem gehörst du jetzt – ganz gleich, wem du vorher gehört hast – zur Armee. Tunghai Wang kann grausam sein, aber er ist nicht dumm. Jeder Schmied am Strand würde dir die Ketten abschlagen, wenn du nur darum bitten würdest. Wahrscheinlich nur, um das Eisen zu bekommen, aber er würde es tun. Geh hin und bitte darum ...«

»Ich gehöre einem der Schmiede am Strand«, sagte er, dem Offensichtlichen zum Trotz; er trug noch immer den Ring der *Shalla* im Ohr.

»Oh. Oh, wirklich? Aber warum ...? Und warum war mein Onkel so ...?« Und dann, nach einem Augenblick: »Du wirst es mir nicht erzählen, oder?«

Er hätte *Frag deinen Onkel* sagen können, aber das wären drei Wörter gewesen – Komplikationen, Diplomatie, Ausweichen. Es war leichter, einfach Nein zu sagen und es zu bedauern.

»Warum nicht?«

Das war eine Frage, die er nicht beantworten konnte. Jeder, der an dieser Küste aufwuchs, wusste von der Drachin, wusste von der Schmiede. Er hatte versucht, Li Ton davon zu erzählen, hatte es ihm und seiner Mannschaft wieder und wieder erzählt; man hatte ihm nie geglaubt. Jetzt war er inmitten einer Armee von Fremden und das, was allgemein bekannt gewesen war, schien zu seinem und Suo Lungs Geheimnis geworden zu sein. Er wusste nicht, warum – abgesehen davon, dass er es leid war, ausgelacht zu werden.

Er war jetzt alles leid. Die Schmerzen, die Arbeit, die Körper – die der Toten ebenso wie seinen eigenen. War es leid, nach Alteisen zu suchen, um einen Krieg zu füttern, der ihn nicht kümmerte, an die *Shalla* zurückzudenken wie an irgendwie bessere Zeiten als diese. Vor allem war er es leid, seine Gedanken in beklemmender Erwartung im Auge zu behalten, mit jener endlosen, harschen Gewissheit darauf zu warten, dass die Drachin sich das nächste Mal bewegen würde, und dann wieder und ...

»In Ordnung«, sagte Tien hinter seinem Kopf. »Aber wenn du nicht fester rubbelst, dann musst du jetzt aus dem Wasser kommen. Außerdem will ich mir deinen Daumen ansehen.«

Er ließ sich von ihr ans Ufer locken, wo die Sonne ihn trocknen konnte, während sie angesichts der frischen Narbe mit der Zunge schnalzte und zu wissen verlangte, wie das passiert sei.

Han war sogar zu müde, auch nur weiter zu versuchen, sich zu weigern. Er sagte: »Das hat Li Ton getan. Mit einem Meißel, auf der Schmiedeinsel.«

»Wer ist Li Ton?«

»Er ist ... Er war der Kapitän der *Shalla*. Des Schiffs, dem ich gehöre.« Er griff mit den Fingern nach seinem Ohr, prüfte den Ring, ließ die Hand wieder in den Schoß sinken.

»Ich dachte, du hättest gesagt, dass du einem Schmied gehörst?«

»Ja. Er ... Wir ...« *Alle gehören der Shalla*. Es war zu mühevoll, das zu erklären. Wie alles. Er beschränkte sich auf ein Schulterzucken.

Nur, dass Tien sich anscheinend nicht mit einem Schulterzucken abspesen lassen wollte oder konnte. Sie hielt seine verstümmelte Hand noch immer sacht in der ihren. »Das hier muss behandelt werden; sonst wird es weiter wehtun. Mein Onkel sollte sich das ansehen. Warum hat dein Kapitän dir das angetan?«

»Weil ... Weil ich ihm nicht gehorcht habe.« Stimmt das? Er war sich nicht ganz sicher, aber es musste der Wahrheit nahe kommen. Zumindest ergab es einen Sinn. Damals war es ihm recht einfach erschienen; seitdem war sein Leben komplizierter geworden.

Er wollte nicht über die Drachin nachdenken. Er wollte auch keine Fragen mehr, weder über seine Verstümmelung noch über seine Ketten. Stattdessen sagte er verzweifelt: »Erzähl mir von dir, von deinem Onkel, warum ihr hier seid ...«

Sie lächelte ihn beiläufig an und ließ sich kein bisschen täuschen und drückte fester an seiner Wunde herum, bis er wimmerte. »Mein Onkel ist Arzt. Er kommt dorthin, wo er gebraucht wird. Ich bin hier, weil er mein Onkel ist. Wo er hingeht, gehe auch ich hin. Das ist nicht kompliziert.«

Es war nicht sein Leben, also war es nicht kompliziert. Er fragte: »Warum folgst du ihm?«

»Weil ich sonst zu Hause bleiben und den ganzen Tag auf dem Reisfeld arbeiten müsste, während ich darauf warte, verheiratet zu werden – um danach doch nur wieder den ganzen Tag auf dem Reisfeld zu arbeiten. Mit meinem Onkel kann ich durchs ganze Kaiserreich reisen und die Welt kennenlernen. Ich kann von seinem Wissen zehren und mir mein eigenes aneignen.«

Han – der sein Leben lang am Fluss geblieben wäre, wenn sein Vater ihn nicht verkauft hätte – schüttelte den nassen Kopf. »Aber das hier ist fürchterlich.«

»Ja. Natürlich. Es wäre genauso fürchterlich, wenn ich noch immer zu Hause wäre und nicht hier, um einige Dinge besser zu machen.«

»Ist es das, was du willst? Arzt werden, wie dein Onkel?«

»Das ist besser, als die Frau eines Bauern und Mutter von noch mehr Bauern zu sein. Auch besser, als der Sklave eines Eisenschmieds zu sein.« Sie rüttelte ein wenig an seinen Ketten.

Es war das erste Mal, dass sie die Kettenglieder berührte. Sie musste bereits gesehen haben, dass Schriftzeichen in die Handschellen eingraviert waren, aber jetzt entdeckten ihre Finger die kleineren Zeichen, die auf den Kettengliedern selbst standen. Sie runzelte verwirrt die Stirn, sah sie sich genauer an, las einige laut vor:

»Unterwerfung, Ruhe, Zustimmung ... Zufriedenheit ... Fügsamkeit, Behagen ... Han, das sind nicht gerade die Wörter, die ich einen Sklaven tragen lassen würde.«

»Nein. Sie sind nicht für mich.«

»Was, du trägst sie für jemand anderen?«

Erstaunlicherweise konnte er jetzt lächeln. »Es ist die Aufgabe eines Sklaven, Lasten für seinen Herrn zu tragen.« *Oder für seine Herrin* – aber er konnte Tien noch immer in die Irre führen, obwohl er nichts als die Wahrheit sagte.

»Ich will diesen Schmied kennenlernen«, sagte sie in einem Ton, der keinerlei guten Willen Suo Lung gegenüber verriet. Und als er die Schultern zuckte, weil er nicht willens war, den Mann einer scharfen Zunge und einem noch schärferen Verstand auszusetzen: »Nun, wenn du mich nicht zu ihm bringst, kann ich immer noch selbst hingehen und ihn suchen. Ich muss nur nach dir Ausschau halten. Sofern du bei der Arbeit bist, natürlich, und nicht herumläufst und irgendwelche Mädchen rettest.«

»Wird dein Onkel die Kleine retten?« Wenn nicht war dies alles zwecklos gewesen; und er spürte jetzt, dass es irgendwie gefährlich war, oder jedenfalls bedeutungsschwanger. Das widerstrebte ihm, das hatte er nicht gewollt. Er gab den Göttern, die in dem Zelt hingen, die Schuld – sie spielten mit ihm.

»Ich weiß es nicht. Das kommt darauf an, wie schwer sie verletzt ist. Das wird mein Onkel herausfinden. Sollen wir jetzt über deine Verletzungen sprechen?«

»Nein. Erzähl mir, warum dein Onkel der Armee folgt.« *Mit dir im Schlepptau – und dich ungebunden im Lager herumlaufen lässt, zwischen all diesen Männern in ihrem rauen Blutdurst ...*

»In Ordnung, aber schließ die Augen.« Sie wartete, bis er das getan hatte, und legte dann seine verstümmelte Hand flach in ihren Schoß. Er spürte ihr Bein durch die Seide ihrer Hosen, hörte leise Geräusche, die er nicht zuordnen konnte, und sah doch hin; er sah, wie sie ein schmales Röhrchen aus ihrer Schärpe hervorzog.

Sah, wie sie ihm einen finsternen Blick zuwarf.

Schloss schnell wieder die Augen und hörte sie lächeln, als sie sagte: »Mein Onkel glaubt, dass niemand seine Pflicht in der Welt erfüllt, wenn er nicht hart auf die Probe gestellt wird. Er hasst Krieg und Grausamkeit; seine Arbeit besteht darin, Körper und Leben zu heilen. So folgt er der Armee – weil dies seine Arbeit ist, weil die Soldaten ihn so sehr brauchen und weil er alles hasst, was sie tun. Diese Stadt, diese Aufgabe, hat ihn bis an seine Grenzen auf die Probe gestellt, und doch ist er noch hier.«

»Und du auch.«

»Natürlich. Wenn ich lernen will, muss ich auch auf die Probe gestellt werden. Sagt er.«

»Und was sagst du?«

»Ich sage: Ich will lernen, also muss ich bei ihm bleiben. Und so muss ich auch auf die Probe gestellt werden, ja. Still jetzt. Augen zu, Mund zu. Keine Fragen mehr. Sei still.«

Da spürte er es, eine kalte, zarte Berührung auf dem Handrücken, das feste Zudrücken, das die Nadel in sein Fleisch beförderte. Noch eine, zwei weitere in sein Handgelenk, langsam; Tiens Finger suchten jeweils den richtigen Platz für jede Nadelspitze. Eine in die Beuge seines Ellenbogens. Eine in die Schulter und dann eine in den Hals; sie schnalzte mit der Zunge, er spürte den Druck ihres Fingers und nahm an, dass sie Blut abwischte.

»Gut. Jetzt bleib sitzen«, als sei er ein Hund, dem man nicht trauen konnte; und dann erzählte sie ihm, weil sie es versprochen hatte, Geschichten darüber, wie sie der Armee und ihrem Onkel folgte. All ihre Geschichten waren Lektionen, fand er, und ihre Nadeln waren die Moral.

Er hatte die Sonne auf der Haut, Tiens Nadeln im Fleisch, ihre Stimme im Ohr. Der Schmerz hatte sich gelegt; er war etwas Fernes, nicht weiter beunruhigend. Die Welt war noch immer ein langsamer Ort, sogar die gedämpften Geräusche des Bachs waren eine weitere Art von Stille. Er hatte in seinem Leben so wenig, das still war, so wenig Zeit, still zu sitzen und nicht zu arbeiten, nicht zu eilen, keine Schmerzen und keine Angst zu haben.

Bis die Drachin sich in seinem Verstand wälzte wie eine Katze im Staub.

Ein Bein ausstreckte, eine lange Klaue, um an ihm zu zupfen.

Falls das nicht nur die Nadeln waren, die mehr taten, als den Schmerz zu verdrängen. Falls es nicht ihre Stimme war, die mehr tat, als ihm Geschichten zu erzählen.

Irgendetwas war es, und *sie* warf ihn um, durchschnitt alle Fäden, die ihn so dicht zusammenhielten; und ob *sie* die Drachin oder das Mädchen war, hätte er nicht zu sagen vermocht.

Es schien keine Rolle zu spielen.

Er rührte sich nicht, konnte es nicht; er saß, wo sie ihn hingesetzt hatte, die Hand noch immer auf ihrem Schoß, und weinte.

Als sie fragte, was mit ihm sei, sagte er: »Ich habe eine Drachin im Kopf und ich versuche ... Ich versuche wirklich, sie in Ketten zu halten ...«

Und dann konnte es natürlich kein Schweigen mehr geben, keine Geheimnisse. Er erzählte ihr von der Schmiede, von Suo Lung, von der Drachin und ihren Ketten.

Irgendwann war der Onkel des Mädchens zum Ufer gekommen. Er stand jetzt hinter ihnen, außerhalb von Hans Gesichtskreis, aber dort, wo er ihn wahrnehmen konnte, und lauschte seinem Geständnis.

Die Neuigkeiten, die der Arzt hatte, kamen später, brachen über sie herein wie Wasser über Steine, zu merkwürdig, um Schaden anzurichten.

Tien hatte ihn gefragt, wie es dem kleinen Mädchen und seiner Mutter ging.

Er sagte: »Das ... Kind ... ist kein kleines Mädchen. Aber auch kein Junge mehr.«

TREUEBRUCH

Sie sagte: »Chien Hua?«

Er sagte: »Uff!«

Sie sagte: »Herr?«

Er sagte: »Du bist schwer.«

Sie sagte: »Bin ich nicht.«

Er sagte: »Bist du doch. Ich glaube, sie haben dich gemästet. Aber das ist nicht der Grund, weshalb du mich außer Atem gebracht hast. Mei Feng, du hast meinen Namen gesagt.«

Sie – die das ganz genau wusste – sagte: »Oh! Oh, habe ich das ...?«, und sah sich nervös um.

Er sagte: »Was ist? Ich bin nicht böse, es hat mir gefallen. Es ist das, was ich will.«

»Ja, Herr, aber ...« Sie deutete auf die Wände, die Wandschirme, die völlige Stille in seinem Schlafzimmer. »Irgendjemand hat mich vielleicht gehört, und Ihr wisst, was für Schwierigkeiten das geben könnte. Ich sollte nicht den Namen des Kaisers aussprechen, es ist verboten ...«

Es war wirklich seinem ganzen Hof verboten, sogar seinen höchsten Generälen, sogar seiner Mutter. Aber Mei Feng saß auf seinem Bett, auf seinem Schoß.

»Pssst«, sagte er und knabberte vergnügt an ihrem Nacken. »Niemand außer mir hat es gehört. Du kannst ihn sagen, wenn wir allein sind.«

»Herr, das sind wir nie. Ihr *wisst*, dass sie die ganze Zeit über lauschen.« Jeder Diener spionierte für irgendjemanden; das war nicht zu ändern. Manche spionierten mittlerweile für sie.

»Wenn sie nicht lauschen würden, woher sollten sie dann wissen, dass sie unerwünscht sind?«

Er war auf unvernünftige Art vernünftig, und sie ließ es ihn spüren: schmolte, verlagerte ihr Gewicht, sog zur Antwort scharf die Luft ein. »Ich verabscheue es, immer so genau aufpassen zu müssen, was ich sage. Und für Euch muss es doch noch schlimmer sein!«

»Ich bin es gewohnt.«

»Nicht so, Herr. Nicht, sie die ganze Zeit so nah um Euch zu haben, dass Ihr niemals einen Freiraum für Euch, für Euch und mich oder für Euch und jemand anderen habt.« Sie räumte gnädig ein, dass er vielleicht dann und wann gern unter vier Augen mit jemand anderem gewesen wäre, weil sie im Augenblick wusste, dass er ganz besessen von ihr war. »In diesem Haus«, sagte sie und starrte die Wände böse an. »Es ist so *klein*!«

Er lachte sie aus, umarmte sie, hüpfte beinahe unter ihr auf und ab. »Mei Feng, du hast mir erzählt, dass du noch nie in einem so riesigen Gebäude gewesen wärest. *Riesig* hast du gesagt. Du dachtest, es sei ein Palast. Die Thronsaal hat dir Angst gemacht. Du sagtest, er sei zu groß für Menschen, er sei wie ein Tempel, etwas so Großes sollte nur den Göttern gehören ...«

Das hatte sie gesagt; im Stillen freute sie sich, dass er sich daran erinnerte. Und barg das Gesicht an seiner Brust und murmelte: »Ich weiß, das habe ich gesagt. Ich war überwältigt. Ihr habt mich überwältigt, Herr, aber ich habe es auf das Haus geschoben, weil ich so große Angst vor allem hatte.«

»Jetzt hast du keine Angst mehr.«

»Immer ein wenig. Ihr seid Kaiser, und jeder hier steht im Rang über mir ...«

»Du hast dich letzte Woche mit meiner Mutter gestritten. Du hast ihr gesagt, sie hätte unrecht. Und sie ist furchteinflößender als ich.«

Das war nur zu wahr – zumindest zum Teil. Sie lächelte und ließ es ihn an seiner Haut spüren. »Das habe ich getan, nicht wahr? Ihr habt mir Mut eingebläht. Aber all diese eng zusammengedrängten Leute jagen mir noch immer Angst ein.«

Er seufzte. »Mei Feng, es tut mir leid, ich kann deinen Rang nicht erhöhen. Ich bin Kaiser, aber sie würden nie zulassen, dass ich dich heirate – eben *weil* ich Kaiser bin, werden sie das niemals erlauben.«

»Ich weiß, Herr. Das spielt keine Rolle. Ich glaube nur nicht, dass es sicher für Euch ist, so zu leben. Die Wachen kämpfen immer untereinander, und Eure Mutter und ihre Frauen sind so nahe« – *zu nahe* –, »dass Ihr ihnen und den Generälen nicht entkommen könnt. Ihr braucht Platz und könnt ihn nicht finden.«

»Es gibt keine größeren Häuser, Süße. Nirgendwo auf dieser Insel.«

»Ich weiß.« Sie holte Atem und sagte, worauf sie hingearbeitet hatte: »Ich glaube, Ihr solltet eines bauen.«

Später, als sie vor seiner Mutter respektvoll auf den Knien lag, sagte sie: »Hohe Herrin, wenn der Sohn des Himmels« – was Schmeichelei war, denn natürlich war er auch der Sohn seiner Mutter – »hier auf Taishu bleiben soll, sollte er einen Palast haben, der Seiner Majestät angemessen ist.«

Und Ihr solltet ihn auch haben, sagten ihre anmutig gesenkten Augen, die auf die Pantoffeln der Kaiserinmutter blickten.

Es bestand nicht die Gefahr, dass die Kaiserin in dieser Beziehung anderer Meinung sein würde. Sie waren alle so berechenbar, diese schlaun Hofleute: Sie waren so in ihren wohlstandigen höfischen Rollen gefangen, dass ihre Füße ausgetretenen Pfaden folgten und sie nur genauso vorgehen konnten, wie sie es taten.

Die alte Frau sagte: »Der einzige Palast, der Seiner Majestät angemessen ist, ist die Verborgene Stadt; nichts anderes wäre auch nur in Ansätzen hinreichend.«

»Ja, hohe Herrin.«

Das trug ihr einen starren Blick aus schwarzen Augen ein. »Mädchen, denkst du, dass man die Verborgene Stadt nachbauen kann? *Hier?*«

»Ja, hohe Herrin.« Sie ließ ihr einen Augenblick, das zu verdauen; dann fuhr sie rasch fort, bevor es als Ungehörigkeit, Unwissenheit oder Prahlerei abgetan werden konnte: »Ich glaube, das müssen wir, hohe Herrin. Seine Majestät verdient nichts Geringeres; in etwas Geringerem kann er nicht angemessen untergebracht werden.« Das waren nicht ihre eigenen Worte; sie hatte sie von einem Schreiber gehört und machte sie sich nun schamlos zu eigen. »Die wahre Verborgene Stadt ist das Herz des Kaisers, aber wir können ein Spiegelbild davon errichten. Ihr müsst nur einen Platz dafür auswählen.« Sie schob ihr eine Karte hin. »Wir haben Männer, um die Arbeiten zu erledigen; es wäre gut, ihnen etwas zu tun zu geben.«

Die Kaiserin runzelte die Stirn. »Die Armee bewacht die Küste. Die Rebellen haben ihre Truppen jenseits der Meerenge zusammengezogen; wir können auf keinen Mann verzichten, um einen Palast zu bauen.«

»Natürlich muss die Sicherheit des Kaisers an erster Stelle stehen, hohe Herrin, sogar noch vor seiner Bequemlichkeit.« *Sogar vor der Euren*; die Kaiserin war scharfsinnig genug, das zu hören. »Aber Ihr habt zehn Myriaden von Männern mitgebracht, eine mächtige Armee.« Sie hatte keine Vorstellung von der wahren Anzahl; sie setzte darauf, dass die Kaiserin auch keine hatte. Es war, wie sie dachte, das einzige Risiko, das sie heute einging. »Man benötigt nicht so viele, um das Meer im Blick zu behalten. Wenn die Rebellen kommen, werden wir sie aus der Ferne sehen – und dies ist eine kleine Insel. Es wird genug Zeit bleiben, ihnen mit so vielen Soldaten entgegenzutreten, wie Ihr wollt.«

Aber bis zu dem Tag«, fuhr sie fort, »sind untätige Männer gefährlich. Wenn sie keinen Krieg haben ... Wie lange wird es dann noch dauern, bis sie einen wollen, den Aufstand gegen ihre Generäle proben« – sie brachte es nicht recht fertig, *gegen den Kaiser* zu sagen – »und ihr Leben selbst in die Hand nehmen? Gebt ihnen Arbeit,

hältet sie beschäftigt – dann sind wir alle in Sicherheit. Und welche bessere Arbeit gäbe es, als dem Jadethron ein neues Haus zu bauen? Bis er sein Zuhause im Norden zurückerobern kann, hat Seine Majestät kein Zuhause – nur das hier. Lasst es uns für ihn bauen, hohe Herrin. Bitte.«

»Wer wird diesen Palast, von dem du träumst, ersinnen und planen?«

Oh, sie war scharfsinnig, sie hatte es schon bemerkt. »Es gibt Baumeister hier bei Hofe, die die Verborgene Stadt genau kennen; aber es wird *sein* Zuhause sein, hohe Herrin, also sollte es auch ihm zustehen, es zu planen.«

Untätige Männer sind gefährlich, Kaiser ebenso wie gemeine Soldaten. Ein derart großes Projekt würde ihn beherrschen. So würden die täglichen Regierungsgeschäfte auf der Insel und die Lenkung der Armee in den Händen bleiben, in denen die Kaiserin sie haben wollte: in den ihren und denen der Generäle.

Die Kaiserin nickte langsam, gebieterisch. Und deutete auf die Karte und fragte: »Wo also? Kein Ort auf Taishu ist weit entfernt« – in der Tat, einer Frau, die die Welt durchquert hatte, konnte nichts fern erscheinen -, aber es sollte weniger als eine Tagesreise von hier entfernt sein.« Nahe genug, dass sie eingreifen konnte, meinte sie.

Mei Feng wollte, dass es weiter entfernt war, und schaffte es, das nicht zu sagen. Sie legte einen Finger auf die Karte und sagte: »Hier, dachte ich, hohe Herrin, an der Jadestraße; zwischen den Bergen und dem Meer. Da es die Straße schon gibt, wäre die Reise leicht.« Ihr trügerischer Finger mochte befriedigend nahe beim Hafen von Taishu liegen, aber es war eine lange Straße, eine Reise von mehreren Tagen im Tempo einer alten Dame, und sie hatte vor, den Palast weit näher an den Hügeln errichten zu lassen. Seine Stärke im Rücken und sein gewaltiges Reich ganz vor ihm ausgebreitet, wenn er nur so weit hätte sehen können.

Diese letzte Entscheidung würde sich natürlich als seine erweisen. Das war ihre Ausrede, die sie sich schon im Voraus zurechtgelegt hatte, falls die Kaiserin etwas dagegen einzuwenden hatte. Bis dahin aber lächelten sie einander in völligem Einverständnis an, zwei Frauen, die in Abwesenheit ihres Mannes Pläne für ihn schmiedeten.

Die Kaiserin sagte: »Ich werde den Rat zusammenrufen, um dies zu erwägen. Den Ratsmitgliedern gefällt es vielleicht« – das hieß *ich werde es ihnen befehlen* -, »sogleich Männer die Straße entlangzuschicken, um mögliche Standorte zu erkunden und Skizzen davon zu machen, um sie dem Sohn des Himmels vorzulegen.«

Mei Feng verneigte sich im Knien.

Der Rat war gern – nur zu gern! – bereit, der Ansicht des Kaisers beizupflichten, dass eine neue Verborgene Stadt gebaut werden solle und dass er selbst die Planung übernehmen würde. Ja, sagten die Generäle, sie könnten ihm die besten Holzschnitzer der Insel zusammenholen, um Modelle der Gebäude anzufertigen – aller Paläste und Pavillons, wie er sie haben wollte, der Baracken und Verwaltungsgebäude, der Schatzhäuser und Tempel, all dessen, was zurückgelassen worden und verloren gegangen war; er konnte seine Modelle gleich hier im Saal aufstellen, alles immer wieder neu gestalten, bis es ihm gefiel, auf einer Karte des Bauplatzes, die auf Seide gemalt und wie ein Teppich ausgebreitet werden konnte ...

Der Kaiser war anwesend und sah zu, wie sie ihre übergroße Zufriedenheit zur Schau trugen. Und auch Mei Feng war da, saß auf ihrem Hocker zu seinen Füßen und lächelte im Stillen darüber, wie sie ihn im Zaum halten wollten – wie einen Jungen, den man mit seinem Spielzeug spielen ließ.

Und jetzt – nur so viel Zeit später, wie man brauchte, um Befehle zu geben – waren sie draußen, im Hof vor dem Saal; hier formierte sich eine Karawane, dort war das Tor hinaus in die Stadt, in die Welt. Nur einen Gedanken und einen Schritt weit entfernt.

Sie war ein Fischermädchen aus einem Fischerdorf, obwohl sie sich gelegentlich kneifen musste, um sich daran zu erinnern. Wenn man irgendwo hinwollte, ging man an Bord eines Bootes, legte ab, und Wind und Wasser brachten einen hin. Im Großen und Ganzen.

Im Großen und Ganzen hätte sie sich wohl das Reisen zu Lande, wenn sie es sich je vorgestellt hätte, ähnlich ausgemalt. Man setzte sich auf ein Pferd, band es los, und es brachte einen, wohin man wollte. Im Großen und Ganzen.

In Wirklichkeit war es, wie sich herausstellte, ganz anders. Natürlich war es das. Alles an diesem neuen Leben war anders, als sie es sich vorgestellt hatte. Warum hätte es mit dem Reisen anders sein sollen? Außerdem war dies eine Reise mit dem Kaiser. Selbstverständlich würde sie laut und schwierig sein und sich verzögern.

Die Ponys des Jademeisters und sein Reisewagen mussten beschlagnahmt und aus den Stallungen geholt werden. Die Lieblingswachen und Diener des Kaisers hatte man benachrichtigt, sie waren aber noch nicht fertig. Mei Feng und der Kaiser standen auf den Stufen zum Thronsaal – er auf der obersten Stufe, sie auf der darunter, sodass er ihr bequem die Hand besitzergreifend auf die Schulter legen und sie sich sacht gegen seine biegsame Stärke lehnen konnte, um so zu tun, als beherrsche er die Welt. Sie sahen zu, wie sich das Durcheinander langsam zu einer Art unbeholfener Ordnung entwickelte, und warteten in ängstlicher Geduld darauf, dass der Rat und die Kaiserinmutter über sie hereinbrechen würden.

Das taten sie, besorgt, tadelnd, aber nicht recht in der Lage, etwas zu verbieten, denn er war schließlich der Sohn des Himmels, und das waren sie nicht. Und letztendlich sagte er zu seiner Mutter, weil sie diejenige war, auf die es ankam: »Natürlich reise ich. Das ist mein Projekt. Es wird mein Palast sein. Wer sonst sollte entscheiden, wo er stehen soll?«

Die alten Augen zogen sich zusammen. »Majestät«, sagte seine Mutter; das bedeutete immer Gefahr. »Das ist lächerlich. Es ist ein überdrehtes Spiel, ein Kinderstreich ...«

»Alles andere als das. Ich bin seit der Nacht, in der wir an Land gegangen sind, in diesem kleinen Haus eingepfercht gewesen.« Das war auch Mei Feng gewesen, weil er sie nicht freiwillig von seiner Seite gelassen hatte und weil kaiserliche Konkubinen nicht frei herumliefen, wenn die Aufmerksamkeit ihres Herrn gerade auf etwas anderes gerichtet war. »Das Volk ist unsere Anwesenheit nicht gewohnt; wir sind eine Last und ein Grund zur Furcht. Es wird den Leuten vielleicht helfen, ihren Kaiser unterwegs zu sehen. Wenn wir uns zeigen, verhindert das vielleicht, dass Unruhe aufkommt; und, ja, lasst uns wenigstens etwas an die frische Luft kommen. Wenn wir die Verborgene Stadt erst gebaut haben -, wir werden sie, denke ich, den Herbstpalast nennen, weil es heißt, dass der Herbst die schönste Jahreszeit auf dieser Insel ist – werden wir Parks und Gärten und allen Platz, den wir wollen, haben. Bis dann lasst uns wenigstens die Straße zwischen hier und dort.«

Es war keine flehentliche Bitte – es war ein Gebot. Er war Kaiser, und man durfte ihm nicht widersprechen, nicht einmal als Kaiserinmutter, nicht vor den Ohren seiner Diener. Es gab eine weitere Debatte, als ein Pferd für ihn gebracht wurde – »Der Kaiser reitet nicht wie ein gemeiner Soldat!« -, aber anscheinend tat er das doch.

Mei Feng fühlte sich siegreich – zittrig und durchgerüttelt, aber doch siegreich -, als sie unter dem großen Tor hindurchfuhr, auf die Jadestraße selbst einbog und die Kaiserin, die Generäle und den Hofstaat, der sie nicht ernst nehmen wollte, hinter sich zurückließ. Der Kaiser konnte vielleicht wie ein gemeiner Soldat reiten, aber sie natürlich nicht. Selbst, wenn es ihr gestattet gewesen wäre, hätte sie es nicht gekonnt; sie hatte nicht einmal eine entfernte Vorstellung davon, wie man auf einem Pferd saß oder es lenkte. Sie fuhr, begleitet von ihren beiden Lieblingsdienerinnen, in dem, was die persönliche Kutsche des Jademeisters gewesen war. Die beiden waren freundlich und ruhig und ein wenig entsetzt, dass sie darauf beharrte, sich aus den Fenstern zu beugen, um die Welt zu sehen. Weil das bedeutete, dass die Welt sie auch sehen konnte. Warum auch nicht? Die Welt hatte viel Zeit gehabt, sie zu sehen, ihr ganzes Leben lang, bis jetzt.

Außerdem lag alles, was sie von der Welt zu sehen bekam, platt mit dem Gesicht nach unten am Straßenrand; Karren, Maultiere und alles andere wurden stehen gelassen, während die Leute sich vor ihrem Kaiser niederwarfen.

Und da war auch in der Tat der Kaiser, der sein Pferd neben der Kutsche zügelte und Mei Feng anlachte, selbst ein bisschen entsetzt: »Mei Feng, geh wieder hinein!

Du bist wie ein Kind, das versucht, seine Kindermädchen zu ärgern ...«

»Ihr seid derjenige, der meine Kindermädchen ärgert«, sagte sie, da sie die Aufregung hinter sich wahrnahm; die beiden Dienerinnen wussten nicht, was sie in Gegenwart des Sohns des Himmels tun sollten, da sie keinen Platz hatten, den Kotau zu vollziehen. »Und wenn Ihr wollt, dass die Leute Euch unterwegs sehen, wie Ihr es Eurer Mutter erzählt habt, solltet Ihr dem Mann, der voranreitet, vielleicht befehlen, nicht weiter Eure Ankunft lauthals anzukündigen. Jeder, der ihn hört, versucht, sich im Dreck zu vergraben; auf die Weise bekommt niemand Euch überhaupt zu sehen.«

»Oh«, sagte er leichthin, »die Mutigen werden schon einen Blick hochwerfen. Und die Geschichte wird sich verbreiten; jeder wird wissen, dass ich hier entlanggekommen bin. Du hast mir dazu geraten. Es ist *deine* Idee, Mei Feng ...«

Das war es; das hatte sie getan. Sie log.

Sie log nur ein wenig. Es würde für das Volk von Taishu – so dachte sie – keinen großen Unterschied machen, ob und wohin der Kaiser reiste.

Andererseits würde es aber für sie beide einen gewaltigen Unterschied machen, sobald es Gewohnheit geworden war. Seine Mutter betrachtete dies vielleicht als einmaliges Ereignis, als eine rebellische Reise, nach der er sich damit zufriedengeben würde, im Saal des Jademeisters mit Landkarten und Bauklötzen zu spielen. Wenn sie das annahm, würde sie bald eines Besseren belehrt werden. Der Herbstpalast sollte sein ganz eigenes Projekt sein: Natürlich würde er Zeit dort verbringen müssen, wenn die Arbeiten erst begonnen hatten.

Wenn ihre Intrige einen Fehler enthielt, konnte sie ihn nicht sehen. Der Kaiser würde glücklicher sein, wenn er den Wind im Haar spürte und etwas zu tun hatte; ihr Volk würde glücklicher sein, wenn so viele Soldaten im Binnenland isoliert und damit eine geringere Bedrohung und geringere Last waren; sogar die Kaiserin würde wohl glücklicher sein, wenn ihr Sohn abgelenkt war und ihr nicht im Weg stand.

Und Mei Feng selbst ... Nun, sie war hier. Sie spürte selbst den Wind im Haar, und das war gut, auch, wenn es kein salziger Wind war. Das knochenbrecherische Voranrumpeln des Wagens war überhaupt nicht wie das glatte Schlingern eines Boots unter Segeln, und der Sitz war nur unzureichend gepolstert. Aber es gab immer einen Weg, sich eine bequemere Fahrt zu sichern.

»Herr«, sagte sie, »Ihr reitet Euer Pferd wie ein Held, aber selbst Helden reiten sich wund, wenn sie zu lange im Sattel bleiben.« Er verlagerte auch schon sein Gewicht von einer Hinterbacke zur anderen oder richtete sich in den Steigbügeln auf, um beide zugleich zu entlasten. »Wollt Ihr Euch und Eurem edlen Tier nicht ein wenig Ruhe gönnen und zu mir hereinkommen, damit wir uns bequemer unterhalten können?«

Bequemer für sie zumindest, meinte sie – durch die feste Widerstandsfähigkeit seines Schoßes gegen das Rütteln gepolstert. Ihre Dienerinnen würden sich so aufregen, dass sie sie vielleicht würde zwingen müssen, zu Fuß zu gehen.

Sie hatte sich nicht sicher sein, nicht wissen können, wie viel Vergnügen er am Reiten fand. Das Grinsen, das sich auf seinem Gesicht ausbreitete, versicherte ihr, dass er immer noch größeres Vergnügen an ihr fand.

Das würde nicht so bleiben; früher oder später – und wahrscheinlich früher – würde seine Mutter andere Frauen für ihn aufreiben, und eine oder mehr als eine von ihnen würde das Feuer entzünden, das er bislang ihr vorbehielt. Doch jetzt noch nicht. Im Augenblick gehörten sein Herz und seine Augen ihr.

Außerdem würde das Vorhaben, einen neuen Palast zu bauen, immer ihres bleiben – ihr und sein gemeinsames. All ihre Intrigen waren auf unmittelbaren Erfolg gerichtet. Um dem Kaiser diese Zeit ohne seine Mutter zu verschaffen; und jetzt, um ihren eigenen schmerzenden Hintern zu entlasten, indem sie ihn fest auf seinem Schoß platzierte.

Manchmal glaubte sie, dass sie ihn ebenso böswillig wie seine Mutter gebrauchte und missbrauchte. Aber den Gedanken erstickte sie jedes Mal in Gelächter. Wie viel sie auch intrigierte und manipulierte – am Ende gab sie ihm genau das, was er wollte. Das konnte gerade sie tun – wie seine Mutter es eben gerade nicht konnte -, weil im Moment gerade sie das war, was er wollte.

Yu Shan stand unter Beobachtung, und sie wollten, dass er es wusste. Tong beobachtete ihn überdeutlich mit stechendem Blick, stand vierschrötig mit verschränkten Armen im Tordurchgang und trug einen leeren, abweisenden Gesichtsausdruck zur Schau. Meister Guangli war einfach und offen neugierig, begeistert, einen steinsüchtigen Bergmann an der Hand zu haben und ihn auf vielerlei Art zum Einsatz bringen zu können. Er hatte beim besten Willen nicht vor, ihn gehen zu lassen.

Trotzdem war er weitaus strenger, als Yu Shans Familie es je gewesen war.

»Du hast eine Affinität zu dem Stein«, sagte er, »und das ist eine kostbare Gabe. Ich werde dir das Schnitzen beibringen, und wir werden sehen, ob du auch in der Hinsicht begabt bist. Du wirst dem Stein aber nicht weiter so ausgesetzt sein, wie du es bisher warst. Du wirst nicht mehr damit schlafen, nicht mehr daran lutschen, keinen Staub mehr schlucken. Du wirst ihn so wenig wie möglich berühren und ihn wie Gift behandeln. Denn das ist er. Verstanden?«

»Ja, Meister.«

»Gut, das genügt. Du und ich leben und schlafen oben; wir essen oben oder im Garten hier. Du betrittst die Werkstätten nur, wenn ich es dir sage. Noch einmal: Verstanden?«

Noch einmal: »Ja, Meister.« Und dann: »Äh, wo schläft Tong?«

»Tong schläft am Tor und bewacht das Haus. Kümmere dich nicht um ihn.«

Yu Shan wollte eigentlich nicht weglaufen. Manchmal wünschte er sich, nie gezwungen gewesen zu sein herzukommen, sondern immer bei seiner Familie in den Bergen geblieben zu sein. Jetzt, da er hier war, war er aber zufrieden damit zu bleiben. Seine Clancousine hatte schon immer gesagt, dass er zu vieles einfach hinnahm. Wahrscheinlich hatte sie recht, aber es hatte keinen Zweck, den Berg anzuheulen oder sich einem Sturzbach entgegenzustellen. Er hatte verloren, was er liebte, sie inbegriffen; wenn er nicht zurückgehen konnte, war es besser, wenn er etwas anderes zu lieben lernte. Er konnte zu Füßen von Meister Guangli sitzen und sein Handwerk lernen. Das würde vielleicht genug sein.

Wenn er das denn durfte. Am ersten Tag hielt Meister Guangli ihn völlig von der Jade fern. Jiao hatte recht gehabt: Yu Shan schrubhte in der Tat die Küche; das war von nun an seine tägliche Pflicht, ebenso, die Wohnräume auszufegen. Und Eimer voll Kohle hochzuschleppen, den Herd anzuzünden, Essen zu kochen. Er konnte eigentlich nicht kochen, aber er lernte es. Und wusch die Kleider seines Meisters und seine eigenen, hängte sie auf lange Bambusstangen in der Galerie, um sie im Sonnenlicht trocknen zu lassen. Das war harte Arbeit, die ihm kaum durch einen Blick auf ein fernes Stück Jade versüßt wurde.

An diesem ersten Tag hatte er bei Sonnenuntergang Kopfschmerzen und feuchte Handflächen. Ein Fieberschauer durchlief ihn. Meister Guangli sah ihn an und brummte, er könne froh sein, dass es nicht schlimmer sei. »Ich hätte nicht gedacht, dass du den ganzen Tag durchhalten würdest. Komm jetzt.«

Hinab von der Galerie, in den Garten im Hof, wo Meister Guangli den ganzen Nachmittag über gearbeitet hatte. Das Werkstück war jetzt außer Sicht, weggeräumt; aber die Bahn geölter Seide, die er ausgebreitet hatte, um darauf zu arbeiten, lag noch da und glitzerte vor Jadesplittern und Jadestaub. Yu Shan durfte einen zarten Pinsel aus Eichhörnchenhaar nehmen und all diese Überreste zusammenkehren. Er durfte sie – sogar mit bloßen Händen! – aufsammeln und sie sanft und sorgsam in einen Beutel füllen. Dann durfte er zusehen, wie Guangli den Beutel abwog und in der Werkstatt versiegelte. Dort durfte Yu Shan sich einige der Werkstücke ansehen und sie sogar berühren, während er aufräumte und saubermachte, bis es dunkel war.

Sobald er in die Nähe der Jade gekommen war, hatten seine Kopfschmerzen nachgelassen; nach der ersten Berührung hatte sich seine Haut beruhigt. Doch auch so konnte diese kurze Stunde der Arbeit in der Umgebung des Steins nicht ausreichen. Die Kopfschmerzen hatten nachgelassen, waren aber nicht völlig verschwunden, sondern lauerten wie eine Drohung am Horizont; seine Haut war kalt und klebrig, aber er wollte sie sich doch reiben. Eigentlich hätte er sogar gern Jadestaub hineingerieben, aber Guangli beobachtete ihn.

Guangli wies ihn an, sich auszuziehen und zu waschen, und gab ihm andere Kleider. Seine eigenen wurden sorgfältig durchsucht. Der Jademeister tastete alle Säume ab, um festzustellen, ob versteckte Steine darin eingenäht waren.

Mit nassen Haaren, frierend und feucht, begann Yu Shan schon wieder zu zittern und fragte: »Meister?« Er tat ganz so, als würde er nichts verstehen.

Ganz so, als ließe er sich überhaupt nicht täuschen, sagte Guangli: »Ich dachte, du würdest kränker werden.«

In Wirklichkeit war er kränker. Er hatte Jade unter der Zunge, unter der Haut, wo sogar Meister Guangli nicht danach gesucht hatte, und war doch kränker, als er wirkte. Der kleine Splitter hatte ihn vielleicht am Leben gehalten, wenn er alles gewesen wäre, worauf er sich hätte verlassen können, aber es wäre ein erbärmliches, schwaches, verzweifelter Leben gewesen. Der Splitter würde nicht ausreichen, ihn nach Hause zu bringen.

Er wollte den Wunderstein und durfte ihn nicht haben. Er fragte, ob er ihn sehen könnte, und fing sich eine Ohrfeige ein, ohne auch nur einen Blick zu erhaschen.

»Nicht einen Blick«, sagte Meister Guangli, der heimlich hinter einer geschlossenen Tür den halben Morgen darüber gebeugt verbracht hatte. »Geh zu Bett – und wenn du es auch nur wagst, in Grün zu träumen, werde ich es erfahren und dich morgen früh verprügeln.«

Yu Shan erhielt dennoch eine Schale mit kaltem Reis und eingemachten Pflaumen, die er mit ins Bett nehmen konnte; Meister Guanglis Worte und Hände waren härter als sein Herz.

Das Bett war ein Strohsack in einem leeren, staubigen Raum im Obergeschoss. Dort war schrecklich viel Platz. Dass es dort keine Dinge gab, machte Yu Shan nichts aus, aber es waren auch keine Menschen dort, und das gefiel ihm überhaupt nicht. Er wusste nicht, was er damit anfangen sollte. Wie er schlafen sollte.

Als Kind hatte er bei den Frauen geschlafen, bei den anderen Kindern. Dann sagten sie, er sei ein Mann, und so hatte er bei den Männern geschlafen, außer in den Nächten, in denen er sich mit seiner Clancousine hatte treffen können, um im Wald zu schlafen – wenn sie denn überhaupt geschlafen hatten.

Und dann hatte es Nächte gegeben, in denen er am Mineneingang Wache gehalten hatte und allein gewesen war, aber dann hatte er nicht geschlafen. Und schließlich hatte er in den paar Nächten, nachdem er das Tal verlassen hatte, allein im Wald geschlafen, bis Jiao ihn gefunden hatte. Selbst da hatte er sich nicht allein gefühlt, denn er hatte den Wunderstein gehabt. Er hatte nicht viel geschlafen und, ja, wenn er es getan hatte, waren seine Träume von Grün erfüllt gewesen.

Und dann war da Jiao gewesen, die zwar nicht seine Clancousine war, aber dennoch ... Mit ihr hatte man gut schlafen können. Sie war tröstlich, und er hätte sie jetzt gern bei sich gehabt.

Er hätte jeden gern bei sich gehabt: Meister Guangli, Tong, jeglichen atmenden Körper. Er vermisste das Geräusch des Atems anderer Menschen. Seine eigenen Atemzüge machten ihm in solcher Leere Angst: Sie waren zu laut, verrieten zu viel. Er dachte, der Raum würde ihn verschlingen.

Er aß seinen Reis und die eingemachten Pflaumen im Dunkeln mit den Fingern. Legte sich hin, zog eine Decke über sich und hatte sich noch nie dem Schlaf ferner gefühlt.

Er wollte ...

Er wollte Jiao, aber nur, weil sie in der Nähe und vorstellbarer war.

Er wollte seine Clancousine, aber nur, weil er anderswo sein wollte und vor allem *jemand anders* – der Bergarbeiterjunge aus den Bergen, der schon verloren war.

Er wollte den Wunderstein, aber nur, weil er unerreichbar war, etwas Glanzvolles jenseits seiner Reichweite, weit jenseits dessen, was er verdiente.

Er wollte seinen alten Jadekiesel, den er über die Jahre hinweg glattgelutscht hatte. Er wollte ihn sich in die Wange schieben und sacht mit der Zunge daran herumspielen, ihn von einer Seite auf die andere drehen, ihn hinter seine Zähne schieben, lutschten, schlucken und wieder lutschen, das leichte Prickeln im Mund und im ganzen Körper spüren, wenn das Blut den Stein durch die Adern trug.

Er lutschte an seinen Fingern, denen noch der Geschmack von schwarzem Essig und Sternanis anhaftete. Das war alles, was er hatte, und überhaupt nicht das, was er wollte.

Er fand sich auf den Beinen und in der Tür wieder, trat auf die Galerie hinaus. Raues, griffiges Holz unter seinen Fußsohlen. Vielleicht musste er auch diese Bohlen schrubben. Morgen.

Unten, jenseits des Hofes, lag die Werkstatt, in der der Wunderstein zusammen mit viel mehr Jade stand. Die Steine hatten alle Gesellschaft, die sie sich nur wünschen konnten, und er war allein.

Vielleicht würde es ihnen nichts ausmachen, wenn er zu ihnen kam ...

Aber aus der Werkstatt drang ein sanft flackerndes, gelbes Leuchten, und dann öffnete sich die Tür und Meister Guangli kam mit einer Lampe in der Hand heraus. Er hielt inne und sah hoch: sah geradewegs Yu Shan an.

Und sprach nicht, gestikulierte nicht, drehte sich aber um und verschloss die Werkstatttür sehr betont hinter sich, bevor er zum Tor hinüberging, um mit Tong zu sprechen.

Als er die Stufen zur Galerie emporstieg, war Yu Shan schon wieder in seinem Zimmer und in seinem Bett. Er lag zitternd unter der Decke, lutschte an seinen Fingern und war allein.

Am Morgen musste er sich frische Kleider suchen und alles waschen, was er in der letzten Nacht berührt hatte, die Kleider ebenso wie das Bettzeug, weil alles von saurem Schweiß durchtränkt war.

Guangli sah, wie er seine Steppdecke zum Trocknen über das Geländer der Galerie hängte. Der Jademeister musterte Yu Shan genau, und sein Stirnrunzeln vertiefte sich nur noch.

»Hast du überhaupt geschlafen, Junge? Ehrlich?«

»Ja, Meister.« Allerdings nur unruhig und gegen Morgen, von Alpträumen geschüttelt und verzweifelt.

»Hmm. Bekommst du eine Tracht Prügel von mir?« Und dann, nach einem Moment: »Das war ein Scherz, Junge. Sozusagen. Du musst nicht lachen. Was ich sagen will ... Erzähl mir von deinen Träumen. Ob du von Jade geträumt hast oder nicht.«

Er versuchte es, aber es war schwer: nur Bildsplitter, als hätte er von vornherein nur Bruchstücke gesehen. Stattdessen ließ ihn Guangli von der langen Nacht erzählen, in der er nicht geschlafen hatte – wie er geschwitzt hatte, wie er gezittert hatte, wie er geglaubt hatte, die Dunkelheit sei ein lebendes Wesen, eng mit der Stille befreundet, mit der sie sich verschworen hatte, um Yu Shan zu verschlingen.

Meister Guangli bereitete ihm ein Getränk aus Kräutern zu, und das half; wenigstens hatte er danach einen frischeren Geschmack im Mund und sein Magen beruhigte sich. Es war noch nicht das, was er brauchte.

Das wusste auch der Jademeister und verblüffte ihn, indem er ihm einen Schlüssel in die Hand drückte.

»Der hier öffnet alle Werkstätten«, sagte er. »Es wird von nun an allmorgendlich deine Pflicht sein, die Türen aufzuschließen, die Fensterläden zu öffnen, den Steinen Licht und Luft zu verschaffen. Bleib nicht zu lange, berühre nichts und versuch nicht, mehr zu stehlen, als ich dir gebe. Nimm es als das, was es ist, und sei dankbar.«

»Ja, Meister.«

Unter den Augen des Jademeisters suchte er zuletzt den Wunderstein auf. Rings um den Hof lagen andere Werkstätten; in manchen war überhaupt keine Jade. Yu Shan schloss sie mit Bedacht auf, ging hinein und riss ihre Fensterläden weit auf. Allein schon zu wissen, dass der Stein vor ihm lag – bald jetzt, bald! -, brachte ihn dazu, sich Zeit zu lassen. Wenn das nur keine Perversion war ... Er kannte Leute, die es so genannt hätten.

Er hatte Leute gekannt, die es so genannt hätten. Jetzt hatte er ein neues Leben; er kannte niemanden.

Doch die, die ihn gekannt hatten, hätten seine Sturheit wiedererkannt, in der er das, was er am meisten wollte, nur aus dem Augenwinkel betrachtete, während er seinem Herrn zeigte, dass er sich zu beherrschen wusste.

Eine nach der anderen erreichte er die Türen, hinter denen sich Schätze verbargen. Schloss die erste auf und ging hinein. Atmete die Luft, die die Jade die ganze Nacht über geatmet hatte, und spürte, wie der Schmerz und das Leid seiner eigenen Nacht ruckartig einen Schritt zurückwichen; dann einen zweiten.

Er öffnete die Fensterläden, sodass Licht hereinfiel und der Stein in seinen Augen sang; und ging rasch wieder hinaus, den Rücken all der Jade zugekehrt, und ging zur nächsten Tür und öffnete sie.

Zum Schluss kam das Beste: die Tür, hinter der sich der Wunderstein verbarg. Und er dachte nicht einmal daran, mit den Fingern darüberzustreichen, als er beim Hineingehen oder auf dem Rückweg daran vorbeikam. Seine Augen gierten danach, aber er wurde nicht schwach, blieb nicht stehen.

Er streckte den Schlüssel aus, aber Meister Guangli sagte: »Nein, behalt ihn. Du kannst zu Sonnenuntergang wieder abschließen, sobald du die Werkstätten ausgefegt hast, wie ein Lehrling es tun sollte.«

Du kannst dich aussperren, sagte er damit. Es ist eine Prüfung.

Doch zuvor führte er Yu Shan in eine der Werkstätten und sagte: »Ich nehme an, du kannst nicht lesen, Junge, nicht wahr?«

»Nein, Meister.«

»Du wirst es lernen müssen, wenn du Jadeschnitzer werden willst. Ich nehme an, ich kann dich unterrichten lassen. Doch bis dahin ... Jeder Junge sollte seinen Namen schreiben können. Setz dich dahin« – auf den Boden, eine alte Kiste wie einen Tisch vor sich – »und nimm die hier.« Ein Blatt Papier, Pinsel, Tintenstein und Wasserpipette. »Du weißt doch, wie man Tinte reibt?«

Das wusste er; er hatte dabei zugesehen. Sie waren in den Bergen schließlich keine Barbaren. Sie schrieben Briefe. Sein Onkel konnte schreiben. Und hatte angeboten, ihn zu unterrichten, aber er hatte keine Notwendigkeit gesehen.

Er rieb Tintenstein und vermischte ihn mit Wasser. Guangli setzte sich neben ihn, nahm den Pinsel und schrieb zwei Schriftzeichen oben aufs Blatt: »Yu Shan. *Jade-Berg*. Ein starker, eindeutiger Name, mit starken, eindeutigen Schriftzeichen. Siehst du ihn jetzt zum ersten Mal geschrieben?«

Eigentlich nicht, aber er nickte dennoch, um dem Jademeister eine Freude zu machen.

»Sieh noch einmal hin und achte genau auf die Richtung und die Anordnung der Striche. Es ist wichtig, die Schriftzeichen genauso zu schreiben, wie ich es tue. Von links nach rechts, von oben nach unten, und schließ sie so ab ... Jetzt du. Nimm den Pinsel, nimm Tinte, mach es mir nach ... Nein, erst diese beiden, dann den senkrechten Strich und den Schlusstrich, um das Zeichen abzuschließen ... Ja. Noch einmal.«

Und noch einmal und noch einmal; dann wurde er mit einem frischen Blatt Papier allein gelassen, um weiter zu üben, bis seine Striche gerade und leserlich waren. Das war kein echtes Schreibenlernen, das sah er ein. Es war, als bringe man einem Hund ein Kunststück bei: *Schaut, ich habe meinem Jungen beigebracht, seinen Namen zu schreiben*. Aber dennoch verbanden sich ein gewisser Stolz und etwas Aufregung damit, Zeichen zu malen, die für ihn selbst standen.

Meister Guangli kam in die Werkstatt zurück, und Yu Shans gesamte Haut war plötzlich aufmerksam. Seine Augen konnten die Jade nicht finden, aber ...

»Ja«, sagte Guangli, beinahe bekümmert. »Du weißt, dass sie da ist, nicht wahr, Junge?«

Er griff in seinen Ärmel und zog eine flache Jadescheibe hervor, über die quer ein Riss lief.

»Das hier ist nur zum Üben gut. Du weißt, wie man den Stein abbaut und wie man ihn missbraucht; heute erhältst du deine erste Lehrstunde darin, ihn zu schnitzen. Du hast gelernt, deinen Namen mit Tinte zu schreiben; jetzt kannst du lernen, ihn in Jade zu schneiden. Das würde dir doch gefallen, nicht wahr? Zu sehen, was der Stein sagt, und zu wissen, dass es deinen Namen bedeutet?«

Er neckte ihn offensichtlich und war doch zugleich ernst. Yü Shan nickte feierlich; ja, natürlich würde ihm das gefallen. Es würde sich in seinem Kopf festsetzen wie ein heller Stern am klaren Himmel.

Guangli legte die Scheibe vor ihn hin. Yü Shan berührte sie nicht – nicht ganz. Das musste er nicht erst. Er hätte mit geschlossenen Augen ihre Ausmaße exakt nachzeichnen können: ihre Größe, ihr Gewicht, ihre Beschädigung. Ihre Nähe sickerte durch die Finger, die sie kaum berührten, in ihn ein, durch den Schweiß auf seiner Haut, die Tränen in seinen Augen und die Luft, von der er sich nicht ganz sicher war, ob er sie einatmete.

»Jetzt fühlst du dich besser, nicht wahr, Junge?«

Ein Nicken. Worte waren unnötig.

»In Ordnung. Nimm den Pinsel und schreib deinen Namen auf die Scheibe.« Dann, als er zögerte: »Yü Shan, es lässt sich abwaschen. Der Stein verzeiht dem Handwerker. Aber du musst anfangen. Nichts und niemand verzeiht dem Faulen – oder dem Feigling.«

Faul war er nicht; ein Feigling – nun, vielleicht. Mit Sicherheit hatte er hiervor Angst. Zeichen auf die Jade zu malen und es nicht gut zu machen. Das erschien ihm unverzeihlich. Ketzerisch. Unerträglich.

Er hob den Pinsel und tauchte ihn in die Tinte. Zog den ersten Strich auf dem Stein und sah zu, wie die Tinte vom Pinsel wegströmte und sich über das Plättchen verteilte. Entsetzt hob er den Blick zum Jademeister.

»Ich hab's dir doch gesagt«, sagte Guangli sanft. »Wasch es ab und fang neu an. Und denk daran, dass Stein Tinte nicht so aufsaugt wie Papier. Nimm weniger auf den Pinsel.«

Das tat er alles und versuchte es noch einmal. Und noch einmal.

»Sei nicht so zögerlich, Yü Shan. Kunst ist mutig – immer. Sie kann zwar zurückhaltend sein, aber nie schüchtern. Und versuch, nicht so klein zu schreiben. Du hast all den Platz auf der Scheibe, zwei Hand flächen breit: zwei Handflächen, zwei Schriftzeichen. Nutze ihn ganz aus.«

Je länger er zum Lernen brauchte, desto länger konnte er bei der Jade bleiben; aber das wäre Diebstahl gewesen, Betrug. Er würde sich nicht mit Absicht ungeschickt anstellen. Außerdem musste er das nicht erst tun.

Wieder und wieder, bis er zufrieden war, und der Meister auch.

Guangli nahm ihm die Pinsel weg und gab ihm ein schmales Werkzeug mit Bambusgriff und glänzender Stahlspitze.

»Das ist ein Ritzwerkzeug. Jade ist ein harter Stein, aber das hier ist härter. Kratz die Tinte weg, dann wirst du deinen Namen in den Stein darunter gekratzt finden.«

Yu Shan packte die Jadescheibe mit der linken Hand und führte das Ritzwerkzeug mit der rechten daran heran.

»Yü Shan, wenn du nur so leicht daran schabst, kitzelst du allenfalls die Tinte weg, hinterlässt aber keine Ritzung im Stein. Lass die Klinge beißen! Du hast dein Leben damit verbracht, Jade aus dem umgebenden Felsen zu hauen; du kannst mir nicht erzählen, dass du jetzt zu schüchtern bist, sie zu zerkratzen.«

Er hatte die unbehauenen Splitter aus dem umgebenden Gestein gehauen, und das hatte sich angefühlt, als befreie er etwas, das frei sein musste. Aber dies ... Dies hier war schon geformt, zugeschnitten und poliert worden, obwohl es schadhaft war; es noch weiter zu verletzen war ... schwer für ihn. Und außerdem berührte er es. Es lag in seiner Hand, und sein Körper trank diese Berührung; es war doppelt hart, in das zu schneiden, was in seinem Blut funkelte, seine Haut wie eine heiße Quelle verbrühte.

Aber ... Aber Meister Guangli würde ihm dies hier wegnehmen, wenn er kein Schnitzer werden wollte oder konnte. Yü Shan wollte nicht sein Leben lang Diener bleiben, den Boden fegen und Kleider waschen.

Deshalb setzte er die Klinge des Ritzwerkzeugs auf die Tinte, wo sie auf dem Stein lag; er spürte es, als würde eine Klinge auf seine eigene Haut gesetzt, und drückte doch so fest zu, wie er es nur wagte, zerrte die Klinge den Tintenstrich entlang.

Und hielt inne, weil er hätte schwören können, dass er blutete. Meister Guangli schimpfte zweimal mit ihm: einmal dafür, dass er zu zögerlich war – obwohl er doch sicher gewesen war, entschlossen, sogar angriffslustig zu sein –, und dann dafür, dass er zu früh nachsah, obwohl er doch kaum begonnen hatte.

Yü Shan sah sich die Jadescheibe an und sah den kurzen Kratzer, den er in Wirklichkeit verursacht hatte, obwohl er doch einen tiefen Einschnitt gespürt hatte. Und nickte, setzte das Werkzeug wieder auf den Stein, biss die Zähne zusammen und schnitt.

Es war kein echter Schmerz. Es war wie eine Erprobung seines Geistes. So wie damals, als er noch klein gewesen war, einen Splitter unter die Haut bekommen hatte und seine Mutter ihn mit einer Nadel wieder herausgeholt hatte, indem sie scharfen Stahl in sein weiches Fleisch drückte und ihn doch nicht wirklich verletzte. Auf eine bruchstückhafte Weise war er ein Teil der Jade und sie ein Teil von ihm; und dies war nicht ganz eine Vergewaltigung, verletzte aber die eigentliche Grenze zwischen ihnen. Die Klinge des Ritzwerkzeugs grub sich genauso in ihn wie in die Jade.

Wenn er spüren konnte, wo die Klinge schnitt, konnte er sie genauer führen; hierhin und dorthin, hier entlang und dort entlang. Er schnitt, wie er geschrieben hatte, von links nach rechts, von oben nach unten, schloss die Schriftzeichen ab und fügte die letzten Striche hinzu, versuchte, das gleiche rasche Zutrauen mit dem Ritzwerkzeug nachzuahmen, das er mit dem Pinsel kopiert hatte.

Er arbeitete, und dann war es getan; er hielt inne, legte das Ritzwerkzeug hin und sah Meister Guangli an.

Der sagte: »Nun, ich muss dir nicht viel beibringen, nicht wahr? Abgesehen von lebenslanger Übung natürlich. Gib mir die Jadescheibe.«

»Habe ... habe ich das gut gemacht?« Er konnte es nicht abschätzen, er konnte sie kaum sehen; es war, als versuche er, sich selbst ohne irgendeinen Spiegel zu sehen. Die Tatsache allein überwältigte ihn.

Und die Jadescheibe lag noch immer in seiner Hand, der Stein sang seinem Blut vor, und sein Blut sang zurück und ...

»Ganz gut für einen ersten Versuch.« Aber der Jademeister ließ etwas unausgesprochen, als hätte sein Schüler seine Erwartungen übertroffen, sodass er an sich halten musste, um ihn nicht zu loben. »Gib mir jetzt die Scheibe.«

Sie lag wie ein Gewicht in seiner Hand, aber nicht wie eine Last: Wie das Gewicht der eigenen Knochen, die zu tragen er gewohnt war. Aber seine Knochen fühlten

sich im Vergleich hierzu tot an: Der Stein pulsierte und hatte ein Eigenleben. Er konnte den Riss spüren, eine Unterbrechung im Puls, aber ...

»Yu Shan.«

Meister Guangli klang wie die Jade selbst. Yu Shan musste sich zwingen, die Augen von dem glatten Grün und den Schriftzeichen seines Namens loszueisen. Er sah, dass auch die Augen seines Meisters einen grünen Schimmer hatten, so tief wie die Jade, obwohl sie nicht so klar singen konnten.

»Yu Shan, gib sie mir.«

Nun, das konnte er tun. Er hob die Jadescheibe mit beiden Händen hoch, stand auf, um dem Jademeister gegenüberzutreten, und reichte ihm die Scheibe mit einer tiefen Verneigung, eine Gabe, als käme es ihm zu, sie zu verschenken.

Meister Guangli nahm sie gleichermaßen respektvoll entgegen, mit beiden Händen, ohne jeglichen Spott und jegliche Abschätzigkeit.

Und dann war sie fort, und Yu Shan wollte sie wiederhaben und konnte sie nicht bekommen.

Er fragte: »Was wird jetzt damit geschehen?«

»Das weißt du. Die Jade gehört dem Kaiser.«

»Ja, ja, natürlich – aber sie ist beschädigt, sie kann nicht als Geschenk an ihn dienen.« *Und meine Schrift ist darauf, mein Name; und ich bin auch kein Geschenk an ihn ...*

»Nein, in der Tat, aber sie muss ihn dennoch erreichen. Er hat seine eigenen Handwerker im Palast, die aus beschädigten Stücken kleinere Dinge machen. Oder vielleicht entschließt er sich, die Scheibe zu behalten, als Aufzeichnung über seinen neuesten Diener.« Er warf Yu Shan einen finsternen, intensiven Blick zu, um ihn wissen zu lassen, dass er dessen nicht würdig war.

Es ging nicht darum, ob er dessen würdig war; er wollte nicht. »Ich bin kein Diener des Kaisers!«

»Ein Diener seines Dieners.« Guangli berührte seine Brust, um auf sich selbst hinzuweisen. »Also bist du doch einer. Wie denn auch nicht, wenn du dich an Jade gewagt hast?«

Irgendein kindlicher Teil von Yu Shan ließ ihn wünschen, die Hände hinter dem Rücken verbergen und von der Kiste mit dem Ritzwerkzeug und dem Staub wegschleichen zu können, um seinen Namen und seine Arbeit völlig zu verleugnen.

»Man sagt«, fuhr der Jademeister fort, »dass er eine Liste aller Männer hat, die je ein Stück Jade für den Thron geschnitzt haben, für jeglichen Kaiser.«

Yu Shan riss den Mund auf.

»Natürlich hat er seine Listen wohl in der Verborgenen Stadt zurückgelassen. Seine Karawanen konnten nicht alles mitführen. Wenn ja, dann wird er neu beginnen wollen; und von heute an wird auch dein Name auf der Liste stehen müssen.«

Meister Guangli schob die Scheibe in seinen Ärmel. Yu Shan faltete die Hände, um sie daran zu hindern zu zittern. Oder zuzugreifen. Oder nach der Kiste zu langen, mit den Fingern durch den Jadestaub darauf zu fahren und ihn an die Lippen zu führen.

Ein wenig Staub – nur ganz wenig! – befand sich unter seinen Nägeln und in den Rillen seiner Handflächen, wo er am feuchten Schweiß hängen geblieben war. Er spürte das leichte Prickeln auf den Handflächen und an den Fingern, so, wie er die ganze Zeit über den Splitter im Mund spürte.

Meister Guangli las schon wieder seine Gedanken, sofern es nicht sein Körper war, der ihn verriet. »Du brauchst für den Augenblick nicht mehr. Du bist nicht mehr derselbe, den ich vor einer Stunde hergebracht habe; du bist munter und aufmerksam, wie eine Pflanze im Sonnenschein. Damit wirst du über den Tag kommen, Junge. Sammele den Staub ein – jedes kleinste Körnchen, bitte – und wasch dir die Hände. Gründlich. Dann mach dich an deine Aufgaben. Sieh zu, ob du genauso schnell lernst, ein Hausdiener zu sein, wie du lernst, mit Jade umzugehen.«

Er lernte aber eigentlich, *nicht* mit Jade umzugehen. Es war schwer. An manchen Tagen war ihm schwindelig oder schlecht, an manchen schwitzte er, und an manchen taten ihm die Knochen und der Bauch so weh, dass er kaum gehen konnte. Und das trotz des geheimen Splitters, der noch immer in seinem Fleisch steckte und ihm zumindest ein wenig Erleichterung verschaffte, bis er wieder in die Werkstätten durfte, um die Handhabung eines weiteren Werkzeugs zu erlernen, an der Drehbank zu arbeiten oder einfach Meister Guangli zuzusehen, bis es an der Zeit war zu fegen, aufzuräumen und abzuschließen.

Das war besser, all das war besser; aber dann kam die Nacht und die musste er allein ertragen, außer in den Nächten, in denen Jiao kam.

Jiao kam häufiger, als dass sie nicht kam. Manchmal schien es, als hätte Meister Guangli an dem Tag, als er Yu Shan gekauft hatte, zugleich auch sie gekauft.

Beim ersten Mal dachte Yu Shan, der Jademeister hätte nach ihr schicken lassen. Es war sein dritter Tag im Haus, nach seiner zweiten schlaflosen Nacht des Schwitzens und Sehnsens, der Schmerzen und des Herumwälzens. An diesem Tag nahm ihn Meister Guangli das erste Mal mit aus dem Haus, um ihm den Weg zum Markt zu zeigen. Und ihn den Korb tragen zu lassen – nicht, dass es viel gegeben hätte, um ihn zu füllen; in den Bergen hatte er besser gegessen als in dieser überfüllten Stadt – und ihn dann mit den Einkäufen nach Hause zu schicken, damit er das Gemüse abbürstete, schälte und schnitt, zum Abendessen getrocknete Bohnen vorbereitete und getrockneten Fisch einweichte.

Als Jiao zur Essenszeit auftauchte, war der Jademeister alles andere als überrascht. Yu Shan schloss daraus, dass sie eingeladen war. *Um den Jungen abzulenken* – das schien sich von selbst zu verstehen. Als sie blieb – und immer noch blieb und blieb, nachdem Tong und Guangli beide schon zu Bett gegangen waren, und sogar noch blieb, als ihr die Worte ausgingen -, war er sich dessen sicher.

Wenn er schon nicht schlafen konnte und litt, war es besser, das in schlafloser, ablenkender Gesellschaft zu tun. Als sie ihm andere Gründe verschaffte zu schwitzen, zu grunzen, sich zu wälzen und auf dem Strohsack zu strecken, konnte er beinahe den nagenden Hunger seiner Seele vergessen, beinahe glauben, dass der Splitter unter seiner Haut genug Jade war, um ihn durch die Nacht zu bringen.

Beinahe.

Meister Guangli schien der Meinung zu sein, dass er am Morgen besser aussah. Und Jiao schien ihm gern bei der Arbeit zuzusehen, ob er nun Jade schnitzte, Töpfe schrubhte oder fegte. Jedenfalls blieb sie lange und kam früh zurück.

Vielleicht war es nur, dass sie keinen Grund hatte, anderswo zu sein. Es war angenehm, auf dem Hof zu sitzen. Sie und Guangli waren alte Freunde, die Geschäfte mit einander abschließen konnten, wenn es welche gab, reden und lachen und essen konnten, wenn sie außer ihrer Zeit nichts anzubieten hatte – und die verbrachte sie, wie sie wollte. Wenn Guangli hinter verschlossenen Türen am Wunderstein arbeitete, ließ sie ihn in Ruhe und quälte stattdessen nur zu gern Yu Shan.

Sie warf auf dem Hof mit Messern, die dumpf in die eine oder andere der hölzernen Säulen drangen, auf denen die Galerie ruhte. Sie räkelte sich in der Sonne, schärfte träge ihr Schwert oder schlief – was häufiger vorkam – ebenso träge. Sie schlief viel und nannte das eine Soldatengewohnheit: geizig mit sich selbst umzugehen, Notwendiges aufzustocken, um es zu haben, wenn es später gebraucht wurde.

Mit *später* meinte sie vielleicht die Nächte, in denen sie mit ihm wach bleiben und mit seinem Schlafmangel mithalten konnte. In den meisten Nächten blieb sie.

»Yu Shan!«

»Ja, Jiao?«

»Lass das liegen und komm her. Setz dich, setz dich. Ich habe ein Geschenk für dich.«

Setz dich, setz dich bedeutete anscheinend *knie dich hin, hier, vor mich, wo ich dich schmücken kann*. Sie war immer noch bewundernswert besitzergreifend; vielleicht hatte sie vergessen, dass sie ihn weiterverkauft hatte.

Guangli sah kurz von seiner Werkbank auf, fing Yu Shans Blick auf und zuckte die Schultern; er drängte ihn nicht, hielt ihn aber auch nicht auf. Überließ es ihm, dies so aufzunehmen, wie es ihm gut erschien – also passiv, leichthin. Der einfachste Weg mit ihr auszukommen, war zuzulassen, dass sie mit ihm tat, was sie wollte.

Sie hatte ein Amulett mitgebracht, an einer Halskette aus grünen Steinen. Sein Herz setzte keinen Augenblick lang aus: Sie waren alle vom Meer blankgeriebene Kiesel, namenlos und bedeutungslos.

Sie sagte: »Das Grün passt zu deinen Augen; damit habe ich gerechnet. Das Amulett ist irgendeiner hiesigen Göttin zugeordnet, du solltest wissen, welcher ...«

Keiner Talgöttin, keiner Berggöttin; woher sollte er es also wissen?

»Ich dachte, ich sollte dir etwas schenken, woran du lutschen kannst«, sagte sie. »Für die Nächte, in denen ich nicht hier bin und in denen du etwas mit deinem Mund anfangen musst.«

Er war sich nicht sicher, ob sie ihn absichtlich zum Erröten brachte oder es gar nicht darauf anlegte. Sie grinste noch immer jedes Mal, wenn sie ihn dabei ertappte.

»Der Mann, von dem ich es habe, sagt, diese Göttin schütze vor Drachen. Dann tut sie das wohl. Lutsch daran – dann wirst du dein ganzes langes Leben lang nicht von Drachen belästigt werden, nehme ich an.«

Sie spottete – und das zeigte deutlicher als alles andere, dass sie eine Fremde war. Sogar Yu Shan wusste um die Drachin unter der Meerenge. Der Mann musste ebenfalls ein Fremder gewesen sein, wenn er in Zeiten wie diesen ein Amulett gegen Drachen aus der Hand gab. Es war wahrscheinlich einer der kaiserlichen Soldaten aus dem hohen Norden gewesen, wo keiner etwas wusste. Yu Shan konnte sich schon denken, wie das zustande gekommen war: Irgendeine Frau hatte sich zum Strand durchgekämpft und um einen Platz auf einem Boot gefleht, hatte alles geboten, was sie einzutauschen hatte. Das hatte er dann schnell weiterverschachert, warum auch nicht? Er hatte es nicht besser gewusst ...

Jiao wusste es nicht besser als er; sie sagte: »Ich mag es, wenn meine Männer hübsch zurechtgemacht sind«, und ließ ihm die Halskette über den Kopf fallen, sodass sie glänzend und unnatürlich auf seinem stumpfen, abgetragenen Hemd lag. Es spielte keine Rolle, wie sehr sie alles missverstand. Sogar seine Kleider waren hier nicht seine eigenen, er trug, was der Jademeister ihm gab; das Amulett und die Halskette waren vom ersten Augenblick an wertvoll für ihn, weil sie sein waren, weil sie sie ihm schenkte.

Und sie hatte lange, kühle Finger und die ihr eigene, drahtige, böse Piratenkraft, die sie die ganze Nacht hindurch wieder und wieder gebrauchte, zusammen mit dem breiten Mund, der in der Dunkelheit so viel weicher wirkte, der Zunge und den Zähnen, die nie weich waren. Und ihr magerer Körper, glitschig und kräftig und fordernd, ließ ihm keine Zeit, allein oder sehnsüchtig zu sein, ließ ihm nichts, bis auf das, was sie ihm freiwillig überließ.

Das brachte ihn durch die Nächte – diejenigen, in denen sie da war. Wenn sie nicht da war, hatte er dennoch ihr Bild im Kopf, die Erinnerung an ihre Berührung auf der Haut – wenn sie nie blaue Flecken auf ihm hinterließ, dann nicht, weil sie es nicht versucht hätte – und ihren Geschmack im Mund. Sie sättigte ihn; das konnte er dem sehnsuchtsvollen Gesang der Jade entgegensetzen. Es war besser – so dachte er –, umkämpft zu sein, als einfach nur heftiges Verlangen zu spüren. Es war immer besser, nicht allein zu sein.

Er klammerte sich an sie. Sie war zu klug, seine Bedrängnis als Leidenschaft auszulegen. Und wenn sie körperlich erschöpft waren und er immer noch nicht schlief, dann schlief oft auch sie nicht, ein weiteres Geschenk, das sie ihm machte; und so lagen sie zusammen da, redeten leise miteinander, klebten aneinander, wo sie sich berührten, bis sie die ersten Geräusche von unten hörten.

Yu Shans Zimmer lag direkt über dem Durchgang, der von der Gasse auf den Hof führte; sein Fußboden war die Decke des Gangs. *Dienerkammern*, sagte Jiao, sodass diejenigen, die dort schliefen, hören konnten, wenn noch spät jemand ankam. Die Anspielung, dass er hier nur ein Diener war, machte ihm nichts aus; sie traf zu. Das Tor blieb ohnehin von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang verschlossen. Tong war eher eine Wache als ein Pförtner; eher eine Schutzschild als ein Willkommenszeichen.

Und doch hörten sie beide direkt unter den Brettern, auf denen sie lagen, Torangeln knarren und dann hastige Schritte. Auch Stimmengemurmel; das hörten sie deutlich, weil sie beide beim ersten Knarren des Tors völlig still geworden waren. Sie aus uraltem Pirateninstinkt, er, weil ihre Hand auf seinem Mund lag, um ihn zum Schweigen zu bringen.

Sie zählte die Männer, als sie vorbeikamen; ihre Finger trommelten die Zahl auf seine Lippen: *Eins, zwei, drei, vier, Fünf* ... Und dann ein Zögern, eine Unsicherheit, ein Schulterzucken: *Sagen wir: fünf*.

Fünf, und sie waren nur zwei; aber sie war eine Schurkin, eine Piratin, die schon aufsprang und nach dem Tao griff, den sie immer trug. Nackt und unbesorgt stand sie an der Tür, öffnete sie leicht, sah sich um und sah, dass er auf den Beinen und bereit war. Unbewaffnet, aber ebenso bereit wie sie.

Sie schlüpfte hinaus, und er folgte ihr, zu groß und schwer, um ihr leichtfüßiges Huschen nachahmen zu können; die Dielen knarrten unter seinen Füßen. Das machte nichts. Von unten drang plötzlich Lärm empor, viel Lärm, die Geräusche von Chaos und Zerstörung.

Yu Shan hoffte, dass der Jademeister klug genug sein würde, das hier seinem Haushalt zu überlassen. Meister Guangli war schon eine Weile nicht mehr jung; er liebte seinen Garten, würde ihn verteidigen wollen, sollte das aber besser nicht tun.

Nein, eindeutig nicht. Jiao rannte die Galerie entlang zur Treppe in den Hof; Yu Shan warf einen Blick über das Geländer und zählte. Ja, fünf Männer randalierten im Fackelschein. Zerbrachen die Mauern um den Teich, stießen die Bank um, zerschlugen die Statue des Wassergottes Gung; und das war nur, um Lärm zu schlagen. Sie hatten Übleres vor. Sie wollten Schaden anrichten. Sie stanken nach bösen Absichten; es gefiel ihm nicht, dass sie Fackeln in dieses trockene Holzhaus gebracht hatten.

Sie hatten Jiao gesehen, ihr Schwert und ihre Nacktheit, und beides mit einem Ausruf willkommen geheißen. Sie freuten sich auf den Kampf – und das ausgelassene Treiben danach. Er hielt sie für Dummköpfe, in beiderlei Hinsicht.

Sie benutzte die Treppe auf der entgegengesetzten Seite des Hofes. Er legte beide Hände aufs Geländer der Galerie und schwang sich darüber.

Fiel das Doppelte seiner Körperlänge, landete barfuß im Kies und schrie, um sicherzustellen, dass die Männer ihn bemerkten. Zwei drehten sich um und sahen einen Jungen, einen nackten Jungen, nicht mehr: noch weniger als die Frau, da er keine Klinge trug. Einer schnaubte, als sei Yu Shan es kaum wert, getötet zu werden. Sie kamen dennoch beide auf ihn zu und zogen im Näherkommen Stahlklingen.

Der erste sah keine Notwendigkeit für Feinheiten. Yu Shan zu töten, würde nicht anders sein, als die Statue zu zerschlagen oder den Tisch umzuwerfen: nur eine Geste. Er kam mit erhobenem Tao auf ihn zu und hackte, wie ein Mann auf Ranken im Wald einhackt, wie ein Schlachter auf einen aufgehängten Kadaver einhackt. Ein harter, direkter Schlag, der Yu Shans Rippen von seinem Bauch hätte trennen sollen.

Nur, dass Yu Shan nicht ganz dort war, wo die Klinge schnitt. So verlor der Mann natürlich das Gleichgewicht, traf nur Luft und stolperte, sodass Yu Shan beide Hände ausstrecken, Handgelenk und Unterarm packen und *drehen* konnte, wie er gelegentlich eine Bambusstaupe verdrehte, um an das Mark im Inneren zu gelangen.

Der Mann schrie, als seine Knochen zersplitterten.

Der Tao fiel zu Boden, aber Yu Shan kümmerte sich nicht darum. Er konnte nicht mit einer Klinge kämpfen; damit konnte er nur hacken, und er hatte gerade selbst vorgeführt, was für eine schlechte Methode das war. Er versetzte dem Mann mit der Faust einen schweren Hieb gegen den Kopf und ließ ihn zu Boden fallen.

Der zweite Mann lernte schnell, war aber selbstsicher. Kein wildes Ausholen; er kauerte sich hin und stach mit der Spitze seiner Klinge nach Yu Shans Bauch, stach und stach, schnell und kräftig, streckte sich nie zu sehr. Yu Shan musste zurückweichen, weiter und weiter, und entging den pfeilschnellen Stößen nur mit Mühe.

Hinter ihm war etwas, eine der hölzernen Säulen, die die Galerie trugen; hoch oben sah er aus dem Augenwinkel eine Bewegung. Meister Guangli eilte im Morgenmantel mit einem Langschwert in der Hand auf die Treppe zu.

Yu Shan fragte sich – kurz -, wo Tong in all diesem Lärm und Desaster steckte. Dann duckte er sich hinter die Säule und hielt stattdessen nach Jiao Ausschau. Es war schwer, auch nur einen flüchtigen Blick auf sie zu erhaschen, da drei Männer auf sie eindrangten und alles in Bewegung war, aber er glaubte, dass zumindest einer der Männer blutete, sie aber nicht.

Die Klinge kam entlang der schmalen Säule noch einmal auf ihn zugeschossen. Doch die Klinge eines Tao ist nur an der Spitze und entlang der Schneide scharf. Yu Shans Hand fuhr wie ein Reiherschnabel nach unten und packte zu. Er hatte die schwere Rückseite der Klinge zwischen Fingern und Daumen und hätte eigentlich nicht in der Lage sein sollen, sie festzuhalten; geölter Stahl, der vorwärtsschoss und kräftig zurückgerissen wurde, hätte ihm entgleiten sollen wie ein Fisch in trübem Wasser.

Das tat er nicht. Seine Finger schlossen sich um die Klinge, als seien sie am Metall festgeschweißt; als er zog, riss er dem Mann den Tao aus der Hand, als streife er wildem Wein die Blätter ab. So einfach.

Riss ihn weg, warf einen Blick darauf, schleuderte ihn beiseite.

Trat hinter seiner schützenden Säule hervor. Jetzt war es an dem Banditen zurückzuweichen.

Nicht weit, er war kein Feigling; er musste nur etwas in den Händen halten, womit er kämpfen konnte. Eine Bambusstange, die als Stütze für Rankpflanzen gedient hatte, wurde zum Fechtstab und wirbelte zwischen ihnen durch die Luft – bis der Mann wild damit ausholte und auf Yu Shans Kopf zielte. Bis Yu Shan die Hand hochreckte, um sie aufzuhalten.

Er fing sie wie einen geworfenen Stein und spürte das Brennen kaum; packte die Stange, riss sie weg.

Und fuchtelte damit herum, unbeholfen, aber zu schnell für den Banditen. Der Bambus streifte sein Gesicht, zersplitterte, riss Tausende kleiner Blutkanäle auf; dann holte Yu Shan wieder damit aus, während der Mann blind heulte, traf ihn kräftig an die Schläfe und warf ihn um.

Jetzt waren also noch drei da – oder waren da gewesen. Einer von ihnen lag blutüberströmt am Boden. Jiao hatte sich ein paar Stufen hoch auf die Treppe zurückgezogen – absichtlich, dachte Yu Shan, um Meister Guangli davon abzuhalten herunterzukommen – und hielt die beiden Überlebenden mit dem Schwert in Schach.

Yu Shan rannte über den Hof und schrie: »Ich nehme den Kleinen, Jiao! Überlass ihn mir!«

Darauf war er ziemlich stolz. Sie waren leicht zu unterscheiden, ein Großer und ein Kleiner; und sein Geschrei sorgte dafür, dass der Kleine innehielt, zurücktrat, sich umsah. Als Yu Shan dann seinen Bambus brutal in den Rücken des Großen rammte, sodass der vornüber auf die Stufen fiel, konnte Jiao ihn deshalb mit einem einzigen raschen Hieb in den Nacken erledigen, und sie konnten beide gemeinsam den Kleinen angreifen.

Der knurrte wie ein Tier, floh aber nicht. Sein Blick huschte zum Tor hinüber und richtete sich dann wieder auf sie; nach diesem einzigen, hoffnungsvollen Blick sah er nicht mehr in diese Richtung.

Er kämpfte weiter und hieb ein Stück von Yu Shans Bambus ab, was keine Rolle spielte; und hielt Jiao kurz durch hektische Fechtbewegungen auf Distanz, was auch keine Rolle spielte; und verlor dann das Gleichgewicht, weil Yu Shan sich hinkauerte, ausholte und ihm mit ausgestreckten Armen mit dem Bambus die Füße wegschlug; und so starb er, was wahrscheinlich durchaus eine Rolle spielte, zumindest für ihn.

Er starb, weil Jiao ihm die Klinge durch den Bauch und die Wirbelsäule stieß, als er vor ihr am Boden lag. Schnell und genau und barbarisch. Bespritzt mit Blut, das nicht ihr eigenes war, hob sie den Kopf und sah sich um, als sei sie enttäuscht, nicht noch mehr Männer zu entdecken, die sie töten konnte.

Meister Guangli kam herunter und besah sich die Verwüstung; er sah die Gefallenen an. Er sah zum Tor, das weit offen stand, und fragte: »Wo ist Tong?«

Das änderte natürlich alles. Drei Worte gaben der Nacht eine andere Bedeutung.

Das Tor stand offen. Außer ihnen dreien hätte nur Tong es ohne großen Kraftaufwand und Lärm öffnen können; Meister Guangli hatte gute Schlösser.

Im Zimmer über dem Tor waren sich sowohl Jiao als auch Yu Shan über die Anzahl der Männer unsicher gewesen, als sei da vielleicht noch ein sechster gewesen.

Bevor er gestorben war, hatte der letzte Bandit einen verzweifelten Blick zum Tor hinübergeworfen; vielleicht hatte er nicht nach einem unerreichbaren Fluchtweg Ausschau gehalten, sondern nach Hilfe, die nicht gekommen war.

Tong war Wache und Torhüter; er war nur hier, um das Haus seines Herrn zu verteidigen. Heute Nacht, da er gebraucht wurde, war er nicht da ...

Yu Shan war schon losgerannt. Er hörte, wie Jiao ihm etwas hinterherrief, Guangli aber nicht; da die Stimme seines Herrn ihn nicht aufhielt, lief er weiter.

Hinaus durch das Tor und auf die Gasse und, ja: Da war Tong, unverkennbar. Sein gewaltiger Körper bewegte sich, so schnell er konnte.

Yu Shan war schneller, das stand außer Frage.

Während er rannte, fiel ihm wieder ein, dass er nackt war. Auch unbewaffnet, bis auf einen Stab, der kürzer war als zu Anfang. Und er war auch viel, viel kleiner als Tong ...

Er presste seine Zunge auf den Jadesplitter oder besser gesagt auf das Fleisch, das darüber völlig verheilt war, als könne diese eine, kleine Berührung ihm irgendwie zusätzliche Kraft verleihen. Und rannte weiter.

Als die Gasse einen Bach erreichte und sich zu einem kleinen Garten öffnete, einem Hain von Bäumen mit einer Brücke, die zierlicher war, als es ihrer Nutzung angemessen schien, unterbrach Tong seinen schwerfälligen Lauf und wartete auf Yu Shan.

Im Mondlicht sah Tong wie ein Felsen aus, ein Mann aus Fels, gewaltig und undurchdringlich. Yu Shan zögerte, fragte sich, ob Tong vielleicht nur stehen geblieben war, um mit ihm zu sprechen. Er hatte den Mann nie mehr als ein Dutzend Wörter aneinanderreihen hören. Er ging langsamer, näherte sich vorsichtig, wartete.

Tong bückte sich, hob einen Stein aus einem Blumenbeet auf und zielte damit auf Yu Shans Kopf.

Yu Shan duckte sich und der Stein flog über ihn hinweg, so nahe, dass er den scharfen Luftzug spürte, als er vorbeisauste; er spürte, wie die Erde unter seinen Füßen bebte, als Tong dem Stein nachstürzte, ein großer Schatten, der ihn angriff.

Yu Shan hatte schon gesehen, wie Männer die Enden ihrer Speere in den Boden rammen und sie im schiefen Winkel halten, um den Angriff eines Wildschweins oder einer Graukatze aufzuhalten. Dieser Bambus war kein Speer und war schon zu kurz gewesen, bevor er noch weiter verkürzt worden war. Doch er konnte improvisieren. Besonders, wenn ein Mann wie ein Stier auf ihn zustürmte, kaum hinsah und in diesem schlüpfrigen, täuschenden Mondlicht halb blind war.

Yu Shan steckte das Ende seines Stabs in eine Baumritze in Brusthöhe und richtete das zersplitterte Ende auf den Schatten, als er näher kam; er hoffte, dass der

riesenhafte Mann sich darauf aufspießen würde. Er hielt den Bambus fest und spürte das Erzittern, als Fleisch auf Bambus traf und, ja, durchbohrt wurde.

Er ließ den Bambusstab aus den Händen gleiten, als Tong sich aufrichtete und brüllte wie ein Tier am Spieß; wollte hinter dem Baum Schutz suchen – aber zu spät, zu langsam. Sah die Faust nicht, die ihn niederschlug, spürte nur ihren plötzlichen Aufprall und fiel der Länge nach in den Hain, weil der Stab zu kurz war, um ihn zu schützen.

Schwindelig von dem Schlag klammerte er sich an die Erde, die unter ihm schwankte, während Tong hinter ihm stampfte und brüllte. Instinkt oder Vernunft ließ ihn tiefer in die Schatten des Hains kriechen, während der Boden noch immer bockte wie bei einem Erdbeben. Tong würde ihn verfolgen, aber langsam; und in der Zwischenzeit konnte Yu Shan sich auf die Beine stemmen, versuchen, sich das Schwindelgefühl aus dem Kopf zu schütteln und zögernd die Seite seines Kopfes, die wie Feuer brannte, anzufassen, um das Ausmaß des Schadens zu ertasten.

Nichts, der Knochen gab unter seinen Fingern nicht weich nach. Gut: Also war nur sein Gehirn durchgeschüttelt. Seine Mutter hatte immer gesagt, dass man ohnehin kein Hirn zum Kämpfen brauchte.

Tong kam zwischen den Bäumen hindurchgestapft, laut, unbeholfen und wutentbrannt. Yu Shan lernte erst noch, wie fest die Jade ihn im Griff hatte, wie er sich von anderen Menschen unterschied. Er sah diesen dunklen Hain im Mondlicht in einem grünen Schimmer, aber er sah ihn, jeden Stamm, jeden Ast und jedes herabhängende Blatt. Tong konnte anscheinend nichts von alledem sehen, sondern musste sich mit einem Arm vorantasten, während er den anderen, dunkel vor Blut, an die Brust gepresst hielt.

Wenn Tong jetzt nicht floh, hätte Yu Shan es vielleicht tun sollen. Er war nackt und allein und weit von zu Hause weg; wenn er in dieser Stadt einen Platz hatte, an den er gehörte, dann war der bei seinem Herrn, Guangli. Wenn er jetzt zurücklief, würde Tong nicht versuchen, ihm zu folgen. Guangli würde ihm keine Vorwürfe machen. Jiao würde erleichtert sein.

Wenn er sich leise davonschlich, würde Tong noch nicht einmal wissen, dass er geflohen war ...

Aber sie waren zwei Männer in einem Hain, allein im Dunkeln; natürlich mussten sie kämpfen.

Er hatte nichts, womit er hätte kämpfen können, und konnte sich Tongs primitiver Stärke nicht mit leeren Händen entgegenstellen. Das hatte ihn ein einziger Schlag gelehrt. Sein Kopf dröhnte noch immer, und seine nackten Füße fanden kaum Halt auf dem Boden. Noch so ein Hieb, und es wäre aus mit ihm.

Er brauchte eine Waffe und war von Bäumen umgeben.

Er hatte Stein in den Knochen, Jadestärke in den Händen. Er griff nach oben, um einen Ast dort zu packen, wo er kräftig aus dem Stamm einer jungen Zypresse hervorwuchs; und zerrte.

Und zog den Ast herunter, riss ihn einfach von dem Stamm ab, aus dem er hervorwuchs.

Und hatte keine Zeit, über sich selbst oder über das Gewicht des Asts – so schwer und doch so leicht zu handhaben – in seinen Händen zu staunen. Natürlich hatte Tong das Geräusch gehört und sich ihm zugewandt. Vielleicht gewöhnten sich seine Augen langsam an die Schatten; er kam zwischen den Bäumen hindurch angestürmt. Yu Shan zog sich rasch zurück, aus dem Hain, hinaus ins grelle Mondlicht.

Im Laufen streifte er Zweige und Blätter von dem Ast ab, bis er wieder einen Stab hatte, beinahe eine lange Keule, die er um seinen Kopf wirbeln lassen und mit der er nach Tong schlagen konnte, als der Mann zwischen den Bäumen hervorbrach.

Tong sah den Ast zu spät kommen, um sich noch zu ducken, aber er riss den Arm hoch, um ihn abzuwehren: den Arm, den er vor sich gehalten hatte und der dank seiner durchbohrten Schulter blutüberströmt war. Ast und Arm trafen mit einem scheußlichen Krachen aufeinander. Es war nicht der Ast, der brach.

Tong schrie, aber er drängte weiter vorwärts, stolperte beim Rennen und schlug beinahe hin; sein massiger Kopf prallte mit solcher Kraft auf Yu Shans Brustkorb, dass er ihm seinerseits die Knochen hätte brechen müssen. Er raubte Yu Shan den Atem und schlug ihn wieder zu Boden.

Dann fiel Tong auf ihn, monströs schwer und mit mörderischen Absichten; stieß sich aber beim Fallen die verletzte Schulter und schrie wieder und schien plötzlich keine Kampfkraft mehr zu haben.

Sein Gewicht hätte beinahe genug sein können. Wäre sicher auch für jeden normalen Mann genug gewesen. Aber Yu Shan hatte herausgefunden, dass er beinahe unverwundbar war – und stärker, so viel stärker, als er es hätte sein sollen. Mit einem Aufbäumen und einem Stoß warf er den gepeinigten Tong ab.

Er brauchte länger, zu Atem zu kommen, und noch länger, um sich auf die Beine zu wuchten. Zu dem Zeitpunkt war Tong schon dabei, langsam und unter Schmerzen aufzustehen. Einen Moment lang starrten sie einander an, schnappten beide ein wenig verstört nach Luft.

Tong war schon zu seinen besten Zeiten kein großer Redner gewesen. Yu Shan war derjenige, der sagen musste: »Genug, halt ein. Ich will dir nicht noch mehr wehtun ...«

Und da bückte Tong sich, schnappte sich den Ast, der hingefallen war, holte einhändig wie ein Sagenheld damit aus und traf Yu Shan mit einem heftigen Hieb an den Rippen, sodass er stürzte, noch einmal fiel, aber diesmal in den Fluss.

Bergseen waren kälter, aber meist fiel man nicht so unerwartet hinein, abgesehen von dem einen Mal, als seine Clancousine ihn aus Spaß in einen gestoßen hatte, als sie miteinander spazieren gegangen waren und sich unterhalten hatten.

Er hatte keine Kleider, die ihn unter Wasser ziehen konnten, aber auch keinen Atem, den er hätte anhalten können.

Er fiel in erschreckende Kälte und wurde von ihr umfassen und ganz umhüllt. Vielleicht wäre er in ihr geblieben, doch er trat und strampelte heftig, schoss panisch an die Luft empor und machte einen verzweiferten Atemzug, bevor er wieder unterging.

Und kam wieder an die Oberfläche und fand sich unter der Brücke wieder, als gerade schwere Schritte darüberstolperten. Da er die Unterseite vor sich hatte, konnte er sehen, wie die Brücke konstruiert war, dass die mit Pflocken verbundenen Holzbalken einander alle gegenseitig stützten; dass man nur hier ziehen, dort drehen musste, um das ganze Bauwerk zum Einsturz zu bringen ...

Er hatte gerade genug Zeit, das zu sehen, zu verstehen und sich dagegen zu entscheiden. Wenn er das tat, was dann? Die Brücke würde einstürzen und ein Durcheinander von schweren Balken würde rings um ihn niedergehen; und mittendrin würde Tong sein, und sie würden vielleicht kämpfen, oder Tong würde vielleicht ertrinken, oder sie würden vielleicht beide vom Gewicht der fallenden Holzteile unter Wasser gedrückt werden ...

So klammerte sich Yu Shan nur an einen Balken, hörte zu, wie der Koloss davonrannte, und hörte Tongs Schritten und seinen grunzenden, stöhnenden Atemzügen die Schmerzen an, und es tat ihm leid. Sogar, wenn er an die Toten und die Verwüstung im Haus dachte, tat es ihm leid. Ein wenig.

Er hatte vorher noch nie Verrat erlebt und war noch nie betrogen worden. In den Bergen geschah so etwas nicht; sein Clan war sein Clan, daran gab es nichts zu rütteln. Er hatte natürlich Geschichten über so etwas gehört, aber sie stammten immer von anderswo, Geschichten von Kaisern und mächtigen Armeen, von Politik und Reichtum und Hexerei, die nichts mit Taishu zu tun hatten.

Oder vielleicht nur bis jetzt nichts mit Taishu zu tun gehabt hatten.

Er zog sich aus dem Wasser und ging nach Hause, langsam, nass und niedergeschlagen. Auf halbem Wege traf er Jiao, die sich angekleidet und bewaffnet hatte. Sie hatte auch daran gedacht, eine Klinge für ihn mitzubringen – aber keine Hosen.

Die Geisterfrau hatte ihren eigenen Sohn zerstört, nur um ihm das Leben zu retten.

Han musste immer wieder daran denken.

Er hatte tagelang Leichen eingesammelt, und manche waren ganz eindeutig gestorben, bevor die Soldaten sie erreicht hatten. Er konnte durchaus nachvollziehen, warum eine Mutter ihre Kinder lieber tötete, als zuzusehen, wie sie vergewaltigt und dann umgebracht wurden.

Aber dies ... Dies war etwas anderes. Sie hatte dem Jungen ... Hatte ihm *gewisse Teile* abgeschnitten, anscheinend mit ihrem Küchenmesser.

Han konnte es kaum ertragen, darüber nachzudenken, aber er konnte nicht damit aufhören.

Sie hatte es getan – und dann hatte sie ihren Sohn als Mädchen verkleidet und das Blut in die Kleidung dringen lassen, sodass die Soldaten denken würden, dass das Kind bereits vergewaltigt worden war.

Vielleicht hatte ihre eigene Vergewaltigung sie zu einem solchen Geist gemacht, aber das glaubte Han eigentlich nicht. Er glaubte, dass es das Wissen um das war, was sie ihrem Sohn angetan hatte.

Es hatte anscheinend beide, Mutter wie Sohn, die Sprache gekostet.

Der Junge war stumm vor Krankheit und würde sich vielleicht erholen, wenn er Glück hatte. Wenn er denn noch ein Junge war. Tiens Onkel zögerte, das zuzugestehen; er nannte das Kind »es«, wenn er daran dachte.

Tien nannte es Bai, um seine Männlichkeit ebenso zu betonen wie seine Neuheit, als wäre er ein geweißtes, unbeschriebenes Blatt. Als Milchname würde das hinreichen, aber Han hoffte auf den Tag, an dem das Kind wieder sprechen würde. Wenigstens mit Tien und ihrem Onkel Hsui. Han selbst hatte andere Verpflichtungen; wenn der Junge noch viel länger brauchte, seine Stimme wiederzufinden, würde er wahrscheinlich nicht mehr da sein.

»Pah«, sagte Tien und spuckte alle Düsternis aus. »Suo Lung, dieser dämliche Schmied? Der braucht dich nicht. Du taugst nicht dazu, Eisen für ihn zu finden, darin bin ich ja noch besser.«

Das stimmte, spielte aber keine Rolle. Han sagte: »Er ist nicht dämlich. Und ich brauche ihn, nicht anders herum. Er hilft mir, die Drachin unter Kontrolle zu halten. Ohne ihn wäre sie frei.«

Tien spuckte wieder, hoch und weit, quer über den Bach. Sie saßen am Ufer und naschten Trockenfrüchte, die sie aus den Medizinkrügen ihres Onkels gestohlen hatten. Vielleicht spuckte sie nur die Kerne aus, aber das glaubte er nicht. Sie sagte: »Mein Onkel wird dir besser helfen. Suo Lung kann nichts mehr tun – und das wenige, das er getan hat, hat er schlecht getan. Onkel Hsui ist der Mann, den du jetzt brauchst.«

Auch das stimmte wahrscheinlich. Der Arzt hatte – was ungewöhnlich für jemanden aus dem Norden war – schon Geschichten über die Drachin und die Mönche, die sie bewachten, gehört. Er hatte schnell begriffen, dass die Ketten, die Han trug, ein blasser Abglanz der Zauberketten waren, die einst Suo Lung und andere Schmiede vor ihm gefesselt hatten und von Meistern über Jahrzehnte hinweg geschmiedet und erneuert worden waren. Diese Ketten waren verloren, aber Meister Hsui hatte geschworen, die Prinzipien, nach denen sie angefertigt worden waren, neu zu entdecken und in ihrer aller Interesse neu zu schaffen.

In der Zwischenzeit gab er Han getrocknete Kräuter zu kauen und übel schmeckende Tees zu schlucken. Der Arzt sagte, sie würden Hans Körper und Seele gegen die Angriffe der Drachin stärken. Vielleicht hatte er recht; vielleicht würden sie das tun. Bis dahin sorgten sie aber dafür, dass Han sich schwindelig und abwesend fühlte, unsicher auf den Beinen und verunsichert über die umgebende Welt war.

Deshalb saßen Tien und er auch hier, kauten verbotene Süßigkeiten in dieser gestohlenen Zeit und missverstanden einander so gründlich.

Nicht Hans Pflichten als Junge des Schmieds würden ihn von ihr fortreißen; auch nicht Hans Pflichten als Hüter der Drachin. Er würde immer noch mit Suo Lung gehen müssen, aber der Grund dafür war durch sein Ohr gebohrt. Er gehörte weder dem Arzt noch dem Drachen noch dem Schmied, sondern der *Shalla*.

Die schwamm repariert und wieder seetüchtig auf dem Wasser; Gerüchten am Strand und im Armeelager zufolge war ihre ehemalige Mannschaft wieder zurückgerufen worden.

Han sagte: »Ich muss wieder zur See fahren.«

»Was, mit deinen alten Piraten? Wozu?«

»Befehle.«

»Ignorier sie.«

»Ich kann nicht.«

»Wir werden dich hierbehalten; bleib bei uns.«

»Ich *kann nicht*.«

»Warum nicht? Du bist ihnen nichts nütze. Du warst ohnehin nie ein richtiger Pirat und kannst auf einem Boot mit deiner Hand und den Ketten ja doch nichts werden. Wozu wollen sie dich haben?«

»Sie wollen Suo Lung.«

»Gut. Lass sie Suo Lung haben. Ich habe dir doch schon gesagt, dass es dir bei uns viel besser gehen wird. Du bist jetzt der Patient meines Onkels, du kannst nicht einfach mitten in der Behandlung abreisen. Gib ihnen Suo Lung; du bleibst hier.«

Er seufzte. »Sie wollen Suo Lung und werden nicht ohne ihn abreisen; er wird nicht ohne mich gehen.«

»Oh, sag ihm einfach, dass du nicht mitkommst.« Weil der Schmied einfältig war und nicht lesen konnte, hielt sie ihn für dumm; ihrem Weltbild entsprechend bedeutete das, dass er sich klügeren Köpfen zu beugen hatte. Und das bedeutete natürlich: dem ihren.

»Ich kann nicht. Er wird nicht auf mich hören.«

»Dann werde ich es ihm sagen.«

»Er wird auch nicht auf dich hören. Du verstehst nicht, wie das funktioniert, Tien.« *Du willst es nicht verstehen.* »Li Ton will Suo Lung. Suo Lung hat keine Wahl, was das betrifft, er muss mit; aber er will mich, und Li Ton wird nicht widersprechen. Er wird den Zweck nicht verstehen; vermutlich glaubt er, dass ich Suo Lung das Bett wärme.« Das war die taktvollste Umschreibung, die ihm dafür einfiel; an Bord gebrauchten sie andere Ausdrücke oder einfach Gesten dafür. »Aber er wird mich ohnehin mitnehmen. Wie unnütz ich auch sein mag, ich gehöre immer noch der *Shalla*. Das steht hierauf.« Er berührte sein Ohr.

Ihre Hand schlich sich heran, um den Eisenring zu packen; Han riss den Kopf zur Seite.

»Oh, du könntest ihn herausnehmen«, sagte er, »aber es würde immer noch daraufstehen.«

»Ich könnte ihn zu deinem Suo Lung bringen und ihm sagen, dass er ihn schmelzen soll.«

Sie konnte stur bis zum Schwachsinn sein, wie jetzt. »Du kannst etwas nicht aufhalten, indem du es verleugnest. Du kannst weder Suo Lung noch Li Ton eines Besseren belehren.«

»Ich kann mit Onkel Hsui sprechen.«

Das tat sie, obwohl Han protestierte; und der Arzt war so aufgeregt, so entschlossen – »Du kannst nicht gerade jetzt auf Abenteuer ausziehen, *nicht jetzt!*« -, dass er hinausstürmte, um Li Ton zu suchen und es ihm zu erklären.

Er kam zurück, abgewiesen, davongejagt, wie Han es vorausgesehen hatte; aber nicht ernüchtert und nicht weniger entschlossen.

Er war nicht gerade der einzige Arzt der Armee, alles andere als der einzige Mann, der behauptete, Erfahrung im Heilen zu besitzen. Wann immer jemand »der Arzt« sagte, meinte er aber Meister Hsui damit. Das hieß, dass er Verbindungen – wenn auch nicht unbedingt Einfluss – hatte und um eine Audienz bei Tunghai Wang, dem Generalissimus, nachsuchen konnte.

Und er war überrascht, als am nächsten Morgen plötzlich Aufruhr in seinem Zelt herrschte. Soldaten erschienen, scheuchten seine wartenden Patienten hinaus und erschreckten die Geisterfrau so sehr, dass sie ihren kranken Sohn auf den Arm nahm und flüchtete. Li Ton kam, und Suo Lung mit ihm, nervös, wie der Schmied in Gegenwart großer Männer immer war; es waren noch größere Männer als sie anwesend, Männer, die kostbare Kleider trugen und sich einen Anstrich von Wichtigkeit gaben, Ehrenzeichen und Narben zur Schau trugen.

Einer trat vor und sagte: »Ich bin Tunghai Wang. Ich glaube, Ihr wollt mit mir sprechen.«

»Ja. Ja, das möchte ich in der Tat ...«

Han machte sich entschlossen von Tien los und ging zu Suo Lung, weil irgendjemand es tun musste. Der Koloss versuchte, sich in eine Ecke zu kauern, in die er einfach nicht passte. Han führte ihn zu einer Bank, brachte ihn dazu, sich hinzusetzen, und setzte sich zu seinen Füßen auf den Boden.

Eine Minute später setzte sich Tien auf der anderen Seite neben ihn, sodass er zwischen dem, der ihn mitnehmen wollte, und der, die ihn dabehalten wollte, eingezwängt war. Keiner von ihnen spielte eine große Rolle bei der Diskussion, die sich zwischen den großen Männern ein paar Schritte entfernt entspann.

»... er ist mein Patient und nicht reisefähig. Ich will ihn hierbehalten, General, vor meinen Augen. Ihn auf eine Reise mitzunehmen, wäre sowohl sinnlos als auch gefährlich.«

»Er wirkt nicht gefährlich«, sagte der General nach einem kurzen Seitenblick in Hans Richtung. »Auch nicht krank.«

»Seine Hand ist verkrüppelt; dieser Kapitän hier war so aufmerksam, ihm den Daumen abzuhacken. Die Wunde benötigt meine Behandlung. Außerdem ist da die Sache mit den Ketten.«

»Die Ketten hat ihm mein Mann Suo Lung angelegt, als ich ihm den Jungen geschenkt habe«, knirschte Li Ton zur Antwort. »Der Junge gehört dem Mann, und der Mann gehört mir. Oder um es anders auszudrücken: Sie gehören beide dem Schiff, und das Schiff gehört mir, also gehören auch sie mir. Und der Mann will ohne den Jungen nicht mitkommen, deshalb werde ich sie beide mitnehmen. General, Ihr habt *befohlen* ...«

»Was genau, General«, fragte der Arzt, »habt Ihr befohlen?«

Tunghai Wang musterte ihn, ließ die Frage in der Luft zwischen ihnen hängen. Diesen kurzen, tödlichen Moment lang war sie eine Anklage, ein Verrat, eine Verurteilung. Aber der General beharrte nicht; er wandte sich ab, sah vom Arzt über den Schmied und den Jungen zum Kapitän und sagte: »Erzählt mir etwas über diese Ketten. Ich sehe sie, aber ich sehe keinen Sinn in ihnen.«

»General«, sagte Li Ton, »sie ergeben für keinen von uns Sinn. Sie haben keinen Sinn, sie bedeuten nichts, außer in Suo Lungs Kopf.«

»Und doch steht etwas auf ihnen geschrieben, überall auf ihnen ...«

»... und so war es vom ersten Tag, von der ersten Handschelle an. Obwohl der Schmied nicht schreiben kann«, mischte Meister Hsui sich ein. »Hier wurde nicht nur ein Sklave in Ketten gelegt. Li Ton hat unrecht: Diese Ketten haben eine Bedeutung. Eine, die ich nicht verstehen kann, wenn ich nicht alles zur Hand habe, die Worte, die Ketten und auch den Jungen.«

Da war sie, die notwendige Lüge: Han, Tien und Meister Hsui waren übereingekommen, dass keiner von ihnen auch nur ein Wort über die Drachin sagen würde. Wenn diese Herren aus dem Norden die Geschichte überhaupt kannten, dann nur als einen Kinderschreck, einen Mythos, eine Narretei. Der Arzt log, um ihnen den Spott der großen Männer zu ersparen: *Eine Drachin? Unter Wasser?*

Der Schmiedesklave Suo Lung hätte ihn bloßstellen können und tat es natürlich nicht. Darauf zumindest konnten sie sich verlassen.

Aber auch Li Ton hätte den Arzt zur Rede stellen können und tat es nicht; und das verstand Han nicht. Li Ton wusste von der Drachin. Han hatte ihm wieder und wieder davon erzählt. Es war Han ein unauslotbares Rätsel, warum der Kapitän sich nun nicht zu Wort meldete, um sich zu holen, was er wollte – ganz gleich, was das für den Arzt bedeutet hätte. Han war nur froh über sein Schweigen, verärgert, dass der Kapitän auch nur einen Anflug von Dankbarkeit verdienen sollte, und misstrauisch. Vor allem misstrauisch.

»Und der Schmied will den Jungen nicht zurücklassen?«

»Das wird er nicht tun, General.« Li Ton sprach schlicht die Wahrheit, und Suo Lung bewies es, indem er Han eine große Hand auf die Schulter legte.

»Ich nehme an, man kann ihn nicht, äh, zwingen?«

Sie sahen alle Suo Lung in seiner Vierschrötigkeit und Sturheit an. *Hier bin ich*, sagte sein Körper, *und der Junge gehört mir, mir!*

»Nicht mit Drohungen oder Waffen«, sagte Li Ton. »Nicht mit Peitschen. Ich nehme an, wir haben genug Männer, um ihn zu schleppen oder zu tragen. Unter Verlusten, aber Männer haben wir reichlich. Die Schwierigkeit würde darin bestehen, ihn zum Arbeiten zu bringen, wenn er keinen Grund dazu hätte.«

»Ja. Das sehe ich. Nehmt einen anderen Schmied mit, Li Ton.«

Jetzt war es an Li Ton, seine Sturheit zu beweisen: »Das ist mein Mann. Er gehört der *Shalla* und mir. Er leistet gute Arbeit und hat nicht den Verstand, uns zu verraten, aber das ist beides von untergeordneter Bedeutung. Er ist mein Mann, und ich werde ihn mitnehmen.«

»Ihr werdet ihn mitnehmen, er wird den Jungen mitnehmen, und der Arzt will sich nicht von dem Jungen trennen, weil er irgendeine Gefahr im Zauber dieser Ketten und Worte sieht, die keiner von uns verstehen kann. Na gut. Meister Hsui, Ihr werdet auch mitgehen.«

»General, das werde ich nicht tun! Ich habe Patienten ...«

»Und ich habe andere Mediziner. Niemand wird in Eurer Abwesenheit unbehandelt bleiben.«

»Dennoch werde ich nicht mitgehen.«

»Aber ich sage, dass Ihr es tun werdet. Der Schmied ist vielleicht zu einfältig, um sich zwingen zu lassen, aber Ihr seid es nicht. Ihr habt eine Tochter, nicht wahr ...?«

»Eine Nichte«, sagte Tien, ihre ersten Worte, die ersten von irgendjemandem auf der Bank.

»Nun gut, eine Nichte. Drohungen, Peitschen und Waffen, das sagte der Kapitän, nicht wahr? Sie werden bei dem Schmied nicht wirken; so sei es. Ich glaube, bei Euch würden sie sehr wohl wirken, Meister Hsui. Wenn sie gegen Eure Nichte gerichtet wären, würden sie sogar sehr gut wirken. Li Ton, Ihr dürft seine Nichte an Euer Schiff binden, an den Dienst für Euch, wen Ihr wollt. Vielleicht solltet Ihr das tun, um die Hände Eurer Männer von ihr fernzuhalten ...«

Als die Generäle fort waren, und die Soldaten mit ihnen, die Patienten des Arztes aber immer noch nicht zurückkehrten, sagte Han: »Es tut mir leid. Ich hätte nie gedacht ...«

»Natürlich nicht«, sagte Meister Hsui müde. »Weshalb hättest du das auch tun sollen?«

»Ich hätte einfach mit Suo Lung mitgehen sollen. Ich gehöre zu ihm.«

»Nein, ich konnte dich nicht gehen lassen. Nicht ohne mich.« Sein dünnes, bitteres Lächeln galt ihm selbst. »Der Generalissimus hat schon recht: Wenn du gehen musst, dann muss ich auch gehen. Ich werde ihnen sagen, dass ich willens bin, dann werden sie wenigstens die Drohung gegen Tien zurücknehmen ...«

»Nein.« Diesmal war es seine Nichte, die sprach, wilder entschlossen, als er es hätte sein können. »Wenn du gehst, gehe ich mit.« Vielleicht sprach sie wirklich mit ihrem Onkel, aber ihre Augen ruhten auf Han.

»Tien, irgendjemand muss sich um das Zelt und die Praxis kümmern ...«

»Das kann ich allein nicht tun. Ich habe nicht die nötige Erfahrung und genieße keinen Respekt. Tunghai Wang wird einen anderen Mann einsetzen, und du kannst mit ihm darum kämpfen, wenn wir zurückkommen. Wir werden alle kämpfen, wenn wir müssen.« Das hieß: *Wir werden alle zurückkommen*.

»Wer wird sich um die Geisterfrau und ihr Kind kümmern?«, fragte Han und stellte sich auf die Seite ihres Onkels, weil er sie nicht gegen irgendjemanden kämpfen sehen wollte.

»Meinst du Bai und seine Mutter? Wo sind sie überhaupt ...?«

»Sie sind durch den Hinterausgang verschwunden, als die Soldaten hereingekommen sind.« Sie waren sehr schnell gegangen. »Sie werden unten am Fluss sein.« Der Arzt trat hinaus, um nachzusehen; Han sagte das Offensichtliche. »Wir können sie nicht hierlassen.« Nicht bei den Männern, die sie vergewaltigt hatten und ihren Sohn getötet hätten.

»Nein. Sie wird keinem anderen Mann vertrauen.«

»Wohin sonst also?«

Wohin konnte eine verzweifelte Frau mit einem verletzten Kind sich wenden? In Kriegszeiten, in einer besetzten Stadt, in der niemand die vielen Geister gezählt hatte?

»Ich würde sie ja zu einem Tempel bringen«, sagte Tien, »aber ...«

Aber es gab keine Tempel mehr in Santung. Die Gebäude standen größtenteils noch, und die geweihten Statuen blickten noch immer auf Gebetsräume und Höfe herab. Doch sie blickten größtenteils auf Leere. Die Mönche waren tot, die Nonnen verschwunden. Zumindest aus den Tempeln verschwunden. Wie alle anderen Frauen der Stadt waren einige von ihnen tot und einige in alle Winde verstreut, während andere im Lager der Soldaten festgehalten wurden, um Frauenarbeit zu tun. Die Tempel standen noch, ja, aber sie lebten nicht mehr.

Han sagte. »Es gibt Tempel außerhalb von Santung.«

»Weißt du, wo?«

Nein, das wusste er nicht; das hier war nicht sein Landstrich. Er war zwar an einem Fluss aufgewachsen, aber nicht an diesem. »Das kann ich herausfinden«, sagte er, »wenn sie uns Zeit lassen.«

»Du könntest Tage brauchen«, wandte Tien ein, »um hin- und zurückzukommen, um sie sicher hinzubringen. Ich glaube kaum, dass wir Tage haben. Der General und der Kapitän wirkten beide ... gehetzt.«

»Nun«, sagte Han, »wenn wir nicht hier sind, werden sie einfach auf uns warten müssen, nicht wahr?«

Sie machten Pläne – hoffnungsvolle, verzweifelte, unwahrscheinliche Pläne –, die Geisterfrau und ihr Kind heimlich aus dem Lager zu bringen; und dann mussten sie es nicht tun. Tunghai Wangs Männer verehrten zwar vielleicht nicht die hiesigen Götter, aber Tunghai Wang erkannte zumindest ihre Notwendigkeit an. Er gab Befehl, die Nonnen, die bei der Plünderung der Stadt gefangen genommen worden waren, freizulassen. Die ersten von ihnen hatten vor, heute aufzubrechen. Sie sollten in einen Schwestertempel zwei Tagesreisen nördlich von hier gehen; sie würden sich sicher nicht weigern, in Gesellschaft zweier weiterer Opfer zu reisen. Sogar der ängstliche Geist konnte mit einer Gruppe anderer Frauen mitziehen, wenn kein Soldat in Sicht war ...

Han und Tien führten die Frau zwischen sich, während sie das Kind trug. Sie war bei jedem Schritt nervös, aber ihr Kind – oder seine Not – schien ihr Mut einzuflößen; hoherhobenen Kopfes, den Blick nach vorn gerichtet, trug sie eine Last, die sie, wie Han glaubte, immer tragen würde, blind und verzweifelt, ohne zurückzuschauen.

Als Hans kleines Grüppchen den Treffpunkt erreichte, kauerte schon eine Schar von Frauen um eine Zisterne herum und rasierte sich gegenseitig die Köpfe. Einige hatten noch ihre schlichten, braunen Roben; ein oder zwei hatten sie sogar sauber gehalten. Andere waren wie die übrigen Frauen des Lagers in das gekleidet, was sie hatten auflesen können.

Sie würden halbwegs sicher sein, wenn sie mit geschorenen Köpfen langsam wanderten; jeder wusste, dass Nonnen nichts hatten, was es wert war, gestohlen zu werden. Nach dem Aussehen dieser paar geschundenen Frauen zu urteilen, waren ihre Körper und Seelen so leer wie ihre Taschen.

Er sagte: »Geh mit diesen Frauen, sie werden dich in Sicherheit bringen. Sie werden dich zu einem Tempel bringen, wo ihr euch alle umeinander kümmern könnt. Ihr könnt alle zusammen auf deinen Sohn aufpassen. Du hast die Medizin und weißt, was er braucht, und wann.« Und keine von ihnen wusste, was sie selbst brauchte oder wie sie es ihr geben konnte. Das war das Beste, was sie tun konnten. »Verstehst du?«

Das sagten sie ihr nun schon zum zehnten oder zwanzigsten Mal auf die ein oder andere Weise. Sie war mitgekommen, ohne Widerstand zu leisten, und stand nun da, als sei sie bereit aufzubrechen. Sie konnten für sie und ihr Kind hoffen, dachte Han; das würde reichen müssen.

Sie wollten schon gehen, blieben unbeholfen noch einen Augenblick – und dann kam Bewegung in die Menge, noch eine Gestalt schloss sich der Gruppe an. Eine weitere Frau, nicht in Nonnengewändern, aber mit den weichen Stoppeln auf dem Kopf, die zeigten, dass Haar auf einem geschorenen Kopf nachwuchs. Die Frauen um die Zisterne machten ihr Platz. Eine hob vielleicht ihr Rasiermesser, um es ihr anzubieten. Keine von ihnen war vorbereitet auf das, was sie tat.

Sie stemmte sich unter Zuhilfenahme einer verblüfften Schulter hoch, stellte sich auf den Rand der Zisterne und sah auf all ihre geistlichen Schwestern hinunter. »Ihr wisst, wer ich bin. Einige von euch wissen das. Du, Sao Chai. Du, Feng. Und du auch, obwohl ich deinen Namen nicht kenne.«

»Ich heiße Chun Hua. Und du bist die Mutter Oberin des alten Hafentempels.«

»Die bin ich. Ich bin der Li-Göttin ergeben, wie ich es schon mein Leben lang war. Wie ihr es alle seid, welchen Göttern ihr auch in anderen Tempeln und anderen Leben gedient haben mögt. Ihr seid Kinder dieser Stadt und dieser Wasser; ihr gehört zuallererst ihr. Sie wird sich um euch kümmern, wenn ihr zu ihr zurückkehrt.

Kommt jetzt mit mir zurück.

Wie ihr bin ich verletzt, missbraucht und entsetzt. Wie ihr habe ich zugesehen, wie meine Stadt zerstört, meine Schwestern erschlagen, meine Göttin und ihr Tempel entweiht wurden. Wie ihr will ich mich abwenden, diese Männer und alles, was sie getan haben, hinter mir lassen – auch diese zerstörte Stadt. Und doch kehre ich zurück. In meine Stadt, in meinen Tempel, an meine Arbeit. Auf *meinen* Platz.

Kommt mit mir, Schwestern.

Wie oft können wir schon sagen, dass unsere Göttin uns wirklich braucht? Wie oft ist das wahr?

Ihr Haus wartet auf uns, beschädigt, aber nicht zerstört. Entweiht, aber nicht so, dass es nicht wieder geweiht werden könnte. Leer – das, was es sich am meisten wünscht, fehlt. Schwesterlichkeit, die der Göttin Ergebenen, Leben.

Ich gehe, um dieses Leben zurückkehren zu sehen. Ohne uns ist ihr Haus arm; unsere Stadt ist arm ohne ihre Tempel. Nichts wird wieder ganz werden, bis die Göttin ihr Haus nicht zurückhat.

Schwestern, werdet ihr mitkommen?«

Natürlich würden sie das tun, wenn auch nur, weil keine von ihnen den Mut hatte, Nein zu sagen und sich als Erste abzuwenden.

Jetzt hatten sie eine Anführerin, und Han konnte ihr guten Gewissens die Geisterfrau und ihr Kind übergeben.

Als er sich umwandte, um die Frau zu ihr zu führen, sah er jedoch, dass sie schon selbst gegangen war – zu der Nonne, die das Rasiermesser hatte. Grob und unbeholfen schnitt sie ihrem Kind das Haar ab, bis auf die Kopfhaut; dann tat sie das Gleiche mit ihrem eigenen dichten Haar.

Mei Feng fühlte sich zufrieden, obwohl diese Zufriedenheit vom Hunger ihres Volkes eingeschränkt wurde. denheit vom Hunger ihres Volkes eingeschränkt

Im Palast konnte sie sehen, wie die Generäle, die Ratgeber und sogar die Kaiserinmutter sie mit anderen Augen betrachteten. Sie verachteten die junge Frau von der Insel vielleicht als Emporkömmling und lehnten sie ab, mussten aber ihren Einfluss hinnehmen.

Mei Feng verbarg ihr Lächeln und ihre Triumphe, wie es einem bescheidenen Mädchen zukam, war sich ihrer aber deutlich bewusst.

Auf der Straße konnte sie aus den Kutschenfenstern blicken und sehen, wie der dichte Verkehr an den Straßenrand auswich, um sie vorbeizulassen. Der Verkehr bestand größtenteils aus Männern, und diese Männer waren größtenteils Soldaten – und diese Soldaten reisten größtenteils zur Baustelle des neuen Palasts. Jeder Mann auf der Straße bedeutete eine Schwierigkeit weniger für ihre Leute an der Küste; ein Maul weniger zu stopfen, eine Bedrohung weniger, der man ausweichen musste.

Die Tage auf der Baustelle liebte sie um ihrer selbst willen, da sie einen Anflug des Lebens, das sie einst gekannt hatte, enthielten – Wind und Wetter und den fernen Horizont.

Der Kaiser lachte über sie, als sie die Lungen voll Luft sog, entzückt die Arme im Nieselregen ausbreitete und die Hügelkuppe hinaufrannte, um ihre Augen mit der Weite zu füllen.

»Ich könnte schwören«, sagte er, während er ihr nacheilte, »dass du auf einen Baum klettern würdest, nur, um ein wenig weiter sehen zu können, wenn ich dich nur lassen würde.«

»Oh, wo?« Sie sah sich sofort um. »Auf welchen Baum?« Sie war keinen Mast mehr hinaufgeklettert, seit er sie dem alten Yen weggenommen hatte. Sie hätte gern einen kräftigen Stamm gespürt, die Arme darum geschlungen, auch die Beine ...

Aber das Leben hatte sich geändert, und sie hatte sich dementsprechend auch innerlich geändert; sie errötete schon über ihre hastigen Gedanken, bevor er ihr die Hände auf die Hüften legte, und sagte: »Wenn ich dich lassen würde. Das werde ich nicht. Du würdest mir vor meiner Armee Schande machen und dir auch noch die hübschen Kleider ruinieren. Sei meine perfekte Gespielin und sei zufrieden damit. Bis wir unter uns sind.«

»Ja, Herr«, sagte sie, lächelte sitzsaftig zu ihm empor und trat beiseite. Ganz die perfekte Gespielin, die sich keine Blöße gab und ihrem Herrn keine Schande machte.

Jeder Blick in die Runde verschaffte ihr Befriedigung. Zu Anfang hatte Mei Feng dieses Projekt einfach nur vorangetrieben, um so viele Männer wie möglich beschäftigt zu halten – so weit weg von ihren Leuten wie möglich. Jetzt lernte sie, es um seiner selbst willen zu lieben. Sie hatten eine Palaststadt zu bauen, ihr Herr und sie gemeinsam; sie hatten Zeit und Männer und keine Grenzen bis auf die ihrer eigenen Vorstellungskraft; wie hätte sie davon nicht angetan sein können?

Gleichgültig, dass sie kaum etwas von Städten verstand, da sie nur Santung und den Hafen von Taishu je gesehen hatte, und davon eigentlich auch nur die Straßen in Hafennähe. Die Stimme ihres Herrn war die der Erfahrung. Er war in der wahren Verborgenen Stadt aufgewachsen und dann durchs ganze Reich gereist, hatte Stadt um Stadt gesehen und dazu noch eine Armee, die wie eine Stadt auf dem Marsch war; er wusste, wie Leute zusammenlebten, was sie brauchten. Sie kannte nur das Dorfleben, Boote und Fischerei.

Und doch ließ er sie reden und hörte auf sie. Seiner Mutter und seinen Ratgebern machte das nichts aus, solange sie nur über die Stadt sprach. Die war sein Spielzeug, und das war sie auch, darüber waren sich alle einig; sie konnten sich miteinander amüsieren und so vermeiden, weiseren Köpfen im Weg zu stehen.

Mei Feng hätte sich ärgern können, so behandelt zu werden, und noch viel mehr, dass sie ihn so behandelten. Manchmal, wenn sie im Palast war, aufgrund des Regens nicht ins Freie konnte und der Vorsicht der Ratgeber ebenso müde war wie der Forderungen der Kaiserinmutter, wurde sie darüber wirklich wütend. Aber nie sehr entschlossen und nie für lange Zeit. Er lenkte sie dann immer mit einer Bemerkung oder einer Berührung, einem Kuss oder einem Gespräch ab; manchmal zerrte er sie skandalöserweise mitten am Nachmittag in sein Bett, um sich eine Stunde lang genauso skandalös zu vergnügen.

Und danach holte er die Pläne ihres großartigen neuen Palasts hervor, nahm frisches Papier, rieb etwas Tinte und wandte sich an sie, um sich ihre Ideen anzuhören. Waren die Türme am großen Tor hoch genug? Hatten sie genug Land für den Garten vorgesehen, wenn sie diesen Bach zu einem See aufstauen wollten? Was war mit den Baracken – sollten sie einheitlich sein, oder wollte sie jedes einzelne Gebäude auf unterschiedliche Weise interessant gestalten ...?

Und so weiter, bis kein Groll mehr übrig war. Es war wirklich faszinierend, eine Stadt zu bauen. Eine Idee im Kopf und dann auf Papier keimen zu lassen, mit ihm darüber zu sprechen, sie als Modell zu sehen, bevor sie dann vermessen und auf dem Boden markiert wurde ... Das war ein Wirklichkeit gewordenen Kinderspiel und bereitete ihr ständig Freude; es war ihr völlig gleichgültig, was die Älteren dachten. Sie hielten es vielleicht für eine Spielerei, aber sie wusste es besser. Sie hielten vielleicht auch sie für eine Spielerei, aber auch das wusste sie besser.

Am Ende hatte sie den Platz für den Herbstpalast ausgewählt. Hier in den Ausläufern der Berge, die hinter ihnen aufragten, während sich vor ihnen weite Ebenen erstreckten. Der Hafen von Taishu war nur ein ferner Fleck am Horizont. Nahe bei der Jadastraße, aber nicht direkt daran – sodass die Soldaten eine Stichstraße würden bauen müssen, mehr Arbeit, mehr Männer – hatten sie einen Hügel gefunden, der einsam aufragte und wie ein Wächter über das Land blickte.

»Hier«, hatte sie gesagt, »baut hier. Seht, wir können eine Mauer ganz um den Hügel ziehen, die Soldaten und Schreiber auf die unteren Hänge beschränken und auf der Kuppe eine getrennte Umfriedung für uns haben. Und eine zweite für Eure Mutter.« Und Mauern und Wachen zwischen ihnen, so viele Schranken wie möglich.

Städte und Paläste mussten beide auf diese Weise funktionieren, dachte sie: einigen leicht Zutritt gestatten, ihn anderen unmöglich machen. Sie konnte diesen Palast planen, um zu kontrollieren, wer rasch den Weg zum Kaiser fand und wer auf ein Hindernis nach dem nächsten traf. Glaubte der Rat, das Reich zu regieren? Glaubte seine Mutter, Mei Feng sei nur eine Ablenkung? Sie würden wohl beide eines Besseren belehrt werden ...

Ein Großteil des Landes war schon gerodet worden; es gab nur deshalb noch Bäume, auf die zu klettern sie drohen konnte, weil sie und der Kaiser über den ganzen Hügel gepircht waren und die markiert hatten, die sie behalten wollten. Die übrigen waren gemeinsam mit den Büschen und dem Unterholz gefällt worden. An trockenen Tagen war die Luft von dünnem Rauch erfüllt; irgendwo auf der Baustelle brannten immer Feuer.

Am Fuße des Hügel gruben Männer Gräben, um ein Fundament für die erste, grobe Mauer zu legen. Die Zelte der Männer lagen jenseits davon und bildeten selbst eine ständig wachsende Stadt. Das Quartier des Kaisers lag natürlich auf dem Hügel, allerdings noch nicht auf der Kuppe. Die Zelte aus geölter Seide, die sie zunächst verwendet hatten, waren bald festeren und großzügigeren Gebäuden gewichen, sobald klar geworden war, dass der Sohn des Himmels hier Woche um Woche verbringen würde. Seine Mutter würde empört sein, aber für Mei Feng war dies hier Luxus genug.

Dennoch mussten sie immer in die Hafenstadt zurückkehren, zu den Intrigen des Hofstaats. Unterwegs dachte sie jedes Mal, dass die Palastmauern ihn genauso einengten wie sie, schon lange bevor die Stadt überhaupt in Sicht war; und doch stieg er immer vom Pferd und fuhr das letzte Stück mit ihr in der Kutsche, einfach weil er wusste, wie sehr sie die Rückkehr verabscheute.

»Wenn der Wall mit den ersten Palisaden vollendet ist« – es war kaum mehr als ein Zaun, aber sie nannte ihn einen Wall; das taten sie beide, um sich glauben zu machen, dass er gut zu verteidigen wäre –, »dann könnte sich niemand beschweren, wenn wir mehr Zeit dort draußen verbrachten ...«

»Mei Feng, ein kleiner Wall ...« »... ein kleiner Wall, um den Eure halbe Armee kampiert!«

»... was ich sagen wollte, war, dass ein kleiner Wall uns vielleicht schützen kann, aber nicht das Reich und auch nicht deine teure Insel. Ich würde das ja gern tun, aber wenn wir unsere Zeit verschwenden ... *Aua!*«

»Ist sie denn so verschwendet? *Chien Hua?*«

»Du darfst mich nicht schlagen, ich bin der Kaiser! Wenn wir unsere kostbare Zeit damit *verbringen* zu tun, was wir wollen, länger dort zu bleiben, wo wir glücklich sind, außerhalb ihrer Sichtweite, wer weiß dann schon, was wir bei unserer Rückkehr vorfinden werden? Wir halten sie ja jetzt schon kaum noch zum Narren. Wir werfen Köder aus, und sie beißen an, aber sie sind alle nicht dumm. Sie müssen sehen, wie wir brav Modellpaläste bauen und hübsche Bilder malen.«

»Ich weiß, Herr. Ich weiß es wirklich. Und es tut mir leid, dass ich Euch geschlagen habe, aber Ihr seid manchmal sehr lästig. Wenn Ihr recht habt.«

Und so kehrten sie zurück ins Gewimmel der Stadt, durch die Palasttore in das, was sie nur zögerlich als Zuhause akzeptierte. Und die Kutsche hielt quietschend mit einem Ruck, und Diener überschlugen sich vor Eifer, Stufen zu bringen, um Seiner Majestät den schrecklichen Schritt so weit nach unten zu ersparen; und noch mehr Diener erschienen mit Tüchern und Teppichen, damit sein kaiserlicher Fuß davor bewahrt wurde, den scheußlichen nackten Kies des Hofes zu berühren; und all diese Leute verneigten sich, vollzogen den Kotau, krochen vor ihm ...

Es war nichts als Erleichterung, an ihnen vorbei zu sein, im Palast und in ihrem eigenen Flügel, wo sich ihre eigenen Diener um sie kümmerten, bis die Kaiserinmutter unausweichlich ihren Sohn zu sich bestellte.

»Lasst sie herkommen«, sagte Mei Feng, als sie dasaßen und sie ihm den Straßenstaub aus dem Haar kämmte. »Ihr seid der Kaiser ...«

»... und sie ist meine Mutter«, sagte er ungerührt. »Wenn wir Kinder haben, wirst du dann immer zu ihnen hinlaufen?«

»Ich werde nicht von ihnen erwarten, immer zu mir zu kommen.« Aber sie küsste ihn auf den Nacken und sagte: »Geht nur. Wenn Ihr müsst.«

»Komm mit. Wenn du willst.«

Sie wollte nicht besonders gern, aber was sollte sie allein schon tun? Allein baden und warten. Es machte mehr Spaß, gemeinsam zu baden. Außerdem gab sie mit jedem Mal, das sie ihn allein gehen ließ, der Kaiserinmutter Gelegenheit, sie herabzusetzen.

Also bat sie ihn zu warten, immer noch verwundert, dass er das tat, dass der Kaiser der Welt auf sie wartete. Sie zwang auch seine Mutter zu warten, während sie sich die Zeit nahm, seine und ihre Kleider zu wechseln, um sie auch vor missmutigen alten Augen bestehen zu lassen.

Dann gingen sie – Hand in Hand, weil er nach der ihren griff und sie festhielt – hinaus in den Garten, der ihren Flügel von dem der Kaiserinmutter trennte.

Vorbei an Sträuchern und Teichen, einen Pfad entlang, der auf direktem Wege hinüberführte, sodass keiner, der sie beobachtete – und irgendjemand tat das gewiss – sagen konnte, dass sie Umwege machten oder sich Zeit ließen.

Als sie ankamen, hielten Diener ihnen die Tür auf und verbeugten sich vor ihnen; das würde ihr nie gefallen, aber sie gewöhnte sich beinahe schon daran.

Und dann war da dieses alte, dunkle Zimmer, das immer kleiner war als erwartet, ganz gleich, wie oft sie herkam; und die alte Frau, die darin saß, Tee auf dem Tisch und eine Dienerin, die eingoss; und wenigstens konnte Mei Feng sich stumm mit einer Tasse in eine Ecke zurückziehen, zusehen, wie ihr Herr seine Mutter begrüßte, und keiner von beiden würde erwarten, dass sie irgendetwas zu sagen hätte.

Die Kaiserin erkundigte sich nach der Arbeit auf der Baustelle; er antwortete mit ehrlicher Begeisterung und zeigte ihr das, was sie am meisten zu sehen wünschte, das Kind, das völlig in seinem Spiel aufging.

Befriedigt machte sie ihm ein weiteres Geschenk. »Ein Mann«, sagte sie, »ein Inselbewohner hat mich aufgesucht. Ich hätte ihn gewöhnlich nicht empfangen – aber er ist auch kein gewöhnlicher Einwohner von Taishu.«

Nun, das konnte er natürlich auch nicht sein, wenn die Kaiserin ihn empfing. Sie empfing den Provinzgouverneur bei seinen regelmäßigen Audienzen im Rat; vielleicht hatte sie ihn auch privat ein- oder zweimal getroffen, aber es hätte Mei Feng überrascht, wenn sie mit irgendeinem anderen Einheimischen überhaupt je gesprochen hätte. Sie selbst ausgenommen, natürlich, und andere Diener.

Der Kaiser war gleichermaßen beeindruckt. »Wer ist er, Mutter?«

»Ein Jademeister. Manche sagen: *Der* Jademeister. Ich glaube, das Haus, das wir nutzen, ist seines.« Sie hätte nie *das Haus, in dem wir leben* gesagt, da sie an einen Palast von der Größe einer Stadt gewöhnt war; sie kampierte hier als ausgesprochen unwilliger Gast.

»Er sagt, du hättest auch schon mit ihm gesprochen. Das ist einer der Gründe, weshalb ich ihn auf dich habe warten lassen. Ein weiterer ist, dass du der Kaiser bist. Die Jade gehört dir, und so kommt es dir zu, Gerechtigkeit zu üben.«

»Welche Form von Gerechtigkeit?«

»Du wirst schon sehen. Geh in den Thronsaal; er wartet dort auf dich.«

Wieder Hand in Hand schritten sie durch das übliche Gewimmel von Dienern, durch Gänge auf den öffentlichen Hof zu.

»Warum kommt sie nicht auch mit?« Der Kaiser stellte die Frage, aber er kannte seine Mutter viel besser, als Mei Feng es tat; es war keine echte Frage, sondern eine Prüfung, um zu sehen, ob sie die Lektion gelernt hatte. So etwas tat er ständig.

»Weil sie genau weiß, was Ihr tun werdet. Wenn sie auch nur den geringsten Zweifel hätte, hätte sie sich selbst darum gekümmert.«

»Das glaube ich auch, ja. Was kann es sein?«

Das war eine echte Frage, und Mei Feng hatte keine Antwort darauf.

»Sie ist gerissen«, sagte er. »Vielleicht hat sie dem Mann schon gesagt, was geschehen wird, und glaubt, dass ich ihr nicht widersprechen werde ...«

Das glaubte er aber nicht wirklich. Mei Feng auch nicht. Die alte Frau nahm Veränderungen rasch wahr, wenn sie eintraten; sonst wäre sie in der Verborgenen Stadt geblieben und hätte sich an die unverwundbare Majestät des Reichs geklammert. Der Kindkaiser wäre dort gestorben, und dann hätten die Rebellen binnen eines Monats gesiegt.

Stattdessen war er hier, auf diesem letzten Fetzen seines Herrschaftsgebiets, hielt Mei Fengs Hand und besaß ihr Herz. Ihre Hand hielt er sogar jetzt noch fest, als sie auf dem Weg in den Thronsaal an Wachen vorbeirauschten, um den Mann zu treffen, der vielleicht der mächtigste, sicher aber der reichste auf der Insel gewesen war, bevor der Kaiser hergekommen war, um ihn zu entthronen.

Dieser reiche, außergewöhnlich mächtige Mann lag vor dem leeren Thron auf den Knien, ein Bild des Flehens. Beim Klang herannahender Schritte vollzog er den Kotau, und das auf seinem eigenen Fußboden.

Mei Feng entzog ihrem Herrn entschieden ihre Hand und stieß ihn sacht und diskret auf den Thron zu, während sie sich zu seinen Füßen auf ihren bescheidenen kleinen Hocker kauerte.

Der Kaiser ließ sich Zeit damit, sich hinzusetzen, verlagerte sein Gewicht und ließ die Finger über die Schnitzereien der Armlehnen gleiten. Mei Feng fragte sich, ob sie ihm vielleicht ein Kissen holen sollte – aber der Jadethron war nicht als bequeme Sitzgelegenheit gedacht. Und der Kaiser saß darauf an manchen Tagen durchaus stundenlang mit ihr auf dem Schoß, also würde es wohl gehen ...

»Erhebt Euch«, sagte er am Ende.

Der Jademeister setzte sich auf seine Fersen und hielt den Blick gesenkt.

»Ban Hsu«, sagte der Kaiser, und Mei Feng spürte einen Hauch stolzen Wohlbehagens darüber, dass er sich an den Namen des Mannes erinnerte. »Wir sind uns noch bewusst, dass Ihr uns willkommen heißen habt, indem Ihr uns Euer Haus geschenkt habt.« Nicht *dankbar* und nicht *geliehen* – wenn seine Mutter gerissen war, dann hatte er von ihr gelernt.

Der Jademeister Ban Hsu war ein dicker Mann, ein Zeichen seines Erfolgs. Niemand hätte das je gesagt, aber der schlanke Körper des Kaisers zeichnete sein Unglück deutlich vor. Mei Feng liebte seine Magerkeit, aber sie nützte ihm in der Welt nichts.

Ban Hsu verneigte sich auf den Knien liegend noch einmal tief und sagte: »Kaiserliche Majestät, was ich auch besitze – es gehört Euch.«

Das war natürlich wahr, in jeglicher Hinsicht, die sie ermassen konnte. Der Kaiser war nur höflich, bezeichnete etwas als Geschenk, was er sich in Wirklichkeit einfach genommen hatte, weil er es nehmen konnte – weil es ihm bereits gehörte. Die Welt gehört dem Sohn des Himmels ohnehin, aber das Haus eines Jademeisters, dessen Reichtum darauf beruhte, dass er den Stein des Kaisers an ihn lieferte – wie hätte das nicht sein Eigentum und allein das Seine sein können?

Höflichkeit ist eine der Tugenden eines Fürsten. Er sagte: »Wir sind erfreut, uns hier, so weit von der Verborgenen Stadt entfernt, so geehrt zu sehen. Treue wird immer belohnt werden. In welcher Hinsicht kann der Jadethron seinen Freunden zu Diensten sein?«

»Majestät, in dieser Stadt gibt es einen Jadeesser.«

Er hob den Blick und begegnete dem des Kaisers, um seine Aufrichtigkeit zu beweisen. Das war die einzige Bewegung im Raum. Mei Feng wurde vom plötzlichen Schweigen ihres Herrn ergriffen und dachte: *Oh! Deshalb war die Kaiserin sich seiner so sicher ...*

Und deshalb hatte die alte Frau natürlich recht. Den Stein des Kaisers zu stehlen – ihn sogar zu essen, was die schlimmste Form des Diebstahls war, da er ihm so für immer verloren ging -, war ein schlimmeres Vergehen als Verrat und schlimmer als Rebellion, weil es beides und noch mehr war. Kein Kaiser würde einem Jadeesser gegenüber barmherzig sein.

»Erzählt mir mehr«, sagte er.

»Majestät, einer meiner Männer, der einen meiner Schnitzer beaufsichtigt, kam zu mir, um mir mitzuteilen, dass der Schnitzer ein großartiges Stück Jade hätte, das ich ihm nicht gesandt hatte. Es war ihm aus den Bergen gebracht worden, von einem Jungen aus den Bergwerken. Ich schickte Männer dorthin, um das Stück im Namen Eurer Kaiserlichen Majestät wieder einzufordern und die Diebe zu bestrafen.«

So weit, so gut. Dafür wurden die Jademeister so fürstlich bezahlt – dafür, dass sie sorgfältig Wache hielten.

»Ja«, sagte der Kaiser. »Und dann?«

»Der Junge aus den Bergen kämpfte gegen meine Männer, nackt und unbewaffnet, und sie starben. Der eine Mann rannte, wurde verfolgt und starb selbst beinahe, obwohl er ein Berg von einem Mann und stark wie Stein ist. Es kann kein Zweifel bestehen, Majestät: Dieser Junge ist ein Jadeesser, und der Schnitzer hat ihn ohne Zweifel gefüttert.«

Der Kaiser brummte und schwieg. Wenn Mei Feng zu seinen Füßen eines gelernt hatte, so war es, selbst still zu sein; sie sagte nichts und versuchte, sich nicht zu bewegen, bis er es tat.

Und das tat er, in einem plötzlichen Ausbruch. »Ihr werdet mich zu ihnen bringen.«

Mei Feng freute sich im Stillen, weil seine Mutter ihn wieder einmal falsch eingeschätzt hatte; damit hatte sie ganz gewiss nicht gerechnet.

Auch der Jademeister nicht. Ban Hsu sagte: »Majestät, es wäre weit ... *angemessener*, wenn die Schuldigen hierhergebracht würden, wo Ihr dafür sorgen könnt, dass sie bestraft werden ...«

»Angemessener, wäre es das? Vielleicht. Aber ich will sie nicht bestrafen lassen« – er hatte all sein kaiserliches Auftreten, all seine höfische Sprechweise und Distanz verloren; er war wütend und neugierig, ganz der Junge -, »bevor ich nicht ihre Verbrechen gesehen habe.«

»Sie können sie nicht leugnen, Majestät!« »Vielleicht nicht, aber ich kann auf diese Entfernung auch nichts über sie erfahren. Ich bin der Jade-Mann und Ihr seid ein ... ein Lieferant, weiter nichts, und wisst doch mehr über den Stein als ich. Ich werde hingehen und sie mir ansehen – und Ihr werdet mich hinbringen.«

»Das ist zu *unsicher*, Majestät, dieser Junge ist tödlich ...«

»Nun, dann bin ich auch tödlich. Ich bin auch ein Jadeesser, Ban Hsu, obwohl ich im letzten Jahr wenig genug davon zu essen bekommen habe. Aber ich bin auch kein Dummkopf. Wir werden Soldaten mitnehmen. Ihr habt Eure eigenen Leute, aber ich gehe davon aus, dass meine besser sind. Kommt; wir gehen jetzt.«

Er schritt quer durch den schattigen Saal und war noch nicht sehr weit gekommen, als Mei Feng sich plötzlich an seiner Seite befand. Darauf war er nicht vorbereitet – das hatte er nicht erwartet.

»Nein, Mei Feng. Du kommst nicht mit.«

Sie hielt wieder seine Hand, diesmal, weil sie sie ergriffen hatte. Sie war stur; es machte beinahe Spaß, mit ihrem Kaiser zu streiten. »Herr«, sagte sie. »Ich komme mit.« Und dann, weil sein Name in ihrem Mund seine Entschlossenheit immer ins Wanken brachte: »Chien Hua, ich lasse nicht zu, dass Ihr das allein tut.«

Irgendwo in ihm regte sich Heiterkeit, wie immer, wenn sie wie ein fauchendes Kätzchen gegen seine unentrinnbare Majestät aufbegehrte, doch in der Hitze seines Zorns ging sie fast verloren. Er war nicht gegen sie gerichtet, doch sie würde sich vielleicht dennoch daran verbrennen.

»Sogar meine Mutter hat mir erlaubt ... nein, mich *losgeschickt*, das hier allein zu tun.«

»Nein, nicht das hier. Wenn ich Euch davon abhielte, würde sie mir dafür danken. Sie würde es Wahnsinn nennen, wenn der Kaiser persönlich in die Stadt hinuntergehen würde. Sie hat Euch erlaubt – nein, sie hat Euch *hergeschickt*, um diesen Jademeister zu treffen, weil sie wusste, dass Ihr zornig sein würdet, wie Ihr es seid; und sie dachte, Ihr würdet reagieren, wie sie es tun würde. Sie hätte diese Männer herbringen lassen; es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, zu ihnen zu gehen. Das *wisst* Ihr.« »Weiß ich das? Nun, vielleicht tue ich das. Glaubst du, dass du mich aufhalten kannst?«

»Das will ich nicht; ich glaube, dass Ihr recht habt. Aber Ihr solltet nicht allein gehen.«

»Mit dem Jademeister, mehr Soldaten, als ich will und ...«

»... und Ihr wäret dennoch allein. Ihr müsst jemanden mitnehmen, der Euch liebt.« Also sie.

»Muss ich das? Warum?«

»Weil Ihr zornig seid und ...«

»... und du denkst, dass du mir meinen Zorn ausreden kannst, weil ich dich liebe? Nein, Mei Feng, das wäre ein Grund, dich nicht mitzunehmen; ich tue gut daran, zornig zu sein ...«

»... und ich würde mich diesem Zorn keine Minute lang entgegenstellen. Diese Männer haben Euch etwas gestohlen, das dem Kaiser allein gehört; natürlich müsst Ihr zürnen. Natürlich müsst Ihr sie bestrafen. Aber wenn Ihr diese Dinge tut, weil Ihr ein Mann unter Männern, ein Kommandant vor seinen Soldaten seid, dann wird alles aus ihrer Furcht und Eurem Stolz heraus geschehen, was weder für Euch noch für den Thron gut ist. Wenn ich da bin, dann werdet Ihr diese Dinge tun, weil Ihr der Kaiser seid und es richtig ist, sie zu tun.«

Sie hatte sich das alles völlig aus dem Stegreif ausgedacht, nur, weil sie ihn nicht allein durch dieses Tor gehen lassen wollte. Sie überzeugte sich sogar fast selbst; sie dachte, dass sie auch ihn fast überzeugte. Das letzte kleine Stück musste er sich selbst überzeugen.

Dennoch: »Es wird Tote geben, Mei Feng.« »Ja, Herr. Natürlich. Wenn Ihr sie herbringen würdet, würde es auch Tote geben.«

»Dann müsstest du nicht zusehen.« »Irgendwer täte es aber. Jemand, der Euch liebt. Wer denn noch?« Und als er zögerte: »Ich habe keine Angst vor dem Tod, Herr.«

»Ich weiß, du hast ihm tagtäglich auf eurem fürchterlichen Boot ins Gesicht gesehen. Es ist nicht das Gleiche ...«

»Oh, ich habe ihn auch sonst gesehen. Ich habe schon gesehen, wie Männer hingerichtet wurden.« Sie sagte es leichthin, weil es nicht ganz stimmte. Sie hatte zugehört, wie ein einziger Mann in ihrem Dorf hingerichtet worden war, als ein Mord geschehen war und deshalb der reisende Beamte mit seinem Henker im Schlepptau auf seinem Esel angeritten gekommen war. Sie war ein kleines Mädchen gewesen, hatte alles gesehen und war danach wochenlang krank vor Albträumen gewesen. Sie hatte das Opfer natürlich gekannt, und auch den Mörder, und es war alles furchtbar gewesen. Diesmal würden Fremde sterben, und das hätte einen Unterschied machen sollen, tat es jedoch nicht. Aber sie würde ihn dennoch nicht gehen lassen, um das hier allein zu erledigen. Sie hielt seine Hand und würde sie einfach weiter festhalten und nicht loslassen; was konnte er da schon tun, wenn er sich nicht vor seinen Soldaten und dem Jademeister lächerlich machen wollte?

Das sah er ein; vielleicht sagte ihr Seemannsgriff es ihm. Er sagte: »Dann werden wir mit der Kutsche fahren. Der Stadtkutsche.« Es war ihr Sieg, seine Kapitulation; nicht die erste, aber vielleicht die, auf die es am meisten ankam.

Es kam zu einer unvermeidlichen Verzögerung, als Soldaten herbeigerufen wurden und die Kutsche geholt wurde. Allein wäre er einfach zu Fuß gegangen, während seine Soldaten gerannt wären, um mithalten zu können. Das wäre das Falsche gewesen, ganz jugenhaft, überhaupt nicht kaiserlich. Das wusste er nicht; man musste aus dem einfachen Volk stammen, um richtig zu verstehen, wie ein Kaiser sich verhalten sollte.

Die Kutsche kam, gezogen von Soldaten, mit genug zusätzlichen Männern, um eine Eskorte zu bilden. Der Jademeister hatte seine eigene kleine Kutsche und sein eigenes kleines Gefolge und würde vorausfahren. Mei Feng nahm an, dass auch ihre Kutsche einmal die des Jademeisters gewesen war, bis der Kaiser sie als Geschenk beansprucht hatte. Kaiserliche Gunst war noch nie billig gewesen.

Bis die kaiserliche Gunst sie erreicht hatte, hatte sie das Hafenviertel nie verlassen. Seitdem hatte sie den Palast nicht mehr verlassen, nur im Gefolge ihres Herrn. Sie kannte die Küstengewässer, und nun kannte sie auch die Jadestraße sehr gut; die Stadt selbst, zwischen dem Hafen und den Palästen der Reichen, kannte sie überhaupt nicht.

Das hier war also alles neu: breite Straßen und Märkte, offene Werkstätten, Gassen, in denen alle Gebäude abgeschottet und in sich gekehrt waren. Als die Kutsche anhielt, wandte sie sich dem Kaiser zu und fand ihn steif und stumm, genauso in sich gekehrt.

Sie berührte seine angespannte Hand und sagte: »Ihr habt noch nie jemandes Tod befohlen.«

Ein Seitenblick, ein Moment, in dem er sich mit allem Stolz aufrichtete – und dann ein plötzliches Abwerfen der Last, die Erleichterung des Geständnisses: »Nein. Nein, natürlich nicht. Wann hätte ich dazu auch schon Gelegenheit gehabt?« Als sei es ein Initiationsritual, etwas, auf das jeder Junge sich freuen musste. »Es hat Todesfälle auf dem Marsch hierher gegeben, wenn unsere eigenen Männer gemeutert haben oder zu desertieren versuchten, oder wenn andere von uns stahlen, uns Nahrung verweigerten oder uns den Weg zu verstellen versuchen, oder ...« Oder aus hundert anderen Gründen, die er nicht gern aufzählen wollte. »Die Generäle haben diese Tode befohlen. Meine Mutter sagte, wir seien in den Händen der Armee, bis wir sichere Zuflucht gefunden hätten. Manchmal lagen Leichen am Straßenrand, und ich glaube nicht, dass auch nur die Hälfte dieser Tode befohlen war. Ich glaube, dafür waren Soldaten oder Sergeanten verantwortlich, die eigenmächtig gehandelt haben ...«

Unbeobachtet, unkontrolliert, eine Armee auf dem Rückzug. Ja. Sie sah ihn an, öffnete den Mund – und wartete, gab ihm die Zeit, ihr zuzukommen.

Das tat er, nickte, sagte: »So wird es künftig nicht mehr sein. Das ist jetzt meine Armee.«

»Das wird den Generälen nicht gefallen.«

»Sie sind meine Generäle. Und können ersetzt werden.«

»Herr, traut Ihr ihnen?«

»Mei Feng, ich traue niemandem. Außer dir, natürlich – und dir nur, weil du noch nicht die Zeit hattest, zur Verräterin zu werden.«

»Noch nicht«, sagte sie. Düster. »Ich lerne schon.«

»Das weiß ich. Ich sehe dabei zu.«

Sie lächelten einander an, für den Augenblick zufrieden; dann gab es ein leises Klopfen an der Kutschentür, als jemand die Stufen unvorsichtig davorstellte, und sein Lächeln verlor sich.

Sie sagte: »Herr, wenn Ihr nicht wollt ...«

»Das macht keinen Unterschied. Sie haben mich bestohlen. Einer von ihnen hat Jade gegessen, was nur dem Kaiser erlaubt ist. Sie müssen sterben. Sollte ich es jemand anderem überlassen, dafür zu sorgen? Meiner Mutter?«

Sein Zorn regte sich wieder, und er brauchte ihn; sie fachte ihn absichtlich an. »Niemals, Herr. Ihr seid derjenige, den sie bestohlen haben, und es ist an Euch, Rache zu nehmen; Eure Mutter würde Euch auch die noch stehlen. Sie hat es ohnehin versucht, wollte sie wie ihr Geschenk an Euch scheinen lassen, sodass es aussieht, als stünde es ihr zu, sie zu verschenken. Das ist – mit Verlaub! – Diebstahl. Aber Ihr seid nicht darauf eingegangen; Ihr seid hergekommen, um Euch die Rache von der Welt zu holen, nicht aus ihren Händen. Sie hätte Euch das nicht tun lassen, Herr, aber jetzt ist es getan.« Das hieß: *Es ist halb getan*. Das hieß: *Wir können den ganzen Tag und die ganze Nacht hier sitzen, und keiner wird uns stören, keiner wird an die Tür klopfen und nach uns rufen, da Ihr der Kaiser seid, aber früher oder später müsst Ihr dort hinausgehen und es tun – oder Ihr werdet immer nur der Sohn Eurer Mutter sein*.

Das wusste er. Und er war entschlossen und überzeugt und wütend darüber; und, oh, er sah so jung aus ...

Er streckte die Hand aus, um an den Kutschenschlag zu klopfen, damit er für ihn geöffnet wurde; und trat hinaus auf die Gasse, kaiserliche Füße in gewöhnlichem Schlamm; und seine Wachen umringten ihn, aber nicht schnell genug, um Mei Feng auszuschließen.

Die Tür zum Haus stand offen. Sie gingen hindurch und trafen Ban Hsu im Hof an, mit Gefangenen, die im Kies den Kotau vollzogen. Sie nahm an, dass sie Gefangene waren. Keiner von ihnen war gefesselt, aber das war auch nicht nötig. Die Gegenwart des Kaisers an sich war schon fesselnd. Er hätte – so dachte sie – all diese Soldaten wegschicken können und doch hätte niemand ohne seinen Befehl auch nur einen Muskel bewegt.

Sogar Ban Hsu stand gebeugt und betrachtete seine Füße, als hätte er wirklich lieber wie ein vom Regen rundgeschliffener Findling neben den anderen am Boden gelegen.

Indem er auf die Männer – nein, zwei Männer und eine Frau – vor ihm hinabsah, fragte der Kaiser: »Sind dies die Diebe, Ban Hsu?«

»Ja, Kaiserliche Majestät.« »Ist es so weit vom Hof entfernt bekannt, was die Strafe für Jadestiebstahl ist? *Erinnert* man sich noch daran?«

»Natürlich, Majestät.«

»Und auch an die dafür, den Stein zu essen?«

»Majestät, sogar die Clans in den Bergen, sogar die Kinder, die die Splitter auffegen, wissen das. Ich stelle sicher, dass sie es tun.«

»Nun gut. Zeigt mir den Schnitzer.«

Zwei Männer knieten neben jedem Gefangenen. Ein Paar streckte jeweils einen Arm aus, packte jeweils eine Schulter und zerzte den Mann hoch ins Licht.

In diesem ersten Moment dachte Mei Feng, dass der Mann wie ihr Großvater aussah.

Ein zweiter, nachdenklicherer, besorgter Blick bestätigte das. Nicht, dass sie einen alten Mann mit einem anderen verwechselt hätte – nur die Art und Weise, wie Männer zu dem werden können, was sie sind. Alt genug. Kinder gezeugt zu haben, die selbst Kinder haben, geübt genug. Meister ihres Fachs zu sein, erfahren genug, um über ein gewisses Weltwissen zu verfügen; all das kann sich im Grau eines Bartes und in den Linien eines Gesichts zeigen, in der langsamen Schrift der Zeit.

Sie sah ihn, dachte an den alten Yen und wollte plötzlich nicht mehr da sein, wünschte sich, sie wäre nicht mitgekommen.

Und sah den Kaiser an und war doch froh, da zu sein, so sehr sie es auch verabscheute. Wenn dies vorüber war, würde der Sohn des Himmels jemanden brauchen, der ihn daran erinnerte, dass er auch der Sohn seiner Mutter war. Er sah ... beinahe unmenschlich aus: der Jade-Mann, bis ins Innerste aus Stein. Sie dachte, dass seine Haut sogar einen grünlichen Schimmer hatte. Das musste das Licht sein. Nur die Sonne, die sich im Wasser des Teichs dort drüben spiegelte ...

In der Wasserpflütze des zerstörten Teichs. Sie lenkte sich ab, indem sie sich genau ansah, wie der Hof verwüstet worden war: der Teich ausgelaufen, Pflanzen ausgerissen, Töpfe zerschlagen. Der Kies war befleckt – von Blut, wie sie annahm.

»Nun gut. Zeigt mir den Jadeesser.«

Sogar seine Stimme klang plötzlich kaum noch menschlich.

Der junge Mann – nein, nicht einmal das, der Junge – der jetzt hochgerissen wurde, wusste noch nicht einmal, dass er den Blick gesenkt halten musste. Er starrte zurück und wirkte weniger herausfordernd als verstört.

Mei Feng schnappte nach Luft, bevor sie sich davon abhalten konnte.

Seine Augen funkelten im späten Sonnenlicht, im gleichen leuchtenden Grün wie die des Kaisers. Sie hatte es noch nie bei jemand anderem gesehen: nur im Jadethron, in den Ringen ihres Herrn und all seinen anderen Kleinodien. Als hätte der Stein seinen Körper durchdrungen und leuchte nun aus seinen Augen.

Die Ähnlichkeit beschränkte sich nicht auf den blitzenden Blick. Die Ausstrahlung von Gesundheit, von Lebenskraft, von Stärke, die über die gewöhnliche Kraft eines Mannes hinausging: Der Junge verfügte auch darüber. Sie dachte, dass es eher Gehorsam war, der ihn auf den Knien hielt, als die beiden Männer, die ihn festhielten. Sie dachte, dass er einfach hätte aufstehen, seine Bewacher abschütteln und weggehen können. Vielleicht mit dem Kaiser als Gefährten. Sie glaubte, dass die beiden zusammen die Welt hätten verändern können.

Aber der Kaiser konnte die Welt ohnehin verändern und war entschlossen, den Erfahrungen des Jungen darin ein rasches, blutiges Ende zu setzen.

»Nun gut«, sagte er noch einmal. »Und die Frau, die ihr dort habt ... Wer ist sie? Ist sie auch eine von ihnen? Zeigt sie mir.«

Die Frau war keine Jadeesserin, wenn Augen, Kraft und Schönheit davon zeugten. Sogar der Jadeschnitzer hatte ein grünes Schimmern in den Augen. Die der Frau waren schwarze Gruben, ein finsterner Blick, den man nicht erst ausloten musste. Die Kleider, die sie trug, waren eine lockere, praktische Zusammenstellung, der Aufzug einer Reisenden. Wenn sie Waffen getragen hatte, waren sie jetzt verschwunden, aber auch so sah sie noch nach einer Räuberin aus.

Der Kaiser zuckte die Schultern, verbannte sie aus seinen Gedanken, wenn auch nicht aus seinem Urteil. In Geschichten reichte die Hand des kaiserlichen Gesetzes weit und erfasste nicht nur Kriminelle, sondern auch ihre Familien, ihre Freunde und Nachbarn. Angesichts der Laune des Kaisers würde das im wirklichen Leben nicht viel anders aussehen. Jeder, der in diesem Haus festgenommen worden war, würde sterben.

Bald, ganz bald: Es fehlte nur noch sein Befehl.

Aber er sah sich suchend um. Wenn er ein Hund gewesen wäre, hätte sie gesagt, dass er nach einem Geruch schnüffelte, der ihm schon in die Nase gestiegen war, und Witterung aufnahm.

Er drehte sich um und durchquerte die Überreste des Gartens im Innenhof. Er stolperte ein bisschen über den Schutt, weil er ganz und gar nicht darauf achtete, wo er hintrat.

Rings um den Hof gab es ein halbes Dutzend Türen. Er ging direkt auf eine zu und riss sie auf, so heftig, dass die Angeln brachen. Jetzt trieb nicht mehr der Zorn ihn an, sondern etwas anderes, das weniger leicht zu erkennen oder zu benennen war.

Er zerbrach die Tür und ging hinein, in den Schatten.

Niemand sonst schien ihm zu folgen, also tat sie es natürlich. Wie hätte es anders sein können?

Es war die Werkstatt des Jadeschnitzers. Auf Wandregalen lagen geschnitzte und halbfertige Stücke, ein Stapel unberührter Steine befand sich in einer Ecke. Auf einer Seite stand eine Drehbank, in die ein noch kaum bearbeitetes Stück eingespannt war.

In der Mitte der Werkstatt befand sich eine Bank – und auf dieser Bank stand das, was den Kaiser angezogen hatte. Ohne dass er es hätte sehen oder vermuten können, hatte es ihn aus der Dunkelheit gerufen. Sogar jetzt hatte es kaum Licht, das es widerspiegeln konnte, doch das spielte keine Rolle, da es fast aus sich heraus leuchtete, wie auch der Kaiser in seiner Gesellschaft.

Es war ein Stück Jade. Mei Fengs Zeit im Palast, ihre kurze Zeit zwischen den kaiserlichen Schätzen, hatte sie nur wenig darüber gelehrt, aber sogar sie konnte sehen, dass dies außergewöhnlich war.

Ein großer, schroff abfallender Keil, wie eine Miniaturbergwand; an seiner Standfläche war er schwarz und oben hatte er einen weißen Streifen, aber schwarz und weiß zusammen enthielten immer noch denselben Hauch von Grün, den sie auf der Haut des Kaisers und auch auf der des Jungen gesehen hatte. Und zwischen diesen beiden Farben lagen alle Schattierungen eindeutigen Grüns, von der Farbe der Tiefsee über alle Blätter, die es je gegeben hatte, bis hin zu den blassen Streifen eines Himmels vor Sonnenaufgang.

Es war sogar unbehauen ein wunderschönes Stück. Aber auf der Bank lagen Werkzeuge, und rings um den Stein und auf dem Tuch darunter konnte man verstreute glänzende Splitter sehen. Der Kaiser war zur anderen Seite gegangen und schaute, streckte die Hand aus, berührte den Stein ...

Sie folgte ihm, weil niemand versuchte, sie aufzuhalten.

Sobald sie es sah, wollte auch sie die Arbeit berühren, die an diesem Stein geleistet worden war, die erste Andeutung seiner Formung. Jade gehörte dem Kaiser; sie wagte es nicht, bis er sich nach ihr umsah, sie entdeckte und sie näher heranwinkte.

Das war alles, was es brauchte. Jade gehörte dem Kaiser, aber das tat sie auch.

Dann stand sie an seiner Seite und streckte selbst die Hand aus, um den Stein zu berühren. Ihre Finger fanden Scharfes und Glattes und Raues; und, ja, Raues dort, wo der Stein aus dem umgebenden Fels geschlagen worden war und die Werkzeuge des Schnitzers ihn noch nicht berührt hatten. Und alles, was er schon getan hatte, war grob und skizzenhaft, nur die ersten Schritte auf einer langen Reise, und doch ...

Weil sie irgendetwas sagen musste, weil die Stille groß und zart und furchtbar war, und weil sie nicht über das Stück reden konnte, weil es der Stille innewohnte, sprach sie stattdessen über den Mann; sie sagte: »Wie kann er hier drinnen arbeiten, wo es so wenig Licht gibt?«

Die Sonne schien in den Hof, dem seine Arbeitsbank zugewandt war. Die Werkstatt war ohnehin schon düster, aber das Gesicht, das er geschnitzt hatte, lag in tiefen

Schatten.

»Jade hilft uns, im Dunkeln zu sehen. Woher sollte ich sonst wissen, wie schön du nachts bist?«

Die Schmeichelei war Absicht; sie besagte: *Ich weiß auch nicht, was ich sagen soll.* Zugleich war sie großzügig; sie bedeutete, dass Mei Feng sagen konnte: »Aber er ist kein ... kein Jadeesser. Der Schnitzer, meine ich.« Das hieß: *Er ist überhaupt nicht wie ihr beiden – und ihr beiden gleicht einander so sehr.*

»Nein, aber er hat sein ganzes Leben mit Jade verbracht, sie berührt, zugeschnitten und geschliffen. Splitter unter seinen Fingernägeln, Staub in der Luft. Er hat sie eingeatmet und verschluckt, ganz gleich, wie gut er aufgepasst hat. Stück für Stück ist sie ihm ins Blut geraten. Wenn er nicht im Dunkeln sehen könnte – nun, wie könnte er dies schaffen, wenn er die Drachin nicht im Stein sehen könnte?«

Das war wahr. Es war schon offensichtlich, dass sie immer da gewesen war und nur darauf gewartet hatte, freigelegt zu werden.

Mei Feng ließ ihre Finger noch einmal über die Rauheit der Schuppen, das glatte Fließen des Wassers, die erste Andeutung des Fluges gleiten. Ihre Hand berührte die des Kaisers; nach einem Augenblick schlossen sich seine Finger um ihre, wie ein abwesendes Lächeln.

»Majestät?«

Das war Ban Hsu, der in der Tür stand, neugierig und zugleich besorgt. Wie sollte sich ein Jademeister auch sonst fühlen, wenn er sah, wie der Kaiser persönlich und physisch Anspruch auf sein schönstes Stück erhob?

»Ja. Wir kommen schon.«

War dieses *wir* einfach sein kaiserliches Vorrecht oder schloss es sie mit ein? Seine Hand hielt sie fest; das war in gewisser Weise eine Antwort. Seine andere Hand strich mit einem Finger durch den Jadestaub auf der Bank und führte ihn an die Lippen, auf die Zunge. Sie fragte sich, wie es wohl war, Stein zu essen, der nicht in Essen oder Wein gemischt war, wie es wohl schmecken mochte: sicher körnig und trocken ...

Dennoch lutschte er am Finger, als er sie auf den Hof hinauszog. Er war immer noch entschlossen, bestimmt, aber sie dachte, dass etwas sich in ihm geändert hatte, als sei diese kalte Wut in den Stein gesickert, sodass er immer noch kaiserlich, aber nicht länger bössartig war.

Hatte irgendein Kaiser vor ihm je mit einer Konkubine an seiner Seite, Hand in Hand mit ihr, Gerechtigkeit geübt? Es hatte viele Kaiser gegeben, und einige von ihnen hatten Frauen sehr geliebt, aber sie hielt es dennoch für unwahrscheinlich.

Er sagte: »Schnitzer.«

»Majestät.« Der Mann sprach natürlich in den Kies, aber seine Stimme war gerade kräftig genug, um sie zu erreichen.

»Wie heißt du?« Kein Mann sollte namenlos sterben. Das war Gesetz. Genauso, wie kein Mann – und keine Frau, kein anmaßendes Mädchen – je den Namen des Kaisers im Munde führen sollte.

»Guangli, Majestät.«

»Guangli.« Wahrscheinlich würde kein Mensch sich je wünschen, dass der Kaiser unerwartet seinen Namen im Munde führte. Ihrer entzückte sie, wenn er ihn aussprach; der dieses Mannes war hier und jetzt etwas Schreckliches. »Was hattest du mit diesem Stück nach seiner Vollendung vor?«

»Majestät, ich hätte es Euch gebracht.«

»Du verstehst dich nicht auf Schmeicheleien, alter Mann.«

»Nein. Ich verstehe mich auf die Wahrheit.« Er hob den Kopf – todgeweiht, wie er war, spielte es wohl keine Rolle? – und sah dem Kaiser geradewegs ins Gesicht, als er es sagte. »Es wurde mir gebracht, um Euch zum Geschenk gemacht zu werden; und um ihn zu umgehen.« Ein verächtliches Nicken in Ban Hsus Richtung. »Wenn Euer Stein direkt aus den Bergwerken zu mir kommen kann, und von mir zu Euch, wozu brauchen wir dann ihn und seinesgleichen?«

»Sie dienen als Aufsicht«, sagte der Kaiser gleichmütig, »um Diebstähle auf der Straße zu verhindern.«

»Zu verhindern? Majestät, sie sind Diebe. Sie stehlen von Euch, sie stehlen von mir.«

»Vielleicht ein wenig. Besser ein Dieb, den man im Auge behalten kann – gerade, wenn er andere Diebe abhält.« Das klang, als würde es oft gesagt; ohne Zweifel ein Sprichwort des Palasts, dessen tägliche Geschäfte mit der Welt stets über Mittelsleute abliefen, die sich immer ihren Anteil holen würden.

»Nun ja. Es ist natürlich die Entscheidung Eurer Majestät; aber ich habe diesen Stein nicht gestohlen. Er war für Euch bestimmt.«

»Du hast ihn aus den Bergen hergeschmuggelt«, zischte Ban Hsu.

»Nein. Er wurde zu mir gebracht. Ich wusste überhaupt nichts davon, bis er hier war.«

»Woher sollte der Junge aus den Bergen dich kennen?«

»Ich habe den Jungen hergebracht.« Das war die Frau, die ihrerseits den Kopf hob und mit drahtiger Stärke den Bemühungen ihrer Wachen entgegenwirkte, sie wieder niederzuzwingen. »Ich habe ihn gefunden, behalten und hergebracht. Den Jungen trifft überhaupt keine Schuld; er wollte Euch den Stein bringen.«

Seht Ihr? Wir wollten Euch alle ein Geschenk machen, nicht mehr als das – und dafür würden sie alle sterben. Unausweichlichkeit schloss sich kalt und hart wie Jademauern um sie. Um sie alle, den Kaiser mit inbegriffen: Er hatte auch nicht mehr Wahlmöglichkeiten als irgendjemand sonst. Weniger als Mei Feng, die sich hätte umdrehen können, um zur Kutsche zurückzugehen. Er hätte sie wahrscheinlich gehen lassen.

Sie blieb. Er sagte: »Der Junge ist ein Jadeesser«, und niemand sprach. Es war die schlimmste Anklage überhaupt – und unwiderlegbar. »Ich habe den Stein dort drinnen gesehen. Ich habe ihn *berührt*. Ich könnte ihn hochheben, ja; kein anderer Mann hier könnte ihn auch nur verschieben. Weder Ban Hsu, der sein Leben lang mit Jade umgegangen ist, noch du, Guangli, der du dein Leben lang damit gearbeitet hast. Und doch hat der Junge ihn *getragen*, die ganze Strecke von den Bergwerken bis hierher. Ihr müsst ihn euch nur ansehen, um zu sehen, dass er mehr Jade in sich hat als ich.«

Niemand rührte sich, um ihm zu widersprechen.

»Ihr schuldet mir alle einen Tod«, sagte er. »Jeder einzelne von euch verurteilt die anderen mit: dafür, Jade gestohlen und heimlich besessen zu haben. Dafür, einen Jadeesser vor dem Gesetz versteckt zu haben. Eure Leben gehören mir, ebenso alles, was ihr besitzt. Ich nehme an, das ist wenig genug. Dieses Haus gehört dir nicht, Guangli, und der Stein hat mir von Anfang an gehört.

Aber ich will«, sagte er, »ich will« – und zum ersten Mal lag eine Andeutung von Zögern in seiner Stimme, ein Hauch von Selbstzweifel, den er körperlich durch ein leichtes Schulterzucken abschüttelte – »ich will, dass die Drachin enthüllt wird, und kein anderer Mann könnte sie auf die gleiche Weise sehen wie du, Guangli.

Den Tod, den du mir schuldest, werde ich behalten. Dein Leben auch; ich werde es behalten. Du wirst ganz mir gehören, als kaiserlicher Jadeschnitzer.

Du bleibst hier; im Palast gibt es keinen Platz für dich, das Haus quillt ohnehin schon vor Leuten über. Bis der Herbstpalast für uns bereit ist, darfst du leben und arbeiten, wie du es bisher getan hast. Mit meinen eigenen Soldaten hier, die schützen werden, was mein ist«, fügte er hinzu und sah sich in dem zerstörten Garten um, als sei er sich seiner deutlicher bewusst, als es ihm anzumerken gewesen war.

»Majestät«, sagte dieser Guangli, »Ihr seid großzügiger, als ich es verdiene; aber darf ich auch für meine Gefährten bitten? Ohne sie gäbe es schließlich überhaupt keine Drachin ...«

Das war nicht gut genug, eine Begnadigung oder gar zwei zu gewinnen. »Der Junge ist ein Jadeesser«, sagte der Kaiser, »und die Frau ist, glaube ich, Räuberin. Was sind ihre Leben mir nütze?«

»Sie sind für ... meine Arbeit ... notwendig geworden.« Er war kein solcher Narr, dass er *Tötet meine Freunde, dann töte ich Eure Drachin*, gesagt hätte, aber es

stand unausgesprochen, namenlos und tödlich zwischen ihnen. »Außerdem ist er ein Jadeesser, Majestät. Überlegt doch, was Ihr verlieren werdet, wenn er stirbt. Lasst ihn nur ausbilden, dann wird er ein kraftvoller Kämpfer für Euch sein ...«

»Ich brauche nicht noch einen Soldaten.« Er hatte Mei Fengs Ansicht nach ohnehin schon zu viele: eine Armee zu viel, die mehr als Jade aß, die die ganze Insel auffraß.

»Vielleicht einen Leibwächter?« Guangli bat überhaupt nicht, er verhandelte; das tat – wie ihr plötzlich aufging – auch der Kaiser. Beide tasteten sich voran, um eine Möglichkeit zu finden, die Frau und den Jungen am Leben zu lassen. »Oder nur ein Forschungsobjekt, Majestät. An seinem Körper könnt Ihr lernen, was der Stein dem Euren antun wird. Er ist Euch voraus. Es wäre solch eine Verschwendung, ihn jetzt zu zerstören ...«

Einen Moment lang herrschte Schweigen. Dann trat der Kaiser vor. »Steh auf, Junge.«

Stein rief Stein. Die beiden jungen Männer musterten einander, Auge in Auge, grün und wild; Mei Feng atmete sacht aus. Sie hatte bis dahin nicht bemerkt, dass sie die Luft angehalten hatte.

Niemand erwähnte die Frau überhaupt, aber dies war ein echter Vertrag. In diesem Garten würde niemand getötet werden – nicht heute. Es sei denn, Ban Hsu verhielt sich dumm; er sah plötzlich so aus, verknötete die Finger, raste innerlich vor Zorn. Doch Mei Feng fing seinen Blick auf, und vielleicht verstand er ihre Warnung. Vielleicht nickte er ihr sogar zu, bevor er den Blick senkte wie ein pflichtbewusster Untertan angesichts des Urteils seines Kaisers.

Sechs

AUSBRUCH

Li Ton war kein gesprächiger Mann, aber er hatte sich ein wenig mit dem Arzt unterhalten und ihm erzählt, warum er nachts über die Meerenge an feindliche Gestade segelte. Meister Hsui gab alles an diejenigen weiter, für die er verantwortlich war:

»Die Männer, die wir übersetzen« – eine ganze Schiffsladung – »sind ein Assassinen-Kommando. Handverlesen, die härtesten in Tunghais ganzer Armee.«

Tien, die nahe an Han gedrängt auf dem Weldeck des Schiffs saß, regte sich unglücklich. »Wen werden sie töten?«

»Denk nach, Tien! Diese Männer haben einander durch die ganze Welt gejagt. Wen werden sie deiner Meinung nach wohl töten?«

»Den Kaiser natürlich«, sagte Han, um es ihr zu ersparen.

»Aber, aber, er ist der Sohn des Himmels! Er kann nicht *sterben* ...!«

»Natürlich kann er das«, sagte Doktor Hsui ungeduldig. »So ist er doch überhaupt erst Kaiser und Sohn des Himmels geworden: weil sein Vater starb, der diese Titel vor ihm trug.«

»Ja, aber der war ein alter Mann ...«

»In der Tat.« Hundertsiebenunddreißig Jahre alt nach Hans eigener Berechnung. Sein verstorbener Herr, der Schreiber, hatte ihm datierte Urkunden gezeigt: Die Rechnung war leicht gewesen, obwohl er dreimal hatte nachrechnen müssen. Der Gedanke an den Kaiser war wie der an einen Drachen, etwas Mythisches und Ewiges, unberührt von der Zeit. Dass ein bestimmter Mann wirklich eine so erstaunliche Anzahl von Jahren leben konnte, war für einen zweiflerischen Jungen etwas ganz anderes. »Dennoch ist der Kaiser ein sterblicher Mann und kann sterben.«

»Aber doch sicher nicht als Junge.«

»Er kann getötet werden. In jedem Alter. Wenn Kaiser nicht lange leben, dann, weil sie in der Schlacht fallen. Oder ermordet werden. Dies wäre nicht das erste Mal.«

»Was können wir nur tun?«, fragte Tien.

»Tun? Nichts. Warum sollten wir? Dies ist die Armee, der wir gefolgt sind ...«

»... ja, um sie ärztlich zu betreuen, nicht, um ihren Krieg zu unterstützen ...«

»... und ich habe kein größeres Interesse daran, dem Kindkaiser zu helfen, als ich es daran habe, Tunghai Wang dabei zu helfen, ihm den Thron zu rauben. Ihr kleinlicher Krieg ist nichts, Tien – lass sie so viel kämpfen, wie sie wollen. Deshalb sind wir nicht hier.«

»Nein, aber ... Er ist doch ein *Junge*, und *Kaiser* und, und ... Diese Männer ...«

Han war sich nicht sicher, ob das Alter des Kaisers oder seine Stellung ihr wichtiger waren, aber er wusste, was sie von den Männern hielt. Er fühlte sich genauso unbehaglich wie sie dabei, auch nur das Schiff mit ihnen zu teilen. Ein Dutzend von ihnen hatte sich jetzt auf dem Vorderdeck zusammengeschart und würfelte im Lampenschein ausgelassen mit Knöcheln. Dann und wann fiel das Licht auf ein Gesicht, aber die meiste Zeit waren sie dunkle, hingekauerte Gestalten, und sogar die Piratenmannschaft hielt sich ihnen gegenüber zurück.

Kaiser oder nicht, kein Junge hatte es verdient, ihren lieblosen Händen überantwortet zu werden. Es herrschte Krieg, und der Tod war allgegenwärtig; Han hatte ihn gesehen, aus nächster Nähe und erster Hand, und schauderte dennoch. »Warum sind wir dann hier, Doktor Hsui?«

»Das weißt du, es ist eine absurde Kette: Ein Glied zieht alle anderen nach sich. Suo Lung wollte nicht ohne dich mitfahren, ich wollte dich nicht gehen lassen. Tien verpflichtet mich mitzukommen.« Tien trug jetzt den Eisenring der *Shalla* im Ohr, spielte unglücklich daran herum und versuchte beherzt, als eine der Mannschaft zu gelten, aber es gab keine richtige Arbeit für sie, und auch keinen Schutz über Li Tons Befehle hinaus. Sie hatte vielleicht mehr Angst vor den Männern auf dem Vorderdeck – aber nur ein wenig mehr. Um ihretwillen würde der Arzt genau das tun, was Li Ton verlangte; das würde auch Han ohne Zögern tun.

»Ja«, sagte Han, »aber warum war es ihm so darum zu tun, Suo Lung überhaupt mitzunehmen? Er braucht für einen nächtlichen Überfall keinen Schmied ...«

»Suo Lung begleitet die Assassinen. Ich glaube, der Kaiser ist verrückt geworden: Es heißt, dass er seine Armee ins Herz der Insel verlegt hat und einen Palast bauen lässt, obwohl sie doch die Küste bewachen sollte.«

»Wer sagt das?«, fragte Tien, die seltsam bestrebt wirkte, diesen unbekannten Jungen zu verteidigen.

»Spione, Nichte. Dachtest du, es gäbe keinen Verkehr zwischen seiner Armee und unserer, über die Meerenge hinweg? Jedes Boot von Taishu ist ständig auf See, sie müssen verzweifelt nach Nahrung suchen; da ist es kein Wunder, wenn man dann und wann im Dunkeln auch Männer oder Neuigkeiten austauscht.

Es heißt, dass Tunghai Wang sogar eine Stimme im Rat des Kaisers hat – er hat einen der Generäle in der Hand. Ob das wahr ist, weiß ich nicht, aber er hat gewiss Spione auf der Insel. Sie berichten von diesen gewaltigen Bauarbeiten in den Hügeln, die die halbe Armee und dazu noch zivile Arbeiter beschäftigen. Das ist das Lieblingsprojekt des Kaisers, er ist ständig dort; er schläft sogar nachts in einer Hütte, nur von wenigen Wachen geschützt.

Diese Männer, die wir übersetzen, werden sich den zivilen Arbeitskräften anschließen; sie werden dort und bereit sein, wenn sich eine Gelegenheit ergibt.

Aber der Kaiser ist kein Dummkopf. Auf der Baustelle sind keinerlei Waffen erlaubt; sogar die Klingen der Soldaten werden in Waffenkammern eingeschlossen. Es rettet manch einem der Männer das Leben, wenn sie nur mit Händen und Füßen kämpfen können, und es rettet auch dem Kaiser das Leben – oder soll es zumindest.

Die Werkzeuge, die sie zum Bau benötigen, könnten benutzt werden, um zu töten, Äxte, Spitzhacken und Breithacken; aber sie sind unhandlich, und die Wachen des Kaisers sind gut ausgebildet.

Deshalb wollen die Assassinen ihren eigenen Schmied dabeihaben. Sie werden durchsucht werden, wenn sie die Baustelle betreten, dann aber nicht mehr. Dein Suo Lung hat Waffen aus Metallresten geschmiedet, seit ihr hergekommen seid. Er wird nicht lange brauchen, um aus Hacken Taos und Speerspitzen zu machen. Voll bewaffnet können diese Leute hier gegen jegliche Anzahl von Palastwachen bestehen.«

»Die Männer des Kaisers sind nicht einfach nur Wachen, sie sind echte, kampferfahrene Soldaten ...«

»Ja, Tien, und diese Soldaten hier sind diejenigen, vor denen sie aus gutem Grund geflohen sind. Wenn die hier mit der Waffe in der Hand in Reichweite des Kaisers kommen, ist es aus mit ihm.«

»Und das willst du einfach so geschehen lassen? Onkel Hsui ...«

»Was kann ich tun, um es zu verhindern?«

»Ich weiß nicht, aber ...«

»Es gibt nichts, was ich tun kann oder tun sollte – bis auf das, weswegen ich hier bin: Han zu helfen, an seinen Ketten zu arbeiten, ihm alle Kraft zu verleihen, die ich aufbieten kann, um die Drachin niederzuhalten. Wenn ich darin versage, wird das Tausende von Leben kosten, nicht nur das eines Flüchtlingsjungen. Tausende von Leben – und sie wird sich Tausende von Jahren lang nicht mehr anketten lassen. Nimm das hin, Tien; wir haben nichts damit zu schaffen.«

»Suo Lung wird Han bei sich haben wollen, wenn er die Assassinen begleiten soll.«

»Wahrscheinlich – aber das wird nicht möglich sein. Wir würden alle mitgehen müssen, und wie würde das aussehen? Ein Krüppel in Ketten, ein Mediziner, ein Mädchen ... Die Männer können als Arbeiter durchgehen; wir könnten es nicht. Wir gehören allzu offensichtlich in eine ganz andere Geschichte, und noch die

selbstzufriedenste Wache würde sich verpflichtet fühlen, Nachforschungen anzustellen. Wenn Suo Lung geht, geht er ohne uns.«

»Dann wird er nicht gehen«, sagte Han schlicht.

»Vielleicht nicht. In dem Fall werden die Assassinen vor einer schwierigeren Aufgabe stehen – aber, noch einmal: Das geht uns nichts an. Han, Tien, hört mir zu: Wir dürfen nicht in ihren Krieg hineingezogen werden. Wenn Suo Lung Han wirklich mitnehmen will, wenn er das Schiff verlässt, müssen wir ihn davon abhalten, wenn wir können, und uns einfach heimlich davonstehlen. Wenn nicht ... Nun, dann habe ich ein Gift ...«

»Nein!« Natürlich war es Tien, die empört aufschrie.

»Doch. Er hat seine Arbeit getan und hat sie gut getan. Wenigstens ist die Drachin wieder angekettet, obwohl diese Ketten lockerer sind, als mir behagt. Aber mehr als das hat er jetzt nicht zu bieten. Wenn wir ihn opfern müssen, können wir das tun.«

Sie sah bockig drein, aber auch hilflos und verzweifelt, wollte offensichtlich protestieren und fand nicht die richtigen Worte; und riss sich von Han los, stolperte über Deck, um betont in die andere Richtung zu starren.

Hsui seufzte, sah Han an und schüttelte den Kopf; und Han konnte nichts tun, als ihn stehen zu lassen, Tien zu folgen, bei ihr zu stehen, ihre Hand zu halten, als sie ihn ließ.

Er wollte sich nicht in eine Verschwörung mit dem älteren Mann ziehen lassen.

»Schau«, sagte er und nickte in Richtung eines Schattens, der in den Sternenhimmel auftragte. »Das ist die Schmiede, wo ...«

Die Stimme versagte ihm; der Satz brach ab. Wie konnte er weitergehen? *Wo dieser ganze Albtraum für mich begonnen hat?* Aber für sie, dachte er, war es kein Albtraum gewesen; bis jetzt nicht, und er hatte ihn mitgebracht. *Wo ich Suo Lung gefunden habe – oder er mich?* Nein ...

»Schau«, sagte sie rasch, »da sind Lichter auf dem Wasser. Da drüben, siehst du?«

»Fischer von der Insel, nehme ich an.« *Oder Spione, die kommen und gehen. Jeder verkauft, was er hat, was er erbeuten kann, Fische oder Geheimnisse.* »Sollten wir den Männern vorne im Bug sagen, dass sie die Lampe löschen sollen? Oder sichergehen, dass Li Ton die Lichter auch gesehen hat?«

»Weder noch«, sagte Tien. »Warum solltest du das tun?«

»Wenn wir ihre Lichter sehen können, können sie auch unsere sehen. Wenn sie melden, dass ein großes Schiff nachts vorbeisegelt, werden die Soldaten am Ufer gewarnt sein, sie werden vielleicht suchen ...«

»... und mit etwas Glück die *Shalla* finden, bevor diese Männer losgezogen sind, um den Kaiser zu töten.«

»Tien. Du weißt doch, was dein Onkel gesagt hat.«

»Mein Onkel hat nicht immer recht.«

»Ihr Kampf ist nicht unser Kampf.« Er legte die Hand auf die Reling neben ihre, sodass sie das Eisenband und die herabhängenden Ketten sehen konnte, um daran erinnert zu werden.

Er hatte die falsche Hand gewählt, das kam ihr entgegen; sie strich mit den Fingern sanft über die empfindliche Narbe, dort, wo er einmal einen Daumen gehabt hatte, und erinnerte ihn so daran, wie wenig er dem Herrn dieses Schiffs schuldete.

Sie sagte: »Wenn wir gefangen genommen und vor den Kaiser gebracht werden, hilft er uns vielleicht. Wir sind auf Taishu womöglich sicherer als auf dem Festland. Da sie ein Inselvolk sind und die Drachin die ganze Zeit gleich vor ihrer Küste gelegen hat, müssen die Leute dort verstehen, wie wichtig dies ist. Sie haben die Mönche der Schmiedeinsel versorgt, nicht wahr? Sie würden uns sicher helfen ...«

»Die Mönche sind allesamt tot, und der Kaiser und seine Leute stammen nicht von hier; niemand weiß überhaupt noch irgendetwas. Und wir würden niemals in Sicherheit sein. Wenn Tunghai Wang jetzt ein Assassinen-Kommando anlanden kann, kann er bald eine Armee übersetzen. Wenn es zur Schlacht kommt – und dazu wird es kommen, Tien –, auf welcher Seite sind wir dann sicherer?«

»Die Inselbewohner werden für den Kaiser kämpfen ...«

»Vielleicht. Und sie werden verlieren, genau wie der Kaiser; warum sonst ist er die ganze Zeit geflohen? Und dann, wenn Tunghai Wang Verräter am Hof findet, Leute, die einst in seinen Diensten standen, wird er nicht freundlich mit ihnen verfahren.«

»Wenn er das tun kann, wenn er seine Armee einfach anlanden und den Krieg gewinnen kann, warum macht er sich dann überhaupt die Mühe, den Kaiser ermorden zu lassen?«

Es war eine berechtigte Frage, doch sie hatte kein Recht, sie ihm zu stellen, da er doch nicht mehr Zeit als sie gehabt hatte, über all dies nachzudenken.

Der Arzt stand hinter ihnen. Er hatte zumindest die Frage gehört, wenn auch vielleicht nicht das, was vorausgegangen war; er sagte: »Weil das eine Invasion vielleicht unnötig macht. Tunghai Wang ist kein Verschwender. Wenn er den Thron einfacher bekommen kann, wird er das versuchen. Wenn man den Kaiser tötet – was geschieht dann?«

Das war zu gewaltig; sie konnten es nicht fassen. Sogar der Kaiser auf der Flucht war immer noch der Kaiser; Rebellen waren Rebellen, und so würde es bleiben.

Doktor Hsui seufzte und sprach in ihr Schweigen hinein: »Seine Generäle werden untereinander um den Thron ringen. Einer wird sich durchsetzen und sich selbst krönen; aber er wird auf der Insel immer schwach und überall sonst ein Nichts sein – im Reich wird er keinerlei Anerkennung genießen. Tunghai Wang kann in die verborgene Stadt zurückkehren und seine eigene Thronbesteigung verkünden, dort, wo Kaiser immer ausgerufen werden. Ohne den Thron selbst, ohne Jade, kann das nicht von Dauer sein; deshalb hat er den Kaiser bis hierher gejagt, und deshalb muss es schließlich zur Abrechnung kommen. Aber das muss noch nicht jetzt geschehen.

Wenn der Kaiser tot und sein Haus ausgelöscht ist, ist kein Thronanspruch besser als der andere. Einer hat den Thron, der andere das Reich, und wahrscheinlich wird das Reich am Ende entscheidend sein. Davon geht Tunghai Wang bestimmt aus. Er wird seine Armee hier halten und warten; und am Ende werden er und die Generäle auf Taishu sich vielleicht einigen.«

»Du sagst, er hätte ein Sprachrohr unter den Generälen?«, murmelte Tien.

»Das habe ich gesagt, ja.«

»Also wird es vielleicht sein eigener General sein, der den Thron beansprucht?«

»Vielleicht. Kurzfristig würde ihm das sehr gelegen kommen, nehme ich an.«

Ein Tod – und niemand würde kämpfen müssen. Zumindest eine Zeit lang. Es ergab einen fürchterlichen Sinn. Und wenn sie – falls sie – Suo Lung opfern konnten, den sie kannten und schätzten, dann hätte es doch einfacher sein sollen zuzulassen, dass ein Junge, den sie nie gesehen hatten, für so viel Gutes, so viel weniger Tote, geopfert wurde?

Han war gerade eben klug genug, das nicht auszusprechen. Er sah über das Wasser mit den darauf verteilten kleinen Lichtern, schlang seine vier Finger um Tiens Hand ...

... und da kam es zu einem plötzlichen Aufruhr in seinem Kopf, sodass er ins Schwanken geriet und seine freie Hand auf die Reling fallen ließ, um sich zu verankern, denn die Drachin erhob sich, und er konnte nichts tun, als sich festzuhalten ...

... aber dann schwankte auch Tien, stolperte übers Deck, und er hielt sie noch immer an der Hand, aber der Griff seiner Finger war nicht fest genug, und sie war plötzlich weg, fiel auf ihren Onkel, sodass beide zusammen in das Durcheinander von Fässern und Holzplanken rutschten, das auf dem Weldeck herrschte ...

... und das ergab keinen Sinn, weil die Drachin in seinem Kopf war, sodass er spürte, wie sie durch seine Gedanken emporstieß, durch sein eigenes Selbst wie ein großer Felsbrocken, der aus dem Mutterboden hervorbrach ...

... aber er hörte rings um sich Schreie, und sein Kopf wurde hochgeschleudert. Er sah, wie die Sterne am Himmel sich neigten und fielen, und das war nicht er, und natürlich waren es auch nicht die Sterne, es war die Dschunke, die wild schlingerte, als sie über die aufgewühlte Meeresoberfläche geschleudert wurde. Weil die Drachin eben nicht nur in seinem Verstand aufstieg und versuchte, ihn vom Thron seiner eigenen Gedanken zu stoßen, seine Vernunft abzusetzen. Sie erhob sich auch im Meer, zerzte an ihren Ketten. Versuchte, sich zu strecken und die *Shalla* zu zertrümmern, um Han mit jedem anderen, der darauf fuhr, zu versenken, damit die Ketten, die er trug, ihn tiefer und tiefer nach unten zogen, bis zu ihr, sodass sie sich frei erheben konnte.

Der alte Yen betrachtete sich nicht mehr als Fischer. Als Fährmann, ja, der hin und zurück über die Meerenge setzte, ganz gleich, ob Nebel, Sturm oder sonst ein Wetter herrschte. Ein nächtlicher Fährmann, der Männer und Vorräte lieferte, Nachrichten und gelegentlich Waffen oder noch wildere Ladungen beförderte. Einmal hatte er den Frachtraum voll quiekender Schweine gehabt; einmal Truhen voll unermesslicher Schätze, die aus der Verborgenen Stadt mitgeführt, in dem Chaos, das in Santung geherrscht hatte, zurückgelassen und später irgendwie gerettet worden waren.

Zu dem Zeitpunkt hatte er mehr Soldaten als seinen üblichen Trupp an Bord gehabt, hin und zurück; ihr Hauptmann war ihm die ganze Zeit über nicht von der Seite gewichen. Man vertraute ihm, ja – aber manchmal nur deshalb, weil man ihn ständig bewachte.

Heute sah ihm wieder ein Hauptmann über die Schulter, und Männer waren an Deck. Diesmal waren sie die Fracht. Spione und Saboteure, wie der alte Yen vermutete, obwohl niemand besonders viel sagte.

Größtenteils hockten die Männer zusammengesunken da oder schliefen. Ihr Hauptmann war noch am wachsten, aber selbst er war hundemüde und schmutzig wie ein Schwein in der Suhle, fast so schmutzig, wie der Frachtraum des alten Yen es nach der Schweinefuhr gewesen war. Er stellte keine Fragen und gab ihnen, was sie auch wollten; das war wenig genug.

Ihr Hauptmann behielt den Himmel und das Meer im Auge, beinahe, als wäre er selbst Seemann. Er war schon zu lange in Feindesland und auf jede Gefahr gefasst; er hatte keine Möglichkeit, sich zu entspannen. Er hielt nicht nach Wetterumschwüngen und Felsen Ausschau, sondern nach Rebellen, die ihnen mit dem Wind über die Wellen nachhuschten.

Er sprach nicht; der alte Yen auch nicht. Welchen Zweck hätte tröstliches Gemurmel schon gehabt? Der Mann wusste schon alles, was er ihm hätte erzählen können, auch wenn er Schwierigkeiten hatte, es zu glauben.

Die Zeit verging; die Sterne wanderten über sie hinweg, das Wasser verschob sich unter dem Boot.

Der Hauptmann sprach oder versuchte es. Er brachte einen heiseren, hohlen Laut hervor, runzelte die Stirn, trank einen Schluck Wasser und versuchte es erneut.

»Die Lichter, da und dort« – er deutete mit einer Hand, deren Fingernägel entweder dreckig oder blutig waren, nach achtern – »was sind das für welche?«

»Andere Boote, Fischer.« *Wie ich*, hätte er beinahe gesagt und tat es nicht. Dies war die verstreute Fischereiflotte, die er früher angeführt hatte; er erkannte sie an den Farben ihrer Lampen und deren Höhe über dem Wasser, an ihren Bewegungen in der Dünung. Er kannte die Namen der Boote und derjenigen, die sie segelten. Das war einst genug gewesen. Heute würden sich jeweils mindestens zwei Soldaten auf jedem Boot befinden. Vielleicht als Mannschaft, um das Segeln oder Fischen zu lernen. Aber vor allem dienten sie als Wachen – und das nicht, um die Boote zu beschützen.

Es war zu Angriffen gekommen: Rebellenboote waren auf Kaperfahrt gegangen, um Männer, Fisch und besonders Schiffe an sich zu bringen, die sie ihrer Invasionsflotte hinzufügen konnten, und um Taishus Fähigkeit, sich zu ernähren, Stück für Stück zu verringern. Größtenteils dienten die Wachen aber dazu, die Schiffer und ihre Mannschaften im Auge zu behalten, um sie davon abzuhalten überzulaufen, den Rebellen Neuigkeiten zu verkaufen oder einfach zu verschwinden. Desertion war genauso schädlich wie jede andere Art von Verlust, und Spionage war noch schlimmer.

»Folgen sie uns wirklich?«

»Wahrscheinlich.« Wenn er sie an ihren Lichtern erkannte, erkannten sie ihn auch. Zu dieser Nachtzeit mussten ihre Frachträume voll Fisch sein. Sie würden sich auf den Heimweg machen und waren es so sehr gewohnt, ihm zu folgen, dass sie es wahrscheinlich taten, ohne nachzudenken.

»Was ist das dann – noch ein Fischer?«

Diesmal deutete der Hauptmann nach vorn. Der alte Yen hatte dort kein Licht gesehen – aber, ja, jetzt sah er es. Zu niedrig und zu gleichförmig, um ein Mastlicht zu sein. Es musste sich um eine Lampe an Deck handeln; aber das hier war zu hoch für das Deck irgendeines Boots, das er kannte, abgesehen von den Jadeschiffen, und die lagen alle vor Anker. Seine Augen machten das dunkle, steife Wogen der Umrisse in der silbrigen Dünung aus; er sagte: »Nein. Das ist eine Dschunke. Eine große. Ich kenne sie nicht.«

»Rebellen?«

»Könnte sein. Könnte sehr gut sein.«

Der Hauptmann rief seinen Männern einen Befehl zu; dann fragte er den alten Yen: »Kannst du weiterhin so viel Abstand dazu halten?«

»Ja.« Die anderen Boote der Flotte würden hinter ihm bleiben, weil sie das immer so machten.

»Kannst du ihr folgen?«

»Wenn Ihr wollt. Man wird uns bemerken.« Wenn der Kapitän der Dschunke sein Handwerk verstand, würde man sie bemerken, selbst wenn sie alle Lichter löschten. »Und wenn sie wendet, wird sie uns einholen.« Nicht die ganze Flotte, weil die anderen klug genug waren, verstreut zu fahren; aber sie würde – wiederum, wenn ihr Kapitän sein Handwerk verstand – das größte Boot hier ansteuern, also seines. Sein Bastardboot, das behäbigste, das sich am schlechtesten lenken ließ. Wenn das eine Dschunke voller Piraten war, die nur auf ein Schiff warteten, das sie entern konnten, würde seines geentert werden. Sogar ein Trupp Soldaten würde dagegen nicht viel ausrichten können.

»Folge ihr – jetzt zumindest.«

Der alte Yen brummte, stützte sich auf sein Steuerruder, pffte nach dem Jungen Pao und schickte ihn nach vorn, damit er sich um die Segel kümmerte.

Als der Hauptmann das dritte Mal deutete, hatte der alte Yen keine Antwort für ihn. Sie hatten kaum begonnen, die große Dschunke zu verfolgen – ganz gleich, wie gut ihr Kapitän war, er hatte vielleicht noch nicht bemerkt, wie die Bootslichter sich zusammenscharten und ihm zu folgen versuchten –, als der Hauptmann den Arm hob und diesmal in zögerlicherem Ton fragte: »Da, siehst du das? Lichter unter Wasser, was ist das ...?«

Der alte Yen sah es: Ein tiefes, verhangenes Glühen, vielleicht ein doppeltes Glühen, stieg auf und wurde vor seinen Augen heller. Keine Zeit für Spekulationen: Er spürte, wie das Boot unter seinen Füßen ins Schlingern geriet, und wusste es, *wusste* es.

»Festhalten!«, brüllte er quer übers Deck. »Findet etwas Festgezurrtes und haltet euch gut fest! Welle kommt ...!«

Pao erinnerte sich vielleicht daran, wie sie Kang verloren hatten. Der Junge schlang bereits einen Arm um ein Stag und sah sich mit bleichem Gesicht vom Bug her um.

Der Bug hob sich – unbehaglich hoch, auf die Sterne zu. Wenigstens trafen sie mit dem Bug voraus auf die Flutwelle; ganz gleich, was für ein Bastard sein Boot sein mochte, es würde darauf reiten. Sofern die Welle denn alles war, was kam. Yens Augen wanderten immer wieder nach vorn, zu diesen aufsteigenden Lichtern: Und, ja, es waren eindeutig zwei, und um sie herum und darunter befand sich ein großer, dunkler Schatten, der in ihrem eigenen Schimmern sichtbar wurde, ungefähr so, wie die vagen Umrisse eines Schiffs im Licht seiner Mastlaterne gegen das strömende Wasser sichtbar wurden; und Yen war ein gläubiger Mann, war das immer gewesen. Seine Li-Göttin war nicht die einzige Macht, die in diesen Wassern wirkte, und ...

... und dann brach die Drachin hervor, und er hatte sich nie etwas so Wunderbares, Schreckliches und Wahres vorgestellt.

Sie kam hervorgeschossen wie ein Speer, direkt unter dem Rumpf der Dschunke vor ihm. Der alte Yen glaubte sogar zu sehen, wie sie das Maul aufriß. Aber sie war so gewaltig und stieß so machtvoll nach oben, dass das Wasser sich über ihr aufzuwölben und dann wegzugleiten schien; die Dschunke rutschte seitwärts diesen Hang hinab, sodass der Kopf der Drachin längsseits der Dschunke aus dem Wasser hervorbrach.

Der alte Yen konnte sich nicht vorstellen, wie sie bei Tageslicht aussehen mochte, und wollte es auch gar nicht wissen. Sogar im Mondschein hingen ihr Farben an, Geisterfarben, die irisierend schillerten, wie Öl auf dem Wasser. Selbst ihre Zähne schienen in dem Moment, bevor sich ihr großes Maul schloss, Schattierungen zu haben, nicht nur stahlgrau zu sein.

Aber ihr Maul schloss sich, und sie schien ... gegen irgendetwas anzukämpfen, sodass ihr Kopf nur halb aus dem Wasser ragte und ihre leuchtenden, Unheil verheißenden Augen kaum die Oberfläche durchbrachen. Es war, als sei sie noch angekettet, nur, dass ihre Ketten noch nie locker genug gewesen waren, sie so weit aufsteigen zu lassen. Außerdem waren die Mönche tot und die Schmiede erkaltet – und der alte Yen hatte abgeschlagene Ketten nahe beim Amboss gefunden. Das Einzige, worüber er sich die ganze Zeit gewundert hatte, war gewesen, dass sie sich nicht schon längst erhoben hatte.

Und jetzt war sie hier, riesenhaft und vibrierend – aber sie sank. Langsam, widerwillig, als kämpfte sie jeden einzelnen Augenblick dagegen an. Ihre Augen, dann ihre Schnauze – dann war auch ihr gewaltiger Körper, der sich drohend angedeutet hatte, nur noch ein verblassender Schatten.

Die ganze Zeit über hatte das Boot unter ihm gekrängt und geschlingert, und er hatte mit dem Ruder dagegen angekämpft, während Pao sein Bestes mit den Segeln gegeben hatte. Es war ein Wunder, dass die Drachin keinen zweiten Tsunami ausgelöst hatte. Das hätte sie tun können, sie hätte sie alle töten können; aber sie hatte sich so auf die Dschunke konzentriert, dass sie das Wasser pfeilgerade durchschnitten und kaum eine Welle unter der Oberfläche hervorgerufen hatte. Und jetzt war sie gefangen, hinabgezogen – so nahm er an – vom Gewicht ihrer Ketten, so erschöpft, dass sie nicht mehr hoffen konnte, Widerstand zu leisten.

Er hatte geglaubt, sie wäre frei, gar nicht mehr angekettet; er hätte sich freuen sollen, sich geirrt zu haben. Er freute sich auch, sich geirrt zu haben. Aber er hatte nicht gewusst, dass ihre Ketten so locker waren ...

Die Dschunke hatte weniger Glück gehabt als sein eigenes Boot; sie war auf dem großen Wasserberg beinahe gekentert. Sie musste vollgelaufen sein, als die Drachin die Oberfläche durchbrochen hatte. Sie schwamm noch; die Lampe war natürlich verschwunden, und es war schwer, sich im Mondlicht sicher zu sein, aber der alte Yen war überzeugt, dass sie beschädigt war. Sie schien schwerer und tiefer im Wasser zu liegen und unbeholfen in der Dünung zu schlingern.

Sie hatte jedoch noch ihre Masten, Segel und die Mannschaft. Noch während er hinsah, wurde es schwieriger, sie in der Dunkelheit auszumachen.

Der Hauptmann stand wieder neben ihm und sagte: »Ihr Götter ... Mann, das war ... das war ...«

»Die Drachin. Ja. Wusstet Ihr nicht, dass eine Drachin in diesen Wassern lebt?«

»Oh, ich hatte davon gehört. Aber nie von jemandem, der sie je *gesehen* hatte. Ich dachte, es sei wie mit Gespenstern, Wiedergängern und Göttern: endlose Geschichten und nie etwas Handfestes ...«

»Ich habe einiges Handfestes vorzuweisen, was meine Göttin für mich getan hat.«

Mit sichtlicher Mühe richtete der Hauptmann seine Aufmerksamkeit wieder auf das, was unmittelbar, menschlich und verständlich war. »Die Dschunke bewegt sich weiter. Kannst du ihr folgen?«

»Ja, ja.« Ein Blick zurück, um zu sehen, wie sich die versprengte Flotte wieder sammelte; ein Ruf nach vorn zu Pao, und das Boot war wieder auf Kurs. »Kümmert Euch um Eure Männer, geht sicher, dass niemand verletzt oder zu verstört ist. Überlasst die Drachin dem Meer, dem sie gehört, und die Dschunke mir.«

Keine Drachin mehr. Nur eine stundenlange Jagd in der Dunkelheit, während derer er ein Schiff, das so dunkel wie seines war, verfolgte, indem er darauf achtete, wie die Segel der Dschunke das Sternenlicht verdeckten. Was auch immer ihre Mission war – die Dschunke fuhr nach Süden, nach Taishu. So schwer, wie sie war, würde sie nur verzögert auf die Ruderpinne reagieren; deshalb würde ihr Kapitän sich mindestens bis Tagesanbruch vom Ufer fernhalten wollen. Das hieß, dass die Strömungen der Meerenge sie nach Westen tragen würden ...

Yen musste kaum so viel darüber nachdenken. Er ging nur von einer Annahme aus: dass der Kapitän der Dschunke ein genauso guter Seemann war wie er selbst, aber weniger vertraut mit der Meerenge. Deshalb fuhr er immer der Nase nach, wenn er die Dschunke aus den Augen verlor, und früher oder später – gewöhnlich früher – war sie wieder da, ein Schatten vor den Sternen.

Am Ende eine graue Schliere achtern: Sie segelten noch immer in die Dunkelheit hinein, aber die Dämmerung nahte.

Auch Taishu: Die Insel bildete einen aufgewölbten Schatten im Süden.

Der Hauptmann fragte: »Kannst du eines der Boote heranpfeifen, um eine Botschaft zu befördern?«

»Nein, Hauptmann. Die kleinen Boote können mithalten, aber sie haben weder Wind noch Segel übrig, um das Tempo zu erhöhen, wenn ich darum bitte. Wenn Ihr eines von ihnen an Land schicken wollt, werde ich beidrehen müssen.«

»Wirst du die Dschunke dann verlieren?«

»Wahrscheinlich nicht.« Er wollte aber nichts versprechen. »Der Tag bricht an; entweder segelt sie weiter oder hält aufs Ufer zu. Es gibt nicht viele tiefe Wasserläufe an dieser Küste, und ich kenne sie alle.«

Der Hauptmann nickte. »Dann tu es. Ich muss die Wachen am Ufer warnen. Ein Segel mehr am Horizont sieht nicht nach einer Invasion aus, und ich will, dass genug Männer da sind, um das Schiff in Empfang zu nehmen.«

»Sie werden sich beeilen müssen«, sagte der alte Yen mit Blick auf das Segel vor ihnen. »Ich glaube, der Kapitän hält aufs Land zu.« Mit der ersten Andeutung von Licht; natürlich tat er das. So hätte es auch der alte Yen gemacht.

Dann wartete der alte Yen, untätig auf trägem Wasser, bis die Fischereiflotte ihn umringt hatte. Er wählte das schnellste der Boote aus, brüllte danach und wartete dann mit einer Geduld, die dem Hauptmann abging, bis Chusan herübergerudert war, um sich seine Anweisungen anzuhören.

Während dieses Gespräch stattfand, rief der alte Yen zu ein paar anderen Booten hinüber, die nahebei trieben; er sprach mit ihren Schiffen, die zuhörten, nickten und mit weiteren sprachen; und so wurde eine Anweisung durch die ganze Flotte weitergegeben, für die der Hauptmann, wie Yen annahm, binnen kurzer Zeit dankbar sein würde.

Chusan setzte die Segel, drehte sein Ruder und wendete schräg zum bisherigen Kurs, um den nächsten Hafen auf Taishu anzusteuern. Der alte Yen schrie Pao zu, sämtliche Segel zu setzen, und ging wieder daran, die nun verschwundene Dschunke zu verfolgen.

Sie jagten durch die Trübheit eines grauen Tages und konnten sie nicht finden. Weil der alte Yen gegen die Gezeitenströmung arbeitete, war er sich sicher, dass die Dschunke nicht schneller gewesen sein konnte, da ihr Rumpf bis zum Schlingern voller Wasser gewesen war. Das bedeutete mit Gewissheit, dass sie sich in einen der

seltenen Wasserläufe geschlichen hatte, die zu eng waren und zu steile Ufer hatten, um Häfen zu bilden.

Er kehrte um, umgeben von der Fischerei flotte, und sah von einer Landzunge eine schwarze Rauchsäule aufsteigen; wandte den Kopf, um ein Auflodern von Licht hinter sich zu sehen, wo die Dämmerung noch ganz düster war. Leuchtfeuer auf ganzer Länge der Küste. Chusan hatte also den Richtigen für seine Botschaft gefunden.

Der alte Yen schnüffelte sich an der Küste entlang zurück, spürte das Spiel der Gezeiten und der Strömung um sein Ruder, beobachtete die Vögel und roch an der Luft, ließ Wind und Wasser zu sich sprechen. Am Ende riss er das Ruder entschieden herum, drehte den Bugspriet des Boots zum Land und fuhr direkt in einen gewundenen Wasserlauf.

Um eine Biegung herum, dann um noch eine, und da war sie: Die Dschunke lag vor Anker, am schmalen Hauch von etwas, das man als Strand unter einem Steilufer hätte bezeichnen können.

Der Hauptmann sagte: »Woher wusstest du das?«

Der alte Yen sagte: »Weil das hier nicht meine Küste ist. Mein Heimathafen liegt weiter östlich. Wenn ich diesen Bach finden kann, dann konnte sie es auch. Und sie brauchte ihn. Ich glaube nicht, dass sie hier landen sollte, aber sie schleppte sich vollgelaufen voran und mag noch weitere Schäden aufweisen. Sie brauchte einen Hafen, also hat sie ihn erspürt. Genau, wie ich es getan habe.«

Notwendigkeit oder nicht – die Dschunke lichtete bei seinem Anblick den Anker. Sie war ein weitaus größeres Schiff und konnte sich von der Strömung des Flusses tragen lassen; sie hatte Ruder und Staken und würde sich so vorbeidrängen können.

Aber jetzt traf die Fischereiflotte ein, arbeitete sich achtern flussaufwärts; so weit, dass sie neben ihm liegen konnte, und eine lange Linie von einem üppig bewachsenen, felsigen Steilufer zum anderen bildete. Sie warfen Tauen von einem Boot zum nächsten, banden sich aneinander und formten so eine Wand, eine große Sperre aus Booten.

Das war sein Geschenk an den Kapitän, das, was er der Flotte hatte ausrichten lassen. Anderswo im Kaiserreich gab es Städte, die auf der Schmiedeinsel Sperrketten bestellten, die man hochziehen konnte, um ganze Häfen zu blockieren. Hier konnte er eine Kette aus der ganzen Flotte schmieden, jedes Boot ein Kettenglied, alle zusammen stärker als die Summe ihrer Teile.

Der Kapitän der Dschunke hätte ein Boot oder zwei zerschmettern und ein oder zwei Männer in dem Versuch durchzubrechen töten können, aber die Flucht wäre ihm nie und nimmer gelungen. Er konnte nicht genug Schwung holen, um diese Kette zu zerreißen; und mit dem ganzen Wasser im Bauch war die Dschunke auch nicht leicht genug, über die Sperre hinwegzufahren und weiterzugleiten.

Die Dschunke lag still im Wasser, ein in die Enge getriebener Hai. Der Hauptmann auf dem Boot des alten Yen schickte seine Männer an den Bug, um zu zeigen, dass nicht nur Fischer an Bord waren; das Gleiche geschah auf ganzer Länge der Kette. Jedes Boot trug Soldaten, und jeder Soldat stellte sich an den Bug.

Und jetzt kamen Männer den Pfad am Steilufer heruntergestürmt, in Reaktion auf die Leuchtfeuer. Bewaffnete Männer, von der Straße so abgehärtet, wie jeder Pirat vom Meer abgehärtet sein mochte. Das wusste der alte Yen; er hatte ein ganzes Boot voll von ihnen.

Die Dschunke hatte vielleicht genug Männer an Bord, um an Land oder auf See zu kämpfen – aber nicht genug, um einen Kampf mit solchen Männern zu gewinnen. Stattdessen kam es zu plötzlicher Bewegung an Deck: Männer erschienen auf der Landseite und am Bug, wo sie sowohl vom Strand als auch von den Booten her zu sehen waren. Sie begannen, Waffen über Bord zu werfen, Messer, Schwerter und lange Spieße, ein Stahlregen zum Zeichen der Kapitulation.

Als dieser Regen aufhörte, als die Dschunke vermutlich entwaffnet war, befahl der Hauptmann dem alten Yen hinüberzurufen, da er es gewohnt war, weit über das Wasser zu brüllen.

»Schickt Eure Männer an Land! Benutzt nur ein Boot!«

Dieses eine Boot pendelte gehorsam vor und zurück, einmal und dann noch einmal, setzte ein Dutzend Männer an Land. Das waren sicher nicht genug: kaum genug, ein solches Schiff zu segeln, gewiss keine Mannschaft zum Kämpfen.

Das sagte der alte Yen auch sehr entschieden.

Doch es standen nur noch vier Gestalten an Deck der Dschunke. Eine musste ihr Kapitän sein; die anderen waren auf die Entfernung in diesem verhangenen Licht schlecht zu erkennen, aber sie waren eindeutig keine Piraten.

Der Hauptmann schickte ein halbes Dutzend seiner Männer die Kette entlang von Boot zu Boot. Sie machten das letzte los und ruderten vorsichtig zur Dschunke. Der alte Yen sah zu, wie sie an der Seite emporkletterten; einer sprach mit dem kleinen Grüppchen und führte die vier zur Seite, um sie an Bord des Fischerboots zu bringen, während die übrigen Männer unter Deck gingen.

Diese Männer kamen einer nach dem anderen wieder empor, schüttelten entschieden den Kopf und machten übers Wasser ihrem Hauptmann Zeichen, die leicht genug zu verstehen waren: *Niemand sonst an Bord, dieses Schiff ist leer.* Das Fischerboot kam direkt zum Bug des alten Yen, und die Männer des Hauptmanns hievtен seine Passagiere an Bord.

Nicht unbedingt sanft; der alte Yen fauchte: »Sagt Ihnen, dass sie aufpassen sollen!«

Der Hauptmann sah ihn an: »Gegen die hier kämpfen wir, alter Mann.«

»Das wisst Ihr nicht, bevor Ihr nicht mit ihnen gesprochen habt. Bis jetzt sind sie Gäste auf meinem Boot – wie Ihr. Und eine ist eine Frau, seht doch, und ein anderer ...«

»Sag lieber ›ein Mädchen‹ als ›eine Frau‹«, unterbrach ihn der Hauptmann; in der Tat erinnerte das Mädchen den alten Yen schmerzlich an seine verlorene Enkelin. »Und außer ihr noch ein Junge, ein Sklave, nehme ich an, bei all den Ketten; und der Mann muss sein Herr sein, meinst du nicht auch?«

Der zweite Mann, der Kapitän der Dschunke, war alles andere als geheimnisvoll: leicht zu identifizieren, leicht zu verstehen. Er war ein Mann, den der alte Yen weit lieber in Ketten gesehen hätte, aber das spielte keine Rolle. Wichtig war jetzt der Junge, der mit ihm reiste, was kaum einen Sinn ergab.

Yen mochte zwar der Herr auf seinem eigenen Boot sein, gab sich aber zufrieden damit, die Neuankömmlinge dem Hauptmann der Soldaten zu überlassen, schon bevor der erste Mann sagte: »Führt mich zum Kaiser. Ich habe Informationen für ihn aus Tunghai Wangs Lager. Ich war als Spion dort, und was ich herausgefunden habe, muss unverzüglich weitergeleitet werden.«

»Dann hast du dir einen seltsamen Weg ausgesucht, ihn zu erreichen«, sagte der Hauptmann milde. »Solch eine große Dschunke, um einen Mann und zwei Kinder überzusetzen ...«

»Sie sind mein Haushalt«, sagte der Mann. »Der Sklavenjunge und das Mädchen. Ich konnte nicht zulassen, dass sie sich in meiner Abwesenheit Tunghai Wangs Urteil würden stellen müssen. Ich war sein Arzt; er wird mich bald genug vermissen, und er ist grausam, wenn er sich verraten glaubt. Was die Dschunke betrifft, so dachte ich, sie könnte dem Kaiser nützlich sein. Deshalb habe ich sie und die Mannschaft gekauft.«

»Der Sohn des Himmels ist im Hafen von Taishu zu finden, nicht auf dieser Seite der Insel.«

»In der Dunkelheit sind wir ein wenig vom Weg abgekommen; dann stieg die Drachin auf, und wir mussten Zuflucht suchen ...«

Das war plausibel, aber dieser Mann wusste sicherlich mehr über die Drachin, als seine Worte ahnen ließen. Das musste er, da er den Jungen bei sich hatte. Er sagte jedoch nichts, und das tat auch der alte Yen noch nicht.

Auch der Hauptmann war nicht völlig überzeugt. Er sandte einen Mann an Land, um nach Spuren eines Landekommandos zu suchen.

Der Mann kam ohne Ergebnis zurück. Der Weg, der zum Strand hinabführte, war steil und selten begangen, kaum ein Pfad; auf ihm hätten sich Fußspuren und zertrampeltes Unterholz zeigen müssen, wenn jemand hinaufgeklettert wäre. Die Küstenwache hatte aber beim Abstieg nichts bemerkt. Und hatte natürlich selbst reichlich Spuren hinterlassen, sodass es zwecklos war, jetzt noch zu suchen.

Der Arzt – wenn er denn ein Arzt war – drängte zum Aufbruch. Der Hauptmann zuckte die Schultern und nickte dem alten Yen zu. Es war nicht an ihnen festzustellen, ob er die Wahrheit sagte und ob seine Nachricht wertvoll war. Sie konnten ihn dorthin bringen, wohin er gebracht zu werden verlangte, und ihn sich dort erklären lassen.

Langsam also, vorsichtig hinaus aufs offene Wasser, mit Staken, um das Boot von den Steilufern mit ihren überhängenden Ranken wegzudrücken, die beinahe weit genug herunterreichten, um das Deck zu streifen. Ein Mann schrie eine Warnung, als plötzlich ein Felsen im Wasser auftauchte; es war überhaupt kein Felsen, sondern ein massiger Leichnam, der mit dem Gesicht nach unten trieb, nur etwas Bleiches, Rundes in den Schatten. Bis auf die Schultern und den Rücken lag alles unter Wasser. Der alte Yen erübrigte ein Wort für einen Segenswunsch, damit die Li-Göttin ihn hören konnte, wenn sie wollte.

Dann konnten sie alle Segel hissen und ihr für einen freundlichen Wind danken, der sie leicht um die Insel herum bis zum Hafen von Taishu trug. Leicht oder nicht – die Fahrt dauerte einen halben Tag lang. Der alte Yen hätte sich unbehaglich dabei gefühlt, sowohl den Piraten als auch den Arzt an Bord zu haben, wenn er keinen ganzen Trupp kantiger Männer bei sich gehabt hätte, die sie bewachten. Männer hin oder her, er fühlte sich mehr als unbehaglich dabei, den Jungen in Ketten zu befördern. Er wollte diesen Jungen verstehen und konnte es nicht. Beobachtete ihn aber und sah, dass er weit mehr als nur erschöpft war; wie krank er manchmal wirkte, beinahe in Bewusstlosigkeit oder Fieber sank, und wie ängstlich, wenn er mehr er selbst war.

Als sie in den Schatten der Schmiedeinsel fuhren, sah er, wie der Kapitän der Dschunke – nicht ganz ein Gefangener, nein, doch er saß auf dem Vorderdeck, auf dem zu sitzen ihm befohlen worden war, niemandem im Weg und sehr sorgfältig bewacht von mehreren Soldaten – den Kopf hob und hinsah.

Der alte Yen erschauerte, dachte zurück an die Mönche, ihre Leichen, ihr großes Versagen; und beobachtete das Meer mit verzweifelter Besorgnis, weil er damit rechnete, die Drachin noch einmal hervorbrechen zu sehen.

Die See war ruhig, der Wind blieb freundlich, und keine Drachin regte sich.

Der Armeehauptmann wollte über sie reden, aber der alte Yen nicht; er schüttelte den Kopf und stand stumm da, bis sie den Hafen erreichten. Am Anleger bot der Hauptmann seinen Passagieren ein letztes Mal an, sich ihm oder seinen Vorgesetzten zu erklären. Doch der Arzt war stur; es musste der Kaiser sein.

Der alte Yen überließ es dem Jungen Pao aufzuwischen, ging mit den anderen von Bord und an der Seite des Hauptmanns durch die Stadt. »Du musst nicht mitkommen, alter Mann. Ich kann dem Kaiser sagen, was er wissen muss, wenn er sich wirklich entschließt, uns zu empfangen. Wenn nicht, kann dieser Narr von einem Arzt sich die Hände an den Palasttüren blutig klopfen, es sei denn, mein General beschließt, dass er sie sich lieber an einer Zellentür blutig klopfen soll.«

»Ihr irrt«, sagte der alte Yen. »Ihr stammt aus dem Norden, wie der Arzt, wie der Sohn des Himmels selbst; ich habe dem Kaiser Dinge zu erzählen, die keiner von Euch weiß.«

Der Hauptmann runzelte die Stirn, als ob das Ketzerei nahe kam. Vielleicht tat es das. »Was kannst du schon dem Kaiser zu erzählen haben, alter Mann? Und wie kommst du darauf, dass er auf dich hören könnte? Ich bin Offizier seiner Armee und bringe jemanden zu ihm, der behauptet, sein Spion zu sein, während du ...«

»Ich habe ihn schon getroffen«, sagte der alte Yen ruhig. »Mich kennt er. Meine Enkelin ist seine bevorzugte Gefährtin« – es fiel ihm immer noch schwer, *Konkubine* zu sagen -, »und vieles von dem, was ich tue, geschieht auf seinen ausdrücklichen Befehl hin.« *Oder ihren.* »Ich denke, er wird mich empfangen.«

Und dann, weil er ein freundlicher Mann und nicht wirklich stolz war, setzte er hinzu: »Ich muss ihm von der Drachin und dem Jungen erzählen.«

»Dem Jungen ...?«

»Ja. Ihr habt die Drachin gesehen, aber auf den Jungen kommt es jetzt an. Wenn irgendjemand diese Drachin in Schach hält, ist es der Junge.«

Und doch konnte das Mädchen den Jungen kaum in Bewegung halten; er schlich langsam und abwesend voran. Er war kein Bollwerk, wenn er auch alles war, was sie hatten.

Gemeinsam bewegte sich die Gruppe vom Hafen hinauf durch die Unterstadt, durch das Kaufmannsviertel bis in die exklusiven, breiten Alleen, an denen der Palast des Gouverneurs und die Anwesen lagen, die die Jademeister hatten bauen lassen, um seines zu überstrahlen: Ihre Häuser waren luxuriöser, ihre Gärten ausgedehnter, ihre Bäume exotischer und wunderbarer. Er regierte schließlich nur im Namens des Reichs. Sie dagegen gingen mit dem Stoff um, aus dem das Reich bestand: der Jade selbst. Sie waren das lebende Bindeglied zwischen dem Berg und dem Thron. Der Jade-Mann liebte sie am meisten ...

Der alte Yen war natürlich schon einmal hier gewesen. Der Hauptmann nicht. Welchen Grund hätte ein einfacher Soldat auch gehabt, den Sohn des Himmels aufzusuchen? Er betrat ein Reich der Unsicherheit – und das, obwohl er schmutzig und erschöpft war und die Verantwortung für dubiose Fremde trug.

Doch er hielt sich wacker. Bei jeder Kontrolle sagte er: »Ich habe hier Männer vom Festland, die eine Nachricht für den Kaiser haben«, und bei jeder Kontrolle wurden sie durchgelassen. Sein eigener Rang brachte ihn ein Stück weit: an der Palastwache vorbei, durchs Palasttor, in den öffentlichen Hof. Der alte Yen rechnete fast damit, dass Mei Feng sie vor das Angesicht des Kaisers führen würde.

Keine Mei Feng – aber ein Adjutant erschien. Er hörte den Hauptmann an, musterte die ganze Gruppe – den Arzt, den Jungen in seinen Ketten und das Mädchen, das ihn halb stützte, den Piratenkapitän – und führte sie am Ende in die große Halle, wo der Jadethron stand.

Der leer war, während ein Mann auf einem Hocker daneben saß. Nicht der Kaiser.

Der Adjutant ging mit gutem Beispiel voran: ein Stück weit über den Boden des Saals gehen, sich niederwerfen, den Kotau vollziehen. Dies war vielleicht nicht der Kaiser, aber man musste doch den Kotau vollziehen. Sich auf die Knie aufrichten, vorwärtskriechen, noch einen Kotau machen.

Unerwartet – und unpassenderweise – war das Mädchen Tien die Erste, die sprach; die den Kopf so abrupt hochriss, dass der alte Yen keine Zeit hatte, nach ihr zu greifen und sie wieder nach unten zu drücken. »Seine Majestät ...«

»... ist nicht hier«, antwortete der Mann beinahe freundlich. »Der Sohn des Himmels ist anderswo. Ich bin General Ping Wen. Still jetzt« – als sie sich beinahe noch einmal von Dringlichkeit übermannen ließ -, »wir werden uns gleich unterhalten. – Yi, auf ein Wort ...«

Er winkte den Adjutanten heran und führte ein geflüstertes Gespräch mit ihm. Einer nach dem anderen hoben alle den Kopf, setzten sich auf ihre Fersen; sahen sich mehr oder minder staunend um, beobachteten die beiden beim Thron mehr oder minder besorgt.

Schließlich winkte der General seinen Adjutanten beiseite. »Sehr gut, jetzt habe ich verstanden. Die Wachen sollen uns allein lassen. Ihr auch, Yi.«

»Exzellenz ...« »Ja, ja. Geht, geht.« Er verscheuchte den Adjutanten mit einer Handbewegung. »Sofort. Dies ist ein ... unerwartetes Ende des Tages für mich. Wer von Euch ist der Armeehauptmann? Sehr gut. Erzählt mir Eure Geschichte, so geordnet Ihr könnt.«

»Exzellenz, dieser Mann hat darum gebeten, direkt zum Kaiser geführt zu werden ...«

»Aber der Kaiser ist nicht hier, und ich sitze als Regent an seiner Stelle. Ihr könnt unbesorgt sprechen.« Und, als der Hauptmann noch einmal zögerte: »Schnelligkeit

wäre mir auch willkommen. Ihr seid mit Euren Männern auf dem Festland gewesen ...?»

»Ja, Exzellenz, wir haben eine Ladung Reis zur Abholung nach der Ernte sichergestellt und getan, was wir konnten, um das Wohlbehagen der Rebellen zu stören: Lagerhäuser niedergebrannt, Patrouillen angegriffen. Wir wurden wie abgemacht vom Boot dieses Mannes abgeholt ...«

»Ach ja, der Fischer. Wir sind uns schon begegnet, nicht wahr?«

»Ja, Exzellenz. Ich habe dem Kaiser schon einmal eine Nachricht gebracht.«

»Ich erinnere mich. Warum bist du jetzt hier? Nicht aus Anmaßung, hoffe ich. Wenn ein Mann einmal empfangen wird, heißt das noch nicht, dass er auch ein zweites Mal empfangen werden wird. Besonders, wenn Seine Majestät abwesend ist.«

»Exzellenz, im Meer ist eine Drachin, und ich bin vielleicht der einzige Mann, der willens ist, Euch zu erzählen, was sie bedeutet.« Der Arzt und der Junge hatten bisher noch nichts gesagt. Der Arzt warf ihm einen Blick zu, den er nicht deuten konnte; der Junge schien gar nicht zuzuhören. Er war eher in sich zusammengesunken, als dass er gehorsam gekniet hätte, und lehnte sich halb gegen das Mädchen.

»Eine Drachin? Wirklich? Yi sagte, ihr wäret alle in einer Spionageangelegenheit hier?«

»Wir haben die Drachin gesehen, Exzellenz«, sagte der Hauptmann. »Bis jetzt hatte ich noch nicht daran gedacht, sie zu erwähnen ...«

»Weil es wichtiger schien, Euren Spion abzuliefern. So ist es auch. Wer ist der Spion?«

Der Arzt hob den Kopf. »Das habe ich dem Hauptmann erzählt, Exzellenz.«

»Das habt Ihr ihm erzählt? Soll das heißen, dass es nicht wahr ist?«

»Ich war Tunghai Wangs Arzt, das ist durchaus wahr. Ich heiße Hsui. Ich war ... bisher kein Spion des Kaisers. Das war eine Geschichte, auf die wir uns mit Li Ton geeinigt haben, um diese Audienz zu erwirken.«

Der Kopf des Piratenkapitäns fuhr bei diesen Worten hoch; sein Blick hätte töten können. Der General sah sein Gesicht zum ersten Mal. »Chu Lin.«

»Ping Wen«, sagte der Pirat. »Im Moment begegne ich anscheinend vielen alten Freunden, Ich habe Ma in Santung getroffen – als ich ihn früher kannte, war er noch Hauptmann Ma.«

»Ach, Ma. Ja. Und jetzt arbeitet Ihr also für ihn? Als Kapitän zur See?«

»Sagt lieber, dass ich für seinen Herrn arbeite, Tunghai Wang – das kommt der Wahrheit näher. Im Großen und Ganzen arbeite ich gegen die Euren und bin froh, Gelegenheit dazu zu haben.«

»Gegen uns? Hauptmann, ich dachte, Ihr hättet diese Leute hier als unsere Freunde hergebracht?«

»Das dachte ich auch, Exzellenz.«

Der General mochte nicht erschrocken wirken – sondern eher amüsiert, während er sie, einen Arm auf die Lehne des Throns gestützt, mit absoluter Ruhe musterte -, aber der Hauptmann war es wirklich, sprang auf, zog seinen schweren Tao und baute sich zwischen ihnen und dem Thron auf.

Wieder war es Tien, die unaufgefordert sprach: »Wir sind wirklich Eure Freunde! Nun, wir zumindest, mein Onkel und Han und ich. Wir sind jedenfalls keine Freunde Tunghai Wangs; wir waren nur bei ihm, weil eine Armee einen Arzt benötigt. Aber ich wollte es Euch doch schon sagen: Ihr müsst den Kaiser warnen, ein Assassinen-Kommando hat es auf ihn abgesehen! Sie sind auf dem Boot mit uns übergesetzt, Dutzende von ihnen. Sie sind auf dem Weg zum ... zum neuen Palast, den der Kaiser bauen lässt. Sie wollen sich dort den Arbeitern anschließen und ihn töten, sobald sie Gelegenheit dazu haben. Sie hatten einen Schmied, einen Freund von uns, den sie mitnehmen wollten, aber er wollte nicht mit, deshalb haben sie ... haben sie ihn *getötet* ...«

»Hauptmann«, sagte der General, noch immer ruhig. »Wenn ich recht verstanden habe, waren nur die hier auf der Dschunke dieses Mannes?«

»Als wir sie fanden, Exzellenz, ja. Und, ja, da war eine Leiche im Wasser. *Er* sagte, es sei ein Mannschaftsmitglied, das er zur Strafe getötet hätte. Das konnte ich ihm abnehmen. Aber dies hier? Ich weiß nicht: Es gab keine Spur von einem Landekommando, weder am Strand noch auf dem Pfad ...«

»Sie haben nicht den Pfad genommen«, sagte das Mädchen, nun beinahe hysterisch. »Sie sind direkt vom Deck aus das Steilufer hochgeklettert; es hingen Ranken von dort herab, und er steuerte die Dschunke darunter. Sie sind einfach hochgeklettert wie Affen. Bitte, Ihr müsst mir glauben ...«

»Oh, ich glaube dir durchaus«, sagte der General. »Ich versuche nur auszuloten, wie enttäuscht ich von meinem Hauptmann sein muss. Warum habt ihr ihm nicht gleich die Wahrheit gesagt? Er hätte den Assassinen Soldaten nachschicken können.«

»Mein Onkel sagte, das sollten wir nicht tun; wir könnten herkommen, um den Kaiser persönlich zu warnen, wenn wir zunächst eine andere Geschichte erzählen würden ...«

Der Arzt sagte: »Vergebt mir, Exzellenz, aber es war für mich nicht das Wichtigste, das Leben des Kaisers zu schützen. Zum jetzigen Zeitpunkt ist der junge Han hier wichtiger. Es war entscheidend, ihn sicher an Land zu bringen; und, wie meine Nichte schon sagte, wir rechneten damit, den Kaiser hier anzutreffen ...«

»Hauptmann, tretet ab und schickt nach Papier. Ich werde eine Warnung für Seine Majestät aufsetzen; ein Bote wird sie ihm sogleich bringen. Wenn Eure Assassinen versuchen, die Arbeiter zu unterwandern, werden sie bemerken, dass unsere Soldaten auf sie vorbereitet sind. Ja.«

»Exzellenz«, sagte der Hauptmann, »ich würde die Botschaft lieber selbst überbringen. Mit einem Trupp meiner eigenen Männer, nur, um sicherzugehen.«

»Ohne Zweifel würdet Ihr das gern tun, Hauptmann, aber Ihr braucht ein Bad und Erholung, bevor Ihr irgendwo hingeht; ich kann Euch Eure Erschöpfung auf die Entfernung ansehen.« Das schien beinahe zu heißen: *Ich kann Euch auf die Entfernung riechen.* »Der neue Palast gleicht einem Ameisennest: überall Soldaten. Sobald sie gewarnt sind, wird für den Sohn des Himmels keine Gefahr mehr bestehen.«

»Exzellenz, dieser Mann ...« Er wies auf den Piratenkapitän.

»... ist ein alter Freund von mir und wird mir keinen Ärger machen. Geht.«

Papier, Tinte und Pinsel wurden von einem nervösen Mann zusammen mit einem Schreibpult gebracht. Der General winkte ihn beiseite, schrieb schnell, faltete das Papier zusammen und versiegelte es. An der Tür stand ein wartender Bote; es war fast wie eine Zeremonie, als sollten sie alle zusehen, wie er das Papier nahm und davoneilte.

Und als sollten sie alle in den Saal zurückgehen; nur, dass der General den Hauptmann aufhielt und sagte: »Nein, Ihr geht. Ihr habt genug getan. Findet Eure Männer. Wascht Euch, esst, schlaft. Meldet Euch morgen Mittag bei mir, dann werde ich einen Auftrag für Euch haben. Für euch alle.«

»Exzellenz, ich kann Euch nicht ganz unbewacht mit ihm allein lassen ...!«

»Hauptmann, ich habe Euch doch schon gesagt, dass wir seit langem befreundet sind.«

»Er ist ein Verräter! Ich möchte wetten, dass er Tätowierungen hat, die das verkünden ...«

»Ich weiß, dass er sie hat, ich habe zugesehen, wie sie gestochen wurden. Ich habe gesehen, wie er ... verletzt, gezeichnet und verbannt wurde. Das ist natürlich auch der Grund dafür, dass ich ihm vertraue. Er schuldet uns seinen Tod, mittlerweile doppelt: einmal dafür, zurückgekehrt zu sein, dann dafür, wen er mitgebracht hat. Und ich stehe im Schatten des Throns und befinde mich in völliger Sicherheit vor ihm. Geht, Hauptmann. Genug der Widerrede!«

Er trat zurück in die Schatten des Saals. »Jetzt«, sagte der General, sobald er wieder auf seinem Hocker saß, »versucht mir bitte zu erklären, warum das Leben dieses

Jungen so viel wichtiger ist als das des Kaisers.«

Der Arzt versuchte es wirklich. Er sprach von der Drachin und der Notwendigkeit, sie angekettet zu halten, und davon, dass der Junge das Beste war, was irgendjemand in dieser Hinsicht zustande bringen konnte, weil all die Mönche abgeschlachtet worden waren.

Und der General sagte: »Chu Lin.«

»Exzellenz?«

»Ihr kennt die Insel, die man die Schmiedeinsel nennt?«

»Ich kenne sie, Exzellenz.«

»Gut. Fischer« – der alte Yen sah sehr aufmerksam hoch -, »du hast ein Boot im Hafen.«

Es war keine Frage, aber er beantwortete sie dennoch. »Das habe ich, Exzellenz.«

»Sehr gut. Chu Lin, Ihr habt diesen Jungen schon seit einer Weile in Eurer Obhut und ihn offenbar bis jetzt noch nicht verloren. Ich will, dass Ihr ihn noch ein wenig länger behaltet. Nehmt auch diese anderen mit, nehmt sie alle. Es sei denn, Ihr wollt mir erzählen, dass Ihre Geschichte einer Wahnvorstellung entspringt und es keine Drachin gibt?«

»Nein, Exzellenz. Ich habe die Drachin auch gesehen; sie hat die *Shalla* beinahe versenkt.«

»Das war Eure Dschunke? Nun, sie ist jetzt unser. Geht mit dem Fischer hier. Ihr werdet auf der Schmiedeinsel landen und zum Gipfel hochsteigen. Soweit ich weiß, ist die Arbeit dort zum Erliegen gekommen, aber es sollte genug brennbares Material dort sein. Ich will, dass Ihr ein Leuchtfeuer entzündet. Verbrennt, was Ihr nur könnt! Ich will, dass das Licht hell genug ist, um von hier bis zum Festland zu scheinen, die ganze Nacht hindurch.«

Der alte Yen hatte schon Augenblicke wie die Stille, die nun folgte, erlebt – aber nur wenige.

Dann sagte der Piratenkapitän: »Exzellenz, seid Ihr Euch sicher? Wisst Ihr, was ein Leuchtfeuer bedeutet – an dem Ort, zu dieser Zeit ...?«

»Oh ja, das weiß ich. Lasst es scheinen, Chu Lin. Lasst es scheinen. Und haltet unbedingt die Augen nach Eurer Drachin auf. Auf dem Hin- wie auf dem Rückweg.«

»Sollen wir zurückkommen?«

»Eigentlich« – und der General lächelte und vollführte eine Geste, als spiele er mit seinen Worten wie mit einem Seidenschal zwischen seinen Händen – »ist es mir völlig gleichgültig, wohin Ihr geht, wenn Ihr getan habt, worum ich Euch gebeten habe. Geht, wohin Ihr wollt.«

Mei Feng streckte sich langsam, räkelte sich wohligh an der Seite ihres warmen, festen, schlafenden Herrn – der irgendetwas Unverständliches brummte, ei-Herrn – der irgendetwas Unverständliches brummte, einen lockeren Arm um sie legte und anscheinend doch nicht so tief schlief.

»Herr?«, murmelte sie leise, prüfend.

»Mmph.«

Sie lächelte; das hieß, dass er wach genug war, es aber nur ungern sein wollte. Im Palast hätte sie eine kleine Glocke geläutet, um das die Diener wissen zu lassen – und zu der Zeit, zu der er sich hätte aufraffen können aufzustehen, hätte Badewasser auf ihn gewartet. Nach einer Stunde des Durchweichens und Schrubbens, Spritzens und Einölns und Räkelns wäre er fast wieder ein ganzer Mensch gewesen.

Hier gab es kein Badehaus und kein Glöckchen. Auch keine Eile. Sie hatten die Erlaubnis ... Nein, besser gesagt, Seine Majestät wurde gedrängt, einen weiteren Tag oder noch zwei zu bleiben, wie lang er auch wollte. Sie konnten noch länger hier im Bett liegen, sie konnte ihn necken, bis die krächzende Isolation seines erwachenden Körpers sich gelegt hatte, und sich – und ihn! – unterhalten, ohne zu reden ...

Sie wälzte sich auf die Seite und ließ die Hand aufwärts über seinen Brustkorb und seine Wange bis in sein Haar gleiten. Klebrig, von oben bis unten klebrig: Er hätte wirklich ein Bad nehmen sollen, sie musste einen Weg finden, ihn zu baden. Vielleicht ein Fass und über dem Feuer erwärmtes Wasser?

Sie kicherte bei der Vorstellung, dass der Kaiser sich wie ein gemeiner Soldat waschen könnte. Wenn gemeine Soldaten sich denn überhaupt wuschen. In Sichtweite einer ganzen Anzahl gemeiner Soldaten ...

Er stieß ein weiteres schmerzhaftes, fragendes Brummen hervor und sein eines, sichtbares Auge öffnete sich einen Spaltbreit. Sie knabberte an seiner Schulter, und er ließ sich wieder fallen, zog sie nur ein kleines Stück näher heran. Sie nahm an, dass sie tun würden, was sie konnten, wie sie es gewöhnlich taten – mit der Waschschüssel, die ihnen von den Mägden gebracht wurde; aber wenn sie so darüber nachdachte, dann juckte ihre gesamte Haut vor Sehnsucht nach einem Bad und ...

Es waren Stimmen jenseits der Wand, und zwar nicht das vertraute Getuschel ihrer Dienerinnen. Sie brauchte einen Moment, um zu begreifen, wer sie waren; sie verstand dennoch nicht, warum sie so nahe herangelassen wurden. Es war natürlich die Entscheidung des Kaisers. Dennoch wünschte sie, er hätte es erst mit ihr besprochen. Unter vier Augen, sodass sie ihre Meinung hätte sagen können. Er war von dem Wunsch, die Diebe zu töten, recht schnell dazu übergegangen, sie am Leben erhalten zu wollen – und dann dazu, sie in der Nähe haben zu wollen. Den Jadeesser zumindest; er wollte den Jungen nahe genug bei sich haben, um ihn zu studieren. Und irgendwie war die Frau einfach mitgekommen und jetzt ...

Nun, jetzt lebten sie unter den Augen des Kaisers und somit auch unter ihren. Es war nicht so, dass sie auch nur einen von beiden direkt abgelehnt hätte, aber sie verabscheute es, dass sie so viel seiner Aufmerksamkeit beanspruchten, obwohl sie sich doch in stiller Dankbarkeit für seine Gnade hätten üben sollen. In stiller Dankbarkeit – und das am liebsten anderswo.

Besonders diese Jiao. Sie stolzierte mit ihren Söldnerallüren und dem Schwert, das sie seltsamerweise behalten durfte, herum, als sei sie eine Art Leibwächterin. Mei Feng verabscheute das, wenn auch nur, weil es sie an ein Leben erinnerte, das sie verloren hatte: ein körperlicheres Leben mit angespannten Muskeln und salzgetränkter Haut im Auge des Sturms, in der Wucht der Wogen, nackte Planken unter nackten Füßen und ...

Und sie hatte sich vorgenommen, dem nicht nachzutruern, und würde es jetzt nicht tun. Sollte die Frau doch mit ihren nackten Armen posieren und die Muskeln spielen lassen. Jiao war dem Kaiser nicht wichtig; sie wurde nur um des Jungen willen geduldet. Und der Junge war wirklich süß. Er erinnerte Mei Feng ein bisschen daran, wie sie gewesen war, als sie gerade erst in den Palast gebracht worden war: mit großen Augen, verstört und staunend, ängstlich, zu überrumpelt, um unglücklich zu sein.

Yu Shan war ganz der einfache Junge aus den Bergen, der nichts wusste. Er schien noch nicht einmal zu wissen, was für ein besonderer Mensch er war, dass körperlich niemand mit ihm mithalten konnte. Vielleicht waren sie in den Jadebergwerken alle so wie er? Das glaubte sie nicht; er musste der Absonderliche, der Dieb, der Böse sein, der kaiserliche Gesetze brach, um zu nehmen, was ihm nicht zustand, Kraft und Schnelligkeit, die allein dem Kaiser hätten gehören sollen.

Kein Wunder, dass er den Kaiser faszinierte. Mei Feng war auch fasziniert und lernte mehr über ihren eigenen Mann, indem sie den anderen studierte. Trotz allem hätte sie lieber mehr Zeit mit dem Original verbracht. Es war typisch: Hier lagen sie nun, in der unantastbaren Heimlichkeit ihres Schlafzimmers, und sogar hier drangen diese beiden ein, auch wenn es nur ihre Stimmen waren ...

»... und was machen wir heute?« Das war Yu Shan, der immer wollte, dass man ihm sagte, was er zu tun hatte.

»Was sie wollen, natürlich. Sofern wir nicht in die Stadt zurückkehren.« Die Frau gähnte beim Sprechen. Mei Feng war sich sicher, dass sie, wenn sie hingesehen hätte, durch die lackierte Seidenwand einen hageren Schatten erspäht hätte, der sich gewaltig streckte.

»Da ist der Fluss«, sagte der Junge.

»Was ist damit?«

»Wir könnten schwimmen gehen, wenn sie uns nicht wollen. Ich würde gern schwimmen.« Er klang flehentlich, ein kleiner Junge, der sich nach einer Süßigkeit sehnte; sie hörte *Ich würde gern mit dir schwimmen*, hörte aber nicht mehr richtig zu. Ihr Kopf war erfüllt von Bildern von Wasser, das breit, sauber und tief dahinströmte. Ihre Haut kribbelte vor Vorfreude darauf, den Aufprall beim Eindringen und das kühle Gleiten des Wassers entlang ihres Körpers, den sauberen Biss und die warme Anstrengung zu spüren; und die kitzligen Vergnügungen danach ...

»Herr, seid Ihr wach ...?«

»Ähm.«

Ein Kuss, um ihm die schwere Kunst des Redens zu versüßen, und dann: »Habt Ihr gelauscht?«

»Nur dir.« Er klang zuerst wie ein Frosch, ganz heiser. Manchmal war er auch in anderer Hinsicht wie ein großer Frosch, der nur aus Mund und Beinen bestand und kaum zu halten war. Nicht heute Morgen. Heute Morgen konnte er sich kaum rühren. »Du atmest nicht im gleichen Takt wie ich, Kleinklunge.«

»Großer Wal.« Wahrscheinlich war es besser, ihn nicht *Frosch* zu nennen. »Aber Wale schwimmen gern, glaube ich? Wenn sie nicht gerade schnarchen?«

Dieser Wal verlagerte sein Gewicht, stöhnte und sagte dann: »Schwimmen. Wer redet hier vom Schwimmen?«

»Yu Shan und Jiao.« Das würde ihn verlocken.

»Hm. Schwimmen klingt gut. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich zum letzten Mal geschwommen bin. Es muss unterwegs gewesen sein ... Oder nicht?«

»Ich nehme an, Eure Mutter hielt es für zu unsicher, wenn es nicht in Euren eigenen Gärten geschehen konnte.«

»Das würde sie wohl heute noch tun. Sie hat wahrscheinlich auch recht. Gibt es hier einen Teich? Ich erinnere mich an keinen Teich. Wir werden den Bachlauf aufstauen, um einen See zu bauen, aber ...«

»Nein, Herr. Kein Teich. Aber da ist der Fluss.«

Sie wartete. Nach einem Moment schnaufte er: »Das würde sie verbieten.«

»Ja, Herr. Aber das kann sie nicht. Keiner kann das. Ihr seid Kaiser. Außerdem sind wir hier, und sie sind es nicht; und in Ping Wens Brief stand, wir sollten die Gelegenheit nutzen, das Landleben zu genießen. Es wird vielleicht nicht so leicht sein, wieder herzukommen, wenn wirklich Spione und Assassinen unterwegs sind; man wird versuchen, Euch dort einzusperren, wo man weiß, dass Ihr in Sicherheit seid. Macht Euch keine Sorgen; wenn der Fluss *sehr* gefährlich ist, werde ich nicht zulassen, dass Ihr darin schwimmt.«

Er schnaufte und seine Finger trommelten ungeduldig auf ihren Rippen. »Sollen wir?«

»Ich glaube schon.« Kälter als ein Bad, aber auch besser, in so vieler Hinsicht besser ...

Sie gingen natürlich zu viert. Das hieß natürlich auch, dass sie gefolgt von zwei Dutzend Wachen, ihren Mägden und einem ganzen Zug von Dienern gingen. Das hieß, dass sie nichts tragen mussten, weil es genug Hände gab, obwohl eine ungewöhnliche Menge von Dingen für den spontanen kaiserlichen Schwimmausflug nötig war: Handtücher und Kleider, Öle und Kämme, Speisen und Getränke, Tische, Klappstühle und Sonnenschirme.

Sie würde sie alle außer Sichtweite schicken, sobald sie ein schönes Fleckchen gefunden hatten, an dem es klares Wasser gab, das tief genug war. Und nicht zu viel Strömung hatte, denn sie wusste nicht, wie gut er schwamm, und wollte nicht zusehen müssen, wie er weggeschwemmt wurde; es wäre schwierig gewesen, seine Mutter in einem solchen Fall zu versöhnen ...

»Worüber grinst du?«

»Oh, nichts, Herr. Nur ... dies.« Mit einer weit ausholenden Geste, die den gewundenen Zug aus Wachen und Dienern nicht mit einschloss. »Es ist gut, an der frischen Luft zu sein und spazieren zu gehen. Ich laufe gern.«

Jiao schnaufte. »Versucht einmal, durch ganz Taishu zu laufen, bevor Ihr das so heiter sagt.«

»Oder durchs ganze Kaiserreich«, konterte sie, »wie Seine Majestät es getan hat.« Gleichgültig, dass er die meiste Zeit in Sänften, Kutschen oder Wagen transportiert worden war. Sie glaubte nicht, dass er viele Paare seiner weichen, gepolsterten Stiefel verschlissen hatte. Aber es schmeichelte seiner Eitelkeit, wenn man jenen langen Marsch als Heldentat darstellte und nicht als verzweifelte Flucht.

Verzweifelt und womöglich noch immer nicht am Ziel: Ihr gefiel die Nachricht nicht, die Chung gebracht hatte, es wären Assassinen im Hafen von Taishu gefasst worden, die versucht hätten, ins Palastgelände einzudringen. Wo eine Gruppe versagt hatte, mochte eine andere Erfolg haben. Es war schwer für sie gewesen, zusehen zu müssen, wie ihre Insel in eine Festung samt Garnison verwandelt wurde; jetzt war es noch schwerer, sie als Festung zu sehen, die versagte, allen Hunger und Kummer als verschwendet zu erkennen, da sein Leben am seidenen Faden hing.

Wenigstens musste sie sich heute keine Sorgen darum machen. Vielleicht auch morgen noch nicht; vielleicht war es noch nicht sicher, an eine Rückkehr zu denken. In Ping Wens Brief waren sie aufgefordert worden zu bleiben.

Der Fluss kam natürlich aus den Bergen herab. Yu Shan kannte ihn vielleicht als Quelle, als Rinnsal, als jungen, bitteren Bach. Genau hier, wo sein kraftvolles Abwärtsströmen einem langsamen Mäandern durch die Ebene wich, hatte er sich ein Becken geschaffen. Der Hauptstrom ließ viel Wasser in einem stillen, steinigen Teich am Waldrand zurück, um den Bäume sich wie Vieh an der Tränke scharten und neigten; ihre Blätter wurden von sanfter Strömung fortgetrieben.

Es war ideal, alles, was sie sich gewünscht hatte. Sie konnte die Soldaten weit genug wegschicken, sodass die Bäume ihre Privatsphäre beschirmen würden; die Diener konnten auf der Wiese dahinter den Tisch decken. Sie brabbelte glücklich Befehle, als ihr aufging, dass die anderen – der Kaiser, Yu Shan und Jiao – alle leise über sie lachten. Sie brach mitten im Wort ab und lauschte in sich selbst hinein; und ihr eigenes Lächeln war ein reines Geständnis, als sie sich verneigte und sagte: »Natürlich nur, wenn dies alles dem Sohn des Himmels so gefällt?«

»Alles, was du tust, gefällt mir, Mei Feng. Das weißt du. Und es ist reizend hier, an diesem Ort, den du gefunden hast.«

Er sah aus, als wolle er den Park seines neuen Palasts gern erweitern, um diesen Platz mit einzubeziehen. Das konnte er natürlich tun, wenn er wollte; das würde heißen, dass die Mauern eine Meile lang sein würden, aber er war der Kaiser.

Er war der Kaiser und nestelte an der Verschnürung seiner Robe herum, obwohl sie ihn so einfach gekleidet hatte, wie sie konnte. Sie brachte seine Finger mit ihren eigenen zur Ruhe und zwang ihn zu warten, bis die Diener außer Sichtweite beschäftigt waren und die Soldaten sich zwischen die Bäume zurückgezogen hatten, sogar, bis Yu Shan und Jiao sich ausgezogen hatten und ins Wasser gesprungen waren.

Dann half sie ihm, sich zu entkleiden, und entkleidete sich dann selbst; und dann – weil sie ihn immer noch am Rand des Teichs stehen fand, wo er bezaubernderweise auf sie wartete – stieß sie ihn hinein.

Und tauchte sofort danach ein, weil sie immer noch nicht wusste, wie gut er schwamm; und fand heraus, dass die Antwort *wirklich sehr gut* lautete. Der große Wal hatte zwar größere Lungen als sie, aber es erstaunte sie dennoch, dass er länger unter Wasser bleiben konnte als sie. Dass er sogar ihren Knöchel packen, sie untertauchen und festhalten konnte, bis ihr letzter Rest Luft aufgebraucht war. Gerade, als ihre Tritte nicht länger verspielt waren, schlang er sich um ihre rudern den Arme und küsste sie; und seine verbrauchte Luft reichte irgendwie für sie beide aus, für den letzten, kurzen Moment, bevor sie die Oberfläche durchstießen und sie einen echten, verzweifelten Atemzug tun konnte.

Um dann mit den Fäusten auf seinen unnachgiebigen Brustkorb zu hämmern und sein Grinsen mit Flüchen zu bedenken. »Ich dachte, es gäbe wenigstens eines, was ich besser kann als Ihr, Herr.«

»Dachtest du?« Er war entzückt, aber das war leicht zu erreichen; wenn es eines gab, was ihn noch mehr entzückte als sie selbst, dann war es, wenn sie ihm sagte, wie bemerkenswert er war.

Was auch keine Herausforderung war. Er brachte sie zum Staunen, wie er es schon immer getan hatte.

Ihre zweifelnde Seele sagte immer noch, dass es einst andere Frauen geben würde, die ihn aufs Neue entzücken würden; aber es war schwer, Zweifel zu haben, wenn man jung war und staunte und der Kaiser der Welt einen an den Beinen mit den Beinen, an den Schultern mit den Armen umschlang und sein großartiger Körper einen wieder in kühle, dunkle, wunderbare Wasser hinabzog ...

Yu Shan schwamm, wie sich herausstellte, genauso gut oder sogar noch besser als der Kaiser. Und verfügte nicht über den nötigen Schliff, das zu verbergen, was alle amüsierte, den Kaiser mit inbegriffen. Nach einiger Zeit zogen Mei Feng und Jiao sich beide zurück, um sich ans Ufer zu setzen, sich mit Handtüchern abzureiben und den Jungen zuzusehen, die noch immer herumtollten.

Mei Feng bat zwar nicht darum, aber Jiao trocknete ihr den Rücken ab, sodass sie ihr selbstverständlich denselben Gefallen tun musste. Und dann begannen sie natürlich herablassend über ihre beiden jungen Männer zu plaudern, obwohl einer von ihnen Kaiser der ganzen Welt war; und dann über andere Dinge, als die besagten jungen Männer immer noch keine Anstalten machten, aus dem Wasser zu steigen.

Teilweise bekleidet und damit befasst, ihr Haar trockenzureiben, für dessen kurzen Schnitt, der ihrer Mutter so missfiel, sie immer noch dankbar war, hatte Mei Feng gerade Luft geholt, um eine Frage zu stellen, als ein Schrei sie unterbrach.

Er kam von jenseits der Bäume, wo die Diener das Picknick aufbauten.

Jiao geriet in Bewegung, während Mei Feng immer noch unnütz den Wald anstarrte. Die ältere Frau riss ihren Tao aus der Scheide und rief Yu Shan knapp etwas zu. Sie wartete lange genug, um mit einem Augenrollen zu Mei Feng zu sagen: »Warum gibt es immer gerade dann Ärger, wenn er nackt ist? Holt den Kaiser da raus, zieht ihn an und behaltet ihn hier.« Dann war sie fort, schlüpfte rasch zwischen den Bäumen hindurch.

Als sie zum Wasser zurückblickte, sah Mei Feng Jiaos Stiefel, die noch immer am Ufer standen. In ihrer Eile war sie barfuß losgerannt.

Und nun zog sich Yu Shan ans Ufer und trabte ihr hinterher, während ihm noch das Wasser aus dem Haar strömte: unbekleidet, unbewaffnet, unvorbereitet. Völlig nackt bis auf das Amulett, das er an einer Perlenkette um den Hals trug. Mittlerweile waren es Jadeperlen: Der Kaiser hatte sie auswechseln lassen, um den Jungen bei guter Gesundheit zu erhalten, wie er sagte ...

Mei Feng rammte ihre eigenen Füße fest in ihre Schuhe, während sie zugleich ein trockenes Handtuch packte und dem Kaiser entgegenging. Wenn sie ihn sich selbst überlassen hätte, wäre er sicher Yu Shan gefolgt, unbedacht, nackt und verletzlich. Das würde sie nicht zulassen. Den Sohn des Himmels mit nacktem Hintern, in jeder Hinsicht entblößt, herumlaufen lassen? Nein. Um das zu verhindern, rubbelte sie schon mit dem Handtuch seinen festen Körper ab, da sie wusste, dass er stehen bleiben würde, um sie das tun zu lassen. Er war zu wohlherzogen, zu nachgiebig, und das würde sie jetzt ausnutzen, wie seine Mutter es noch kaum getan hatte.

Sie sprach, während sie rieb: »Die Mäde haben geschrien. Ich nehme an, eine von ihnen hat eine Schlange gesehen. Oder ist vielleicht von einer gebissen worden.« Das war das Schlimmste, was sie sich einzugestehen bereit war.

Er sagte: »Nein, ich kann Waffen hören.«

»Könnt Ihr das, Herr?« Sein Gewand, seine Schuhe; ein fernes, gedämpftes Klappern, übertönt von Rufen und noch mehr Schreien. Und lauten Stimmen in der Nähe, die noch näher kamen; das mussten die Soldaten sein, die anrückten, da sie den Kaiser und sich gegenseitig in dieser plötzlichen Verwirrung im Blick haben mussten.

Wenn sie glaubten, dass ihr Kaiser geduldig auf ihren Schutz warten würde, hatten sie ihn völlig missverstanden; so völlig wie Jiao, die glaubte, dass Mei Feng ihn zurückhalten konnte.

Sie hatte das selbst geglaubt, bis zu dem Augenblick, in dem er ihr Handgelenk packte und sagte: »Komm mit.«

»Herr, Ihr solltet nicht ...«

»Was?« Anscheinend konnte er gleichzeitig rennen und reden, und beides sehr schnell. »Ich sollte nicht sehen, welche Gefahr droht? Sollte mich nicht denjenigen aussetzen, die meine Diener angreifen? Ich sollte mich nicht um das Leben meiner Soldaten oder meiner Freunde sorgen?«

Ja, dachte sie, *all das* ... Seine Mutter hätte das zweifelsohne ausgesprochen. Sie hätte es gern getan und war ziemlich froh, all ihren Atem zum Rennen zu brauchen, um mit ihm mithalten zu können.

Hier war der Waldrand, hier der grasbewachsene Boden dahinter; das Picknick war verlassen und verstreut. Mitten in dieser Verwüstung lagen Tote. Ringsum kämpften Männer.

Die kaiserlichen Gardisten waren eine handverlesene Mischung aus Veteranen und jungen Männern, gut ausgebildet und ergeben. Sie kämpften um ihre Position, kämpften, um sie zu behalten. Sie kämpften jetzt, wie sie noch nie gekämpft hatten – und verloren. Mei Feng verstand nichts von Kriegführung, aber das konnte sie sehen. Es war nicht schwer. Sie kämpften, sie fielen.

Die Männer, die sie töteten, diese plötzlich erschienen Feinde, sahen auch wie Soldaten aus: gröber gekleidet, aber abgesehen davon hätten sie die Plätze tauschen können, nur, dass dies alles Veteranen waren und nur wenige von ihnen starben.

Nur dort, wo Jiao ihre Klinge mit wilder, geübter Könnerschaft führte, eine Kriegerin im Krieg, während Yu Shan an ihrer Seite mit einer anderen Klinge focht, die er irgendwo aufgelesen haben musste. Ihm fehlten Jiaos unerwartete Anmut und ihre Raffinesse mit der Waffe, aber er war brutal schnell und brutal stark. Die Männer, gegen die er kämpfte, konnten ihn nie so recht mit ihren Klingen erreichen, aber was auch immer Yu Shans Klinge erreichte, fügte tödliche Verletzungen zu.

Die beiden hatten zusammen durchschlagenden Erfolg, aber sie würden allein nichts ausrichten können. Die meisten Diener waren mittlerweile tot; nur einige flohen. Durften fliehen. Sie spielten keine Rolle, nahm sie an. Wahrscheinlich auch die Soldaten nicht, abgesehen davon, dass sie zwischen den Angreifern und dem Kaiser standen.

Das hätte auch sie getan, wenn sie nur eine Waffe gehabt hätte. Sie sah sich nach irgendetwas um und bemerkte, dass er das Gleiche tat; warum hätte er eine Waffe bei sich tragen sollen, um schwimmen zu gehen? Wenn seine Garde sich um ihn drängte?

Seine Garde stolperte nun zwischen den Bäumen hervor, umringte den Kaiser und Mei Feng gerade noch rechtzeitig. Die Männer, die bei den Dienern geblieben waren, hatten den Feind aufgehalten, kaum lange genug, aber ihr Widerstand war gebrochen. Die Angreifer – sie mussten wohl Rebellen sein, Soldaten vom Festland – drängten erbarmungslos vorwärts; sogar Jiao und Yu Shan wichen jetzt zurück.

Die neu hinzugekommenen Gardisten rannten auf die Rebellen zu, waren aber schon in der Unterzahl: Die Gardisten würden so sterben wie ihre Kameraden, hilflos, hoffnungslos, um einen Mann zu verteidigen, den sie nicht retten konnten.

Jiao kam ohne Zweifel zu ihnen, um genau das zu sagen. Auch Yu Shan kam. Der Hauptmann der Garde stand neben dem Kaiser, aber seine Augen ruhten auf dem Kampf, und er hielt das Schwert in der Hand; er wollte mit seinen Männern kämpfen und hätte das auch ruhig tun können, da er hier wenig ausrichten konnte. Überhaupt würde er – ob nun hier oder dort – wenig ausrichten.

Jiao war über und über mit Blut beschmiert, doch recht wenig davon schien ihr eigenes zu sein. Sie atmete schwer und grinste durch eine Maske aus Blut – oder bleckte zumindest die Zähne. Sie sagte: »Majestät, kommt mit uns; Ihr solltet Euch nicht so zeigen.«

»Mich *zeigen*? Gebt mir eine Waffe! Ich will kämpfen.« »Nein«, sagte sie direkt, und vielleicht war es das erste Mal, dass er das Wort an sich gerichtet hörte; er wirkte völlig verblüfft. »Genau das wollen sie doch. Wir werden ihnen nicht so leicht nachgeben.«

»Ich werde meine Männer nicht sterben lassen!«

»Narr«, sagte die Frau und verblüffte ihn noch einmal, obwohl Mei Feng wusste, dass er das Wort schon mehrfach gehört hatte; sie hatte ihn selbst schon ein paar Mal im Scherz so genannt. »Wenn Ihr hierbleibt, verurteilt Ihr sie zum Tode. Wenn Ihr jetzt geht, werden ein paar von ihnen vielleicht die Chance haben zu überleben.«

Hauptmann«, fuhr sie fort, »wir werden den Kaiser mitnehmen. Nicht zurück auf die Palastbaustelle; dort lauern vielleicht mehr von denen, oder sie warten an der Straße. Im Wald können wir sie vielleicht abhängen. Es wird uns helfen, wenn Ihr sie für eine Weile ... aufhalten könnt.«

Der Hauptmann sah seinen Kaiser an. Er sah Jiao an. Er nickte. Niemand sprach aus, dass er mit diesem Nicken sich und seine Männer auf jeden Fall zum Tode verurteilt hatte. Sie wussten es alle. Das war genug.

Wieder einmal auf einem Boot. Wieder einmal eine Fahrt unter Li Tons Befehl – weil er ihn nicht Chu Lin nennen konnte, obwohl das sein Name zu sein schien. Wieder einmal auf dem Weg zur Schmiede.

Ohne den wahren Grund dafür zu kennen. Wieder einmal.

Verstört und unglücklich – wieder einmal – saß Han am Bug des Boots des alten Fischers, sah zu, wie das Wasser vorbeizischte, und spürte, wie die Drachin darunter kämpfte. Sie hatte sie auf die Probe gestellt, *ihn* auf die Probe gestellt, indem sie sich plötzlich erhoben hatte, um die Dschunke und ihn zu verschlingen, wenn sie ihre Ketten schon nicht sprengen konnte. Sie hatte beinahe in beiderlei Hinsicht gewonnen, aber die Ketten hatten gehalten – wenn auch nur knapp –, und die Dschunke hatte die Flutwelle überstanden. Er auch.

Er hatte sie wieder niedergerungen und jetzt kämpfte sie nicht mehr gegen die Ketten an, sondern gegen ihn.

Sie hatte sich in seinem Kopf eingenistet, und er spürte ihre Verachtung für diesen engen Käfig; und versuchte, sich einzureden, dass das ein Sieg war, dass er sie eingesperrt hatte. Dass er zugleich Köder und Kerkermeister war, dass die Falle zugeschnappt war.

Im Gegenzug ließ sie ihn Blicke – fast mehr, als sein Verstand ertragen konnte – darauf erhaschen, was sie war: auf ihre Kraft und Majestät, ihre Länge, ihre Breite. Ihre Farben, die im Wind schillerten wie der Rand eines Juwels, hell und glitzernd und tödlich. Schwindelerregende Höhen, tiefste Tiefen, die Katastrophe ihres Zorns und das Wunder ihrer Liebe.

Krank oder stur oder blind seiner Niederlage gegenüber saß er es aus. Er war, was er war, ein Junge in Ketten am Bug eines Boots; und sie konnte ihn nicht – nicht ganz – berühren und konnte ihn nicht – *nicht ganz* – brechen, und er überlebte.

Zu welchem Zweck, das wusste er nicht recht. Es würde nie besser als jetzt werden. Sie würde ihn körperlich, gefühlsmäßig und auf jede Weise, die ihr sonst zu Gebote stand, übel zurechten, bis er am Ende versagen würde. Auf die ein oder andere Art würde sie ihn besiegen und freikommen, hochfliegen.

Aber nicht heute. Dazu war er entschlossen. Nicht heute.

Eine Gestalt kam nach vorn und ließ sich neben ihm aufs Deck fallen. Er sah sich nicht nach ihr um; sie legte ihm eine Hand auf die Schulter, und er wusste, wer es war. »Tien. Wie ... wie geht es dir?«

»Mir geht es ganz gut.« Das hieß: *Wie geht es dir?* Sie wirkte alles andere als überrascht, nur ein Schulterzucken und noch eine Frage zur Antwort zu erhalten.

»Was machen die anderen?«

»Onkel Hsui steht am Heck und redet mit dem Fischer. Li Ton ist bei ihnen, aber er hört noch nicht einmal zu; es ist ihm gleichgültig, was sie sagen. Was hat er vor?«

»Ich weiß es nicht. Noch nicht. Ich nehme an, wir werden es herausfinden.« Han konnte die Resignation in seiner Stimme selbst wahrnehmen; sie widerte ihn an.

Wenn er Tien gewesen wäre, wäre er – so dachte er – noch angewiderter gewesen. Und doch kam sie immer noch zu ihm, um mit ihm zu sprechen. Das war zumindest etwas.

»Warum lassen wir ihn dann einfach machen«, fragte sie, »was immer er vorhat? Wir sind in der Überzahl. Wir könnten ... könnten ihn einfach über Bord werfen ...«

»Könnten wir? Er ist bewaffnet, wir nicht. Dein Onkel ist ein Gelehrter, kein Kämpfer. Der alte Fischer ist ... alt; und du bist jung und auch kein Kämpfer. Und ich ... ich bin ...«

»Du bist krank«, sagte sie, »du musst nichts tun. Aber da ist noch der Schiffsjunge, Pao ...«

»... der nichts tun wird, was ihm nicht befohlen wird. Und Li Ton gibt die Befehle, das weißt du. Keiner von uns kann sich ihm entgegenstellen, obwohl wir wissen, was er ist.«

»Er ist ein Verräter!«

»Ja, natürlich. Das steht auf seiner Haut. Ein Verräter woran?«

»Am Kaiserreich, natürlich! Und das ist auch dieser ... dieser General, Ping Wen. Ich weiß nicht, was wir hier für ihn tun, aber ...«

»... aber es dient wahrscheinlich den Interessen Tunghai Wangs auf dem Festland. Und er ist der Mann, dem ihr viele Monate lang gefolgt seid. Sieh den Tatsachen ins Auge, Tien. Wir alle hier sind Verräter.«

»Mein Onkel sagt, dass es keine Rolle spielt, wem wir folgen, solange wir nur die Drachin niederhalten ...«

»Aber?«

»Aber ich mag Li Ton nicht – und Ping Wen auch nicht. Ich vertraue keinem Plan, den sie ausbrüten. Mein Onkel sagt, dass wir dem Kaiserreich nicht treu sein müssen, aber dennoch ...«

Dennoch wusste keiner von ihnen wirklich, warum sie hier waren oder was Li Ton vorhatte. Dabei fühlten sie sich alle gleichermaßen unbehaglich – und gleichermaßen hilflos, etwas dagegen zu unternehmen.

Sie näherten sich der Schmiede, und die Erinnerungen an das letzte Mal belasteten Han immer stärker. An die Nacht, in der er die Drachin durch die Augen dieses anderen Jungen gesehen hatte ... Wie hatte er noch geheißt? Ja, Yerli. Der seltsame Yerli, der jetzt tot war, der an den Ort gegangen war, vor dem er sich am meisten gefürchtet hatte, nur um Han etwas zu zeigen, das keiner von beiden verstanden hatte.

Han verstand es jetzt, zu spät.

Noch näher heran. Der Landesteg, an dem sie beim letzten Mal vor Anker gegangen waren, war verschwunden. Kurz hoffte Han, dass es keine Möglichkeit geben würde, an Land zu gehen; aber natürlich mussten hier Menschen an Land gegangen sein, bevor es den Anleger gegeben hatte, der sonst ja nicht hätte gebaut werden können. Der Landesteg war bequem, aber nicht zwingend notwendig.

Der Fischer sagte, er wüsste einen Weg ans Ufer. War er alt und weise und trug diese Wasser in den Knochen – oder war er alt und dumm, mit wässrigen Augen und wässrigem Hirn? Han fiel es schwer, sich darum Gedanken zu machen. Die Schmiedeinsel war der letzte Ort auf der ganzen Welt, den er gern wieder betreten wollte; Erinnerungen umfingen sie wie der Nebel, wie Lichter im Nebel: Tod und Schmerz, Grausamkeit und Schrecken.

Wenn der alte Mann einen Fehler machte, würden sie es nie ans Ufer schaffen. Han dachte, dass ihm das beinahe lieb gewesen wäre. Beinahe. Aber dann würde das Boot zerschmettert werden und sie würden alle hinunter ins Wasser gleiten, tief hinab, dorthin, wo die Drachin weit unter der Oberfläche wartete. Er würde unter dem Gewicht all dieser Ketten als Erster und am schnellsten versinken; sie würde ihn hochofret willkommen heißen. Ihre glänzenden Augen würden wie Lichter im Nebel leuchten, um ihm den Weg durchs trübe Wasser zu weisen. Glänzende Augen, geöffnetes Maul.

Kein Nebel, jetzt nicht. Im klaren Licht des Abends erreichten sie die Schmiedeinsel. Der alte Yen steuerte an dem zerstörten Landesteg vorbei und scheinbar direkt auf die Felsen zu. Tien's Hand schloss sich enger um die von Han; er warf einen Blick zurück und sah, wie der alte Mann das Ruder kräftig, beinahe panisch, gegen den Sog und die Strömung des Wassers einsetzte. Wenn das Boot darauf reagierte, dann nur, indem es umso schneller voranschoss. Hans Blick richtete sich wieder nach vorn, um zu sehen, wie das Verhängnis aussah, das auf ihn zukam.

Er glaubte, dass auch die Drachin durch seine Augen zusah. Er war sicher, dass ihre Gedanken, ihre Sinne das Wasser durchdrangen – ihr Wasser, an dem sie alte Besitzrechte hatte -, sodass sie den Bootsrumpf in der Brandung spüren konnte, wie zerbrechlich er war, und wie unwandelbar dagegen die Felsen. Han spürte ihren Eifer, ihre Vorfreude. Ihr wartendes Maul. Sie ärgerte ihn damit, es lauerte in seinem Kopf. Ein Lecken, ein Schlucken.

Doch die ganze Zeit über glaubte ein winziges Flüstern in ihm nicht daran. Der alte Fischer würde sein Boot nicht zerschellen lassen.

Das tat er auch nicht. Als die Katastrophe gerade unabwendbar schien, als Hans Augen schon die Flechten und das Seegras ausmachen konnten, die sich an die Felsen klammerten, die das Boot zerschmettern würden, stieß der alte Mann einen Schrei aus, der laut genug war, das Tosen der Brecher zu übertönen. Im selben Augenblick warf er das Steuerruder herum und stemmte sich mit seinem ganzen klapperdürren Körper dagegen.

Das Boot reagierte bemerkenswerterweise, unmöglicherweise: Im letzten Moment änderte es seine Richtung und glitt schräg in eine auflaufende Welle hinein, schien eine unerwartete Durchfahrt zu entdecken, eine Spalte zwischen zwei aufragenden Felsen – eine Lücke im Gebiss der Drachin.

Wenn der Frieden, den sie jenseits der Felsen fanden, dem Frieden glich, den man im Maul der Drachin finden mochte – nun gut. Dort war man in Sicherheit, bis sie schluckte. Han dachte, dass das immer und überall wahr gewesen war. Der Tod war immer nur einen Augenblick entfernt, einen Atemzug oder einen Schritt ab vom Wege; er wartete nur darauf, dass die Drachin schluckte.

Der Fischer hatte sie tatsächlich in einen geschützten Bereich gebracht, die einer Zunge hinter Felsenzähnen glich. Die Brandung zischte und wirbelte um sie herum, aber ihre ganze Kraft war in kleine Strudel und Wellen aufgespalten, die schwach drohten und nichts zu besagen hatten.

In dieser plötzlichen Stille klangen die Stimmen, die noch ans offene Meer angepasst waren, lauter. Han hörte, wie Li Ton sagte: »Gut gemacht«, in einem Tonfall, in dem Überraschung und Respekt sich die Waage hielten. »Kannst du das Boot auch genauso sauber wieder hinausbringen?«

»Wenn wir die richtige Tide abwarten«, sagte der alte Mann. »Bei Flut, unmittelbar am Scheitelpunkt, werden wir über den Kiefer hier gehoben und weggetragen, so hübsch wie die Nusschale eines kleinen Mädchens in der Regenrinne.«

»Das reicht hin. Wir werden ohnehin die ganze Nacht hier sein; die Flut kehrt nicht vor Mittag zurück, aber darauf können wir warten. Wie kommen wir an Land?«

»Nass«, sagte der alte Mann, ohne dass auch nur die geringste Andeutung einer Entschuldigung in seiner Stimme gelegen hätte.

Für die, die nicht schwimmen konnten – also vor allem für Han, obwohl Tien und der Arzt mit ihm kamen und der alte Yen die Stake führte -, bedeutete das eine unbeholfene Rutschpartie an der Bootswand hinab in einen Sampan, dann das Staken hinüber zum steinigen Ufer. Eine weitere unelegante Kletterpartie über scharfe und rutschige Felsen brachte sie schließlich auf ebenen Boden; sie waren beinahe genauso nass wie diejenigen, die geschwommen waren, Li Ton und der Schiffsjunge Pao.

Der alte Yen kehrte auf sein Boot zurück, weil der kleine Rachen, in den er es gesteuert hatte, kein sicherer Ankerplatz war und man es nicht unbewacht zurücklassen konnte. Die Übrigen wurden von Li Ton gemustert und marschierten dann bergauf.

Wieder fragte sich Han, warum sie ihm alle so widerspruchslos gehorchten. Er und Tien trugen beide schweres Eisen im Ohr, um sie an die *Shalla* und an ihn zu binden; sie waren ihm schon verpflichtet. Pao gehörte zum Boot und würde tun, was der Fischer ihm befohlen hatte, und das war offensichtlich, Li Ton zu folgen, wenn ihm seine Gesundheit lieb war. Der Arzt ließ sich vielleicht nicht so leicht herumkommandieren, kooperierte aber um seiner Nichte und Hans willen – beide waren ihm sehr wichtig.

Sie kamen zur ehemaligen Siedlung der Mönche, bevor sie den Weg wiederfanden, an den Han sich erinnerte. Die Siedlung war nun in doppelter Hinsicht eine Ruine: ausgebrannt in den Feuern der Piraten und dann nach Holz abgesucht, um einen großen Scheiterhaufen in ihrem Zentrum aufzuschichten. Ein Kreis regenverwaschener Asche war noch übrig, nebst einem Haufen geschwärzter Knochen, die nicht verbrannt waren.

Han wollte vorbeieilen, Pao ebenfalls; Li Ton ließ es nicht zu. Er führte die Suche selbst an, durchsuchte die Geisterhütten nach jeglichem Holz, das übersehen worden oder nur halb verbrannt war, nach allem, was eine Flamme nähren konnte.

Was sie fanden, trugen sie den steilen Pfad zum Gipfel hinauf, zur Schmiede selbst. Han konnte das Bewusstsein der Drachin die ganze Zeit über hinter seinen Augen spüren, und auch einen Teil ihres Temperaments – wie abgekühlter Stahl, der in der Hitze ihrer Wut mehrfach geschmiedet und in der Kühle des Meeres erkaltet war -, als sie sich diesen Ort ansah, an dem ihre Ketten geschaffen und zurechtgehämmert worden waren, wieder und wieder erneuert an den Körpern entschlossener Männer.

Die Schmiede war unberührt, so, wie sie sie verlassen hatten. Nun sagte Li Ton: »Reißt es ab.«

Sie starteten ihn wohl an. »Das Dach.« Den eisernen Regenschutz. »Ich will, dass es abgerissen und das ganze Holz dort oben aufgeschichtet wird.« Im Herzen der Esse. »Mit Holzkohle aus den Kohlebunkern. Nehmt auch die Bunker auseinander – dieses Holz will ich auch. Entfacht ein Feuer, das die ganze Nacht hindurch brennen kann und zu sehen ist.«

Es sollte also ein Leuchtfeuer sein; ein Signal an Tunghai Wang und seine Truppen an Land. Irgendjemand war voreilig, war sich eines ungewissen Ausgangs zu sicher. Oder versuchte, einen Plan durch einen anderen zu untergraben.

Han konnte sich keinen Grund vorstellen, sich so viel Mühe zu machen, um *Wir sind gelandet* oder sogar *Der Kaiser ist tot* zu sagen.

Aber *Kommt jetzt, schlägt jetzt zu, lasst Eure Invasionsflotte zu Wasser* – das ja. Ein gleißendes Licht, um das zu verkünden, in Sichtweite jedes Kapitäns, über den die Flotte verfügte: Das war ein Befehl, den zu geben es sich lohnte.

Flohen sie oder wurden sie getrieben? Yu Shan war sich nicht sicher, aber ihm gefiel beides nicht. Hilfe und Hoffnung lagen hinter ihnen, fielen immer weiter zurück: Absichtlich oder auch nicht wurden mer weiter zurück: Absichtlich oder auch nicht wurden sie von der Straße und der Palastbaustelle abgedrängt, weg von all den Soldaten. Tiefer in den Wald hinein, höher hinauf in die Hügel.

Irgendjemandem würde bald genug auffallen, dass der Kaiser nicht vom Schwimmen zurückgekehrt war. Ein Läufer würde hingeschickt werden; dann würde man die Leichen finden. Dann würde es natürlich zu einer Panik kommen. Leute würden ausschwärmen und suchen; aber nur erfahrene Fährtenleser würden ihre Spur finden und ihr folgen können, und erfahrene Fährtenleser würden sich niemals so schnell bewegen können. Yu Shan hatte schon gesehen, wie Hirsche von Jagdhunden zu Tode gehetzt wurden; das hier war ähnlich unbarmherzig.

Er konnte weiter und weiter rennen. Der Kaiser anscheinend auch. Jiao und Mei Feng – nun, sie waren beide stark und harte Arbeit gewohnt. Die eine hatte das Leben auf der Straße in den Muskeln, die andere das Meer. Aber keine von beiden hatte Jade in den Knochen, und der Aufstieg laugte sie aus.

Die Rebellen hinter ihnen waren auch keine Jadeesser. Zusammen oder getrennt hätten die beiden jungen Männer ihnen allen davonlaufen können; in der Tat startete Mei Feng sie während einer der unvermeidlichen Ruhepausen auf dem Gipfel einer Anhöhe böse an und keuchte: »Ihr beiden *atmet* noch nicht einmal schwer! Lauft weiter, *Ihr*« – das galt dem Kaiser – »und lasst uns zurück. Ihr seid derjenige, den sie wollen. Yu Shan wird auf Euch aufpassen. Sie werden uns in Frieden lassen ...«

»Wie sie auch die Diener in Frieden gelassen haben?«, knurrte Yu Shan, der sich nicht völlig darauf verließ, dass der Kaiser schon das Nötige sagen würde. »Sie würden Euch zur Übung töten. Aus Spaß.«

»Ganz abgesehen davon«, brummte Jiao, die sich sehr bemühte, nicht zu wirken, als ob sie diese Pause genauso dringend brauchte wie Mei Feng, »wollt Ihr doch nicht wirklich diesen Mann Yu Shans Fechtkünsten anvertrauen?«

»Die Fechtkünste werden sie nicht brauchen, wenn wir sie nicht länger aufhalten. Yu Shan kennt die Berge; er kann meinen Herrn in Sicherheit bringen. Außerdem ist mein Herr selbst ein sehr guter Fechter.«

»Das spielt keine Rolle«, sagte ihr Herr selbst, »denn wir werden euch nicht im Stich lassen. Sie würden euch ohne Bedenken zur Strecke bringen und abschlachten.«

»Und wenn Ihr bei uns bleibt, werden wir alle zur Strecke gebracht und abgeschlachtet werden. Ihr beide könnt vielleicht immer weiterrennen, aber wir können es nicht. *Ich* kann es nicht.«

»Ihr könnt noch eine Meile rennen.« Das war Jiao, die jetzt mit Leichtigkeit aufstand. »Eine Meile auf einmal, Mädchen. Ihr haltet Euch großartig. Und seht, jetzt geht es bergab.«

»Erst einmal.« Mei Feng blickte über den Hügelkamm auf ihren nächsten Abstieg in die Schatten hinab. »Dann wieder bergauf. Und was dann?«

»Wir kommen in meine Gegend«, sagte Yu Shan. Der Geruch der Hügel machte ihn womöglich noch stärker; seinen Beinen waren die steilen Hänge willkommen, seinen Augen die tiefen, grünen Schatten. »Clangebiet. Wenn sie das nicht wissen ...«

»Was?« Es war der Kaiser, der fragte, und Yu Shan grinste.

»Na ja, wenn wir ihnen lange genug vorausbleiben, werden sie das schon herausfinden.«

Der Kaiser blinzelte und grinste zurück, ein Moment der Jungmännerverschwörung, der von einem plötzlichen, heftigen Schlag Jiaos auf Yu Shans Schulter unterbrochen wurde.

»Deine Leute können nicht gegen die da kämpfen! Sie sind doch nicht alle wie du. Oder ...?«

»Nein, sie sind nicht wie ich.« Seine Leute hielten sich an die Gesetze. Größtenteils. »Aber sie kämpfen gegen alles und jeden. Wir wachsen damit auf, gegeneinander zu kämpfen. Kommt ...«

Sehr bald, zu bald, mussten sie langsamer laufen; wenn es so weiterging, würden sie in Kürze häufiger rasten als sich fortbewegen. Yu Shan glaubte nicht, dass die Männer hinter ihnen langsam gingen, rasteten oder überhaupt irgendetwas taten, außer ihrer Fährte zu folgen. Doch die Nacht kam in den Bergen schnell – wie es sich gehörte; die langsame Dämmerung in den Ebenen hatte ihn verwirrt –, und noch nicht einmal diese unermüdlichen Rebellen konnten in der Dunkelheit einer Fährte folgen. Sie mochten in ihrer Ausdauer Hunden gleichkommen, aber sie konnten sich nicht auf ihren Geruchssinn verlassen.

Yu Shan dagegen konnte selbst in tiefster Nacht recht gut sehen. Der Kaiser ebenfalls. Sie konnten jegliche Rast einlegen, die die Frauen brauchten, und doch vor Anbruch der Morgendämmerung einen Vorsprung von mehreren Meilen erlangt haben.

Und in der Zwischenzeit konnte man aus klaren Bächen trinken und Früchte pflücken, um knurrende Mägen zu beruhigen, sofern man wusste, was essbar war – und das wusste er.

Er hielt sie in Bewegung, während die Täler sich mit Schatten füllten, solange auch nur ein letzter Hauch von Helligkeit am Himmel stand. In dieser Zeit des Zwiellichts gelangten sie an noch einen Wasserlauf, den sie überqueren mussten, einen frisch entsprungenen Fluss, schmal, aber kraftvoll. Yu Shan watete hinein; das Wasser reichte ihm bis über die Hüften. Sie hatten schon Schlimmeres überstanden, aber diesmal hörte er ein leises Zögern, einen Zweifel hinter sich. Als er sich umsah, sah er Mei Feng ängstlich am Rande des Wassers stehen und blind hineinstarren.

Yu Shan wäre umgekehrt, um sie zu holen, aber das brauchte er nicht zu tun: Der Kaiser war da, stieg ins Wasser hinab und bot ihr seinen Rücken dar, packte ihre Beine und hob sie einfach hoch, als sie zögerte. Sie ritt wie ein Kind an ihn geklammert über das Wasser. Yu Shan bekam mit, dass sie vor Erschöpfung fast schluchzte. Als sie das andere Ufer erreichten, stieg der Kaiser einfach aus dem Fluss und ging weiter, ohne auch nur die geringste Neigung erkennen zu lassen, sie abzusetzen.

Yu Shan grinste Jiao an, sein Gesicht eine offene Einladung.

Wenn sie es bemerkte, gab sie vor, es im Dämmerlicht nicht gesehen zu haben; stattdessen trat sie ins Wasser und watete langsam und streng an ihm vorbei.

Er folgte ihr, sah zu, wie sie hinauskletterte, und wartete, bis sie die Hand ausstreckte, um ihm hochzuhelfen; er hatte gewusst, dass sie es tun würde. Der Klammergriff starker Finger, das Zerren eines mit hageren Muskeln versehen Arms, ein erschöpftes Zähneblecken im Zwiellicht: Das alles erlaubte ihm, es auszusprechen, weil es nun eine Verschwörung war. »Weißt du, ich kann dich tragen. Wenn du dazu bereit bist.«

»Dazu werde ich nie bereit sein«, sagte sie und trabte entschlossen hinter den anderen her.

Später, als der Himmel bis auf die Sterne dunkel war und die Täler vollkommen schwarz, als nur noch der Kaiser und Yu Shan überhaupt etwas sehen konnten, führte er sie vom Pfad ab und bergauf. Er fand eine Erdhöhle unter einem Felsüberhang; in seinem eigenen Heimattal hätte sich hier ein Bergwerk geöffnet, ein Probeschacht zur Suche nach Tränergestein. Hier am Rand der Berge, wo es schwer war, guten Stein zu finden, nahm er an, dass kein Clan geglaubt hatte, die Mühe könnte sich lohnen.

Die Frauen sanken dankbar in den Schutz der Höhle. Zumindest Mei Feng. Jiao sah ihn finster an und hockte eine Minute lang am Eingang, bevor sie sich tiefer hineinschob und murmelte, sie wolle *nach der Kleinen sehen*. Als nichts darauf hindeutete, dass sie wieder herauskommen würde, rief Yu Shan leise ihren Namen. Und

erhielt keine Antwort bis auf ein Schnarchen, lehnte sich bequem gegen die Wand und streckte die Beine aus.

Und fand sich als Spiegelbild des Kaisers wieder, der auf der anderen Seite des Höhleneingangs genauso dasaß, sich ebenso streckte. Der Sohn des Himmels sagte: »Es ist gut, Rast zu machen.«

»Ja, Majestät.«

»Du könntest mich wohl nicht beim Namen nennen? Jetzt, da wir um unser Leben rennen?«

Yu Shan dachte darüber nach. »Nein, Majestät. Ich glaube, das könnte ich nicht. Es tut mir leid ...«

Ein weiser, junger Mann trat in Gegenwart der Götter zurückhaltend auf. Anscheinend sogar so zurückhaltend, dass er ihnen widersprach.

Der Kaiser lächelte und veränderte die Haltung seiner Schultern, mit denen er am Felsen lehnte. »Es ist gut, Rast zu machen – aber ich hatte es nicht wirklich nötig. Ich hätte weitergehen können, glaube ich. Wohl die ganze Nacht hindurch und morgen den ganzen Tag lang. Habe ich recht?«

»Das weiß ich nicht, Majestät. Ich fühle mich genauso aber ... Nun, man kann aus einem Wasserschlauch immer noch einen Schluck trinken, bis er leer ist, und dann kommt nichts mehr. Vielleicht wären wir nach einer weiteren Meile oder einer weiteren Minute einfach umgefallen. Wie Ihr schon sagtet: Es ist gut, Rast zu machen.«

Es lag ein Genuss darin still zu sitzen: in der feuchten Kühle der unwandelbaren Erde, mit schlaffen Muskeln und langsamen Atemzügen, im Geruch frischen Grüns und im strömenden Regen. Aber wenn Yu Shan keine Angst gehabt und sich nicht immer umgesehen hätte, wäre auch das Laufen an sich ein Genuss gewesen: das Pumpen der Muskeln und Lungen, harter Boden und heiße Haut, belohnte Mühe, Geschwindigkeit und Dehnung und Herausforderung. Warum hätte er sich wünschen sollen, dass das je endete? Warum hätte es je enden müssen? Er hätte bis ans Ende der Welt rennen können, wenn er das Meer hätte überqueren können ...

Bevor er übers Schwimmen nachdenken konnte, murmelte der Kaiser: »Vielleicht sollten wir nicht reden.«

»Wir werden sie nicht aufwecken, Herr, ganz gleich, wie laut wir reden.«

»Nicht sie. Die Rebellen. Wenn sie uns hören, können sie uns finden.«

»Nicht in diesem Tal. Hört!«

Jetzt waren sie zusammen still, abgesehen von den Geräuschen, die ihre Körper von sich gaben, vom unbedachten Rauschen der Atmung bis zum Rauschen des Blutes im Herzen.

Jenseits davon und daruntergemischt erklangen die Geräusche des Tals: der gewaltige, leise Klang des Windes und Regens in den Bäumen, auf Fels und Wasser, die harscheren Geräusche des entspringenden Flusses in seinem steinigen Bett, die Rufe des ein oder anderen Tiers, der Gesang der Nachtvögel. Das Zischen, Surren und Brummen der Insekten.

»Ich höre nichts.«

»Das meine ich ja. Wenn sie herkämen, würden wir sie hören, bevor sie uns hören.«

Und sie auch in der Dunkelheit besser sehen, sie zuerst sehen, ganz gleich, wie gut sie waren: Aber das hieß, dass sie würden kämpfen müssen, und darüber wollte er nicht nachdenken. Wenn es zum Kampf kam, würden er und seine Gefährten trotz allem verlieren. Sie waren zu wenige, um so viele abzuwehren. Auch harte, heiße Kraft konnte eine solche Überzahl nicht aufwiegen, wie sehnlich er sich das auch wünschen mochte.

Deshalb mussten sie ihren Vorsprung wahren, bis das zahlenmäßige Verhältnis sich zu ihren Gunsten verändert hatte; deshalb musste er sie weiterführen, bevor die Nacht vorbei war. Besonders, wenn die Männer, die sie verfolgten, jetzt rasteten, schliefen und die Morgendämmerung abwarteten. Vor Sonnenaufgang wollte Yu Shan noch ein Tal, noch einen Hügelkamm, zwischen sie bringen. Mindestens einen.

Er fragte sich, ob es möglich war, einem Kaiser zu sagen, dass er in die Höhle gehen und wie die Frauen schlafen sollte. Er dachte, dass er es zumindest versuchen könnte, aber der Kaiser kam ihm zuvor.

»Schläfst du überhaupt noch, Yu Shan?«

»Ja, natürlich!« Er war noch immer ein Mensch. Er zumindest. Derselbe Stein mochte zwei verschiedenen jungen Männern die gleichen Begabungen verleihen, aber einer von ihnen war immer noch der Sohn des Himmels und der andere ein Dieb.

»Musst du das?«

»Ich ... weiß es nicht.« Er hatte in Meister Guanglis Haus durchwachte Nächte überstanden. Sie waren jämmerlich gewesen, aber aus anderen Gründen. Er hatte mit seiner Clancousine und mit Jiao Nächte durchwacht, die erfreulich gewesen waren, aber aus anderen Gründen. Er hatte nie versucht, einfach nur so ohne Schlaf auszukommen; dazu genoss er ihn zu sehr. Besonders in Gesellschaft, wenn ein Schläfer den anderen mitzuziehen schien, wie ein Stein, der einen unter Wasser zog ...

»Wenn ich dir befehlen würde, in die Höhle dort zu kriechen, dich zu den Frauen zu legen, zu schlafen ...?«

»Nein. Ich kann Euch nicht allein lassen.«

»Warum nicht?«

»Weil Jiao wütend wäre, wenn ich das täte. Und Mei Feng auch, glaube ich.«

Ein leises Auflachen antwortete ihm. »Das glaube ich auch. Besonders, wenn ich es ihr gestehen würde.«

»Wenn Ihr was gestehen würdet?«

»Auf unserer Spur zurückgeschlichen zu sein, während du schliefst, um die Rebellen zu finden.«

Er war schneller, stärker und sah im Dunkeln besser; er hörte auch besser. Er war vielleicht nicht der bessere Fechter, aber das würde eine untergeordnete Rolle spielen.

Yu Shan sagte: »Sie werden Wachtposten aufgestellt haben.«

»Ja. Aber wir sind den ganzen Tag lang vor ihnen davongelaufen; sie werden nicht damit rechnen, dass wir umkehren. Und du kennst diese Wälder besser als irgendjemand sonst. Du könntest uns unbemerkt bis zu ihnen führen ...«

Er war schon vom *Ich* zum *Wir* gewechselt, hatte Yu Shan zu seinem Mitverschwörer gemacht. Gewiss würden sie beide zusammen mehr als doppelt so tödlich sein – und mehr als doppelt so sicher. Sie würden sich geschickter um jeden Wachtposten kümmern können, den es gab, mehr Schläfer erschlagen können, bevor sie wieder davonhuschen mussten, würden einander gegenseitig beschützen können ...

»Sie werden wütend sein«, sagte der Kaiser, »wenn du mich allein gehen lässt. Wenn du mit mir kommen würdest ...«

Die Frauen würden – das wusste er, das wussten sie beide – sehr zornig sein, wenn sie bemerkten, dass sie in der Nacht zurückgelassen worden waren, während ihre männlichen Gefährten in die Gefahr hineingekrochen waren. Aber sie schliefen und würden hier in Sicherheit sein. Wie hätten sie sie besser beschützen können als dadurch, dem Feind gerade jetzt Schaden zuzufügen, vor dem Morgen, bevor die Jagd erneut beginnen konnte ...? Weiteres Reden war unnötig. Sie ließen stumme Segenswünsche für die Schlafenden zurück – zumindest tat Yu Shan das und sah, wie der Kaiser einen raschen Blick auf den Höhleneingang warf, damit sicher einen Gedanken verband – und tappten davon.

Yu Shan übernahm die Führung, hinab zu dem kleinen Fluss und durch seine Kälte hindurch. Ein lautes, klatschendes Geräusch erschreckte ihn so sehr, dass er beinahe aufgeschrien hätte, aber es war nur ein Muntjakhirsch, den er selbst aufgeschreckt hatte und der nun aus der Deckung hervorbrach und flussaufwärts flüchtete. Der Kaiser brach beinahe im Wasser zusammen, weil er sich so sehr darum bemühte, leise zu lachen. Yu Shan widerstand beinahe der Versuchung, ihn nasszuspritzen.

Beinahe.

»Und ausgerechnet du bestehst darauf, mich *Majestät* zu nennen?«

»Ihr könnt ja auch einfach so tun, als ob ich Euch *Muntjak* nenne.«

Das war ein atemloses kleines Gespräch, als sie nass, frierend und aufgeregt aus dem Fluss kletterten. Dann schlichen sie vorsichtiger zum Hügelkamm hinauf, der schmal, felsig und baumbestanden war. Yu Shan und der Kaiser kauerten Seite an Seite dort und starrten in die Wälder des nächsten Tals hinab: versuchten, sich an das Gelände dort zu erinnern, so viel zu sehen, wie sie es im schwachen, von der Gabe der Jade verstärkten Sternenlicht konnten, lauschten aufmerksam auf jedes Geräusch, das aus dem Talkessel unter ihnen aufstieg.

Was Yu Shan traf, kam von der Seite, ein brutaler Schlag, der ihn hintüberfallen und den Hang wieder hinunterrutschen ließ, bis er sich in einigen Baumwurzeln verfang. Schmerz flammte in seinem Schädel auf, und schwankende Lichter tanzten vor seinen Augen. Geblendet und schwindelig konnte er nur still liegen und lauschen, schwach nach den Worten greifen, die anschwellen und wieder verblassten und ihn kaum berührten, wie Donnergrollen über ihn hinwegrollten ...

»Was habt ihr getan?«

»Rühr dich nicht – oder du kriegst dasselbe.«

»Wer seid ihr überhaupt? Ihr seid keine ...«

»Fragst sich eher, wer *du* überhaupt bist. Zu welchem Clan gehörst du? Das ist jetzt unser Tal, hier ist niemand willkommen, der ...«

»Clan? Ihr glaubt also, dass wir aus den Bergen sind? Yu Shan ist das tatsächlich, ja ...«

»War. Der da ist tot. Du vielleicht auch bald, wenn du dich nicht klar ausdrückst. Du redest nicht wie einer von uns, kommst aber auch nicht aus der Ebene. Was für einer bist du also? Und was tust du in unserem Tal? Wolltest du zurückgehen, um deine Freunde da unten in der Schlucht zu holen? Die haben wir auch schon im Auge.«

»Nicht unsere Freunde, nein. Wir sind vor ihnen auf der Flucht; sie sind Assassinen, die vom Festland hergeschickt worden sind.«

»Assassinen?«

»Ja. Sie haben uns den ganzen Tag über verfolgt.«

»Ach was, wer würde schon Assassinen auf zwei Jungen hetzen?«

»Auf mich. Nur auf mich, nicht auf Yu Shan. Sie kommen von Tunghai Wang.«

»Wer ist das?«

»Der Rebellengeneralissimus. Ist Yu Shan wirklich tot?«

»Ein Schleuderstein an die Schläfe, aus der kurzen Entfernung? Er ist tot. Das wirst du auch bald sein, wenn du uns nicht erzählst ...«

»Wenn er tot ist, warum bewegt er sich dann?«

»Das kann nicht sein!«

Das tat er aber. Da er anscheinend nicht tot war, mühte er sich ab, auf die Beine zu kommen.

Bis jetzt war alles so einfach gewesen. Nun musste er sich an einem Baumstamm hochziehen, weil nichts in der Welt sicheren Halt bot und seine Jadeaugen ihm nicht halfen. Er hatte den Eindruck, dass die Dunkelheit der Nacht durch ein Loch in seinem Schädel sickerte. Er dachte, dass da ein Loch sein musste, weil es so heftig schmerzte. Wenn er die Hand hob, um es zu berühren, würde er es finden: nass und wund, mit zersplitterten Rändern. Aber er brauchte im Augenblick beide Hände, um sich fest an den Baum zu klammern, also konnte er sich nicht an die Schläfe fassen: Er spürte nur den Schmerz und spähte in dem Bemühen, etwas zu sehen, durch Flackern und Schatten, was die Schmerzen nur noch schlimmer machte.

Da war der Kaiser, ja. Er hatte seinen Tao nicht in der Hand. Yu Shan konnte nicht sehen, ob man ihn ihm abgenommen hatte.

Es standen zwei – nein, drei – von ihnen auf dem hohen Hügelkamm. Starten auf ihn herab, und er spürte die Last ihres Staunens. Nicht tot – und er stand auf den Beinen: Er staunte selbst über sich. Er hatte einmal gesehen, wie eine Antilope binnen eines Augenblicks gestorben war, als ein Stein aus einer Schleuder ihr den Schädel zerschmettert hatte.

Jetzt kam einer von ihnen mit einer Klinge in der Hand heruntergestürzt, darauf aus, die Sache zu Ende zu bringen: *Noch ist er nicht tot – aber gleich*. Vielleicht dachte er sogar, es wäre barmherzig von ihm: Ein Junge mit einem Loch im Kopf konnte doch nicht am Leben bleiben *wollen*, oder?

Sogar mit gebrochenem Schädel wollte Yu Shan nicht auf diese Weise sterben. Vielleicht verlieh die Stabilität des Baums ihm Kraft. Gewiss waren es nicht Angst oder Zorn, die ihn antrieben: Er fühlte sich seltsam entrückt, irgendwo hinter dem Schmerz in seinem Kopf abgeschnitten. Aber seine Arme zogen ihn den Baum hinauf, von Ast zu Ast, bevor der Mann ihn erreichen konnte; dann schwang er seinen Körper so, dass seine Füße den Mann mit den harten Fersen voran mitten auf die Brust trafen, in einem Doppelschlag, dessen Erschütterung wohl Knochen brechen ließ.

Der Mann fiel hin und streckte alle viere von sich. Yu Shan sprang zu Boden, stolperte, rappelte sich wieder auf, um dem Kaiser zu Hilfe zu kommen – und sah, dass er das nicht tun musste. Ein Mann lag auf dem Pfad, mit irgendeiner unsichtbaren Verletzung; den Hals des anderen hielt die Hand des Kaisers in einem Würgegriff, sodass seine Beine hilflos in der Luft baumelten.

»Tötet ihn nicht, Majestät!«

»Warum nicht? Er hätte uns getötet. Sie haben versucht, uns zu töten. Warum bist du nicht tot?«

Weil ich ein Jadeesser bin, wie Ihr; wir haben Stein in den Knochen. Und im Blut, in den Muskeln, vielleicht im Verstand und in der Seele. Er glaubte nicht, dass der Kaiser wirklich vorhatte, den Mann zu erwürgen; deshalb sagte er: »Weil ich Euer Diener bin, Majestät. Ihr hattet mich nicht entlassen.« Sollte der Mann darüber nachdenken, während er baumelte.

Gegen Yu Shans Willen hatten seine Finger den Weg zu seinem Schopf gefunden. Er fand eine wunde Stelle, die ihn zusammenzucken ließ; auch etwas Klebriges, als wäre die Haut aufgerissen, hätte aber mehr oder minder beschlossen, nicht zu bluten. Inzwischen blutete er ohnehin nur noch selten. Anscheinend waren seine Knochen auch nicht darauf aus zu brechen. Er spürte Schmerz, aber keinen ernsthaften Schaden. Er nahm an, dass er damit würde leben können.

Er sagte: »Majestät, wenn wir ihn oder irgendeinen dieser Männer töten, werden wir außer den Rebellen noch ihren Clan auf den Fersen haben. Wenn wir sie lebendig mitnehmen, werden wir uns das Willkommen des Clans verdienen.« Oder zumindest kühn ins Maul der Schlange schreiten können, ohne fürchten zu müssen, ihre Zähne zu spüren.

»Der Kaiser muss sich nichts verdienen und ...«

»Nein, Majestät.« Es schien ihm immer mehr zur Gewohnheit zu werden, den Kaiser zu unterbrechen. »Aber ihre Dankbarkeit wird uns nicht schaden.« Anders als ihre Jagdspeere es in den Minuten hätten tun können, die sie benötigen würden, um zu verstehen, dass sich der Sohn des Himmels in ihrer Mitte befand. Sobald sie es begriffen hatten ... Nun, die Leute der Berge fühlten sich dem Reich vielleicht nicht sehr verbunden, aber sie würden dem Jade-Mann Treue schwören. Das glaubte Yu Shan zumindest.

Langsam und mit scheinbarem Zögern setzte der Kaiser den erstickenden Mann ab. Und hielt ihn fest – an der Schulter, kräftig, aber nicht unfreundlich -, bis er wieder sicher auf eigenen Beinen stehen konnte, bis sein hastiger Atem wieder zur Ruhe gekommen war.

Der Mann startete ihn an, sog noch einmal schmerzhaft Luft ein und fragte dann: »Seid Ihr wirklich der Kaiser?«

»Zweifelst du an uns?«

»Nein! Nein, Majestät.« Er wirkte fast, als hätte er vor, den Kotau zu vollziehen, aber das war keine Geste, die in der Natur der Berge lag; vielleicht wollte er auch nur auf die Knie fallen und ein wenig atmen. »Aber ...«

»Aber keiner wird Seine Majestät hier vermuten – und das ohne Eskorte«, unterbrach ihn Yu Shan, getrieben von seinen eigenen wackeligen Beinen, seinem elenden Kopf, seiner plötzlichen Sehnsucht, zu den Frauen zurückzukehren. »Es wäre leichter, wenn wir alle zusammen und anderswo wären.« Wenn die Rebellen direkt unter ihnen in der Schlucht lagerten, würde ein aufmerksamer Wachtposten vielleicht das Stimmengemurmel hören.

»Sind mehr von euch hier?«

»Ja«, sagte er. »Kommt.«

Einer der Gefährten des verstörten Mannes hatte sicher gebrochene Rippen, der andere eine sichtlich ausgereckte Schulter, die der Kaiser ihm beigebracht haben musste. Es war eine schwierige und schmerzhaft Wanderung für sie, hinab vom Höhenkamm und durchs Tal. Yu Shan war selbst unsicher auf den Beinen, wenn es bergab ging. Als sie ein weiteres Mal durch den Fluss wateten, warf ihn das fast um, doch als er völlig den Boden unter den Füßen verlor, war der Kaiser da, um ihn am Arm zu packen.

Als sie durchs Wasser hindurch waren, führte er sie hinauf zum Höhleneingang, den diese Männer anscheinend nicht gefunden hatten und auch nicht kannten; sie mussten hier im Tal neu sein, auch wenn sie Anspruch darauf erhoben.

Der Kaiser ging hinein, um die Frauen zu wecken. Yu Shan blieb draußen bei den Clanmitgliedern, aber seine Aufmerksamkeit war dort drinnen, in der Dunkelheit, bei Mei Fengs schläfriger Verwirrung und Jiaos beunruhigten Nachfragen. Was für Männer? Wer waren sie? Wo und wie hatten sie sie gefunden? Und warum hatte der Kaiser nasse Kleider?

Es gelang Seiner Majestät, die heikelsten dieser Fragen zu umgehen, indem er rückwärts wieder aus der Höhle trat, sodass den Frauen nichts übrigblieb, als ihm zu folgen.

Das taten sie bald darauf; die Clanmänner blinzelten.

»Das sind ...?«

»Ja«, sagte Yu Shan. »Wir sind das ganze Gefolge, das Seine Majestät benötigt.«

Ein Mann schluckte, ein zweiter zuckte zusammen. Nach dem, was sie schon mit angesehen und zu spüren bekommen hatten – ein unmögliches Überleben, unnatürliche Stärke, die heftigen Auswirkungen einfacher Schläge –, mussten sie davon ausgehen, dass jeder der Begleiter des Kaisers ein Jadeesser war. Sollten sie das ruhig denken; sollte ihre eigene Angst doch für diese kurze Zeit gegen sie arbeiten, sodass alle in Sicherheit waren.

Die Illusion war leicht aufrechtzuerhalten. Yu Shan und der Kaiser konnten recht klar sehen – Jadelicht, so wollte er diesen grünen, über die Welt gebreiteten Schimmer nennen –, und die Frauen hatten die Lage bald durchschaut und gingen einfach zwischen ihren beiden Männern, ohne um weitere Hilfe zu bitten.

Auf dem Weg zurück zum Fluss hinunter sagte Jiao laut: »Was stimmt mit den beiden denn nicht? Denen, die seitwärts laufen wie die Palmendiebe?«

»Äh, wir haben ihnen ein paar Blessuren verpasst, der Kaiser und ich ...« Trotz seiner eigenen Verletzung war es ihm beinahe peinlich, das einzugestehen.

»Welche Blessuren?«

»Ich glaube, der eine hat gebrochene Rippen und der andere einen ausgereckten Arm ...«

»Bei den Rippen kann ich nichts ausrichten, aber eine ausgekugelte Schulter kann ich wieder einrenken. Bring ihn zu mir.«

Der Mann war natürlich in Hörweite und kam freiwillig: misstrauisch, aber hoffnungsvoll, mit flackernden Augen und unter großen Schmerzen. Ein Blick auf die große, geschwollene Wölbung unter seiner Haut, und Jiao brummte: »Ja. Gib ihm etwas, worauf er beißen kann.«

Der junge Mann selbst sprach sich dagegen aus. »Das brauche ich nicht. Renk die Schulter wieder ein, den Schmerz kann ich ertragen.«

»Das wirst du auch müssen. Aber ich will nicht, dass du laut brüllst – es sind Leute da draußen, die vorhaben, uns zu töten.«

Yu Shan hätte sich vielleicht eingemischt, aber der Kaiser kam ihm zuvor: »Er hat nicht geschrien, als ich ihm das angetan habe, Jiao.«

»Nicht?« Ihre Stimme nahm einen Anflug widerwilligen Respekts an. »Vielleicht werde ich ihm dann vertrauen. Haltet aber seinen Arm fest – den anderen Arm. Ich will nicht, dass er um sich schlägt.«

Der Kaiser selbst packte den gesunden Arm des jungen Mannes an Handgelenk und Ellenbogen. So, als hätte er das Gefühl, etwas wiedergutmachen zu müssen.

Jiao hielt den verletzten Arm auf etwa die gleiche Weise fest, ebenfalls an Handgelenk und Ellenbogen. Sie hob ihn an, zog ein wenig, drehte, prüfte; dann streckte sie ihn schwingvoll und rammte einen Handballen in die Schulter, geradewegs auf die Wölbung des hervorstehenden Knochens.

Yu Shan wollte schon beim Zuschauen losschreien. Er sah, dass das verzerrte Gesicht des jungen Mannes plötzlich schweißüberströmt war, was zeigte, welch große Mühe es ihn kostete, nicht zu schreien.

Er hörte das furchtbare Knacken, als der Knochen zurück an den Platz glitt, an den er gehörte; er sah das plötzliche Nachlassen der Schmerzen, das fast Tränen hervorrief, doch der Mann würde, wenn er noch nicht einmal schrie, auch nicht weinen. Offensichtlich nicht.

Eine kleine Pause trat ein, Stille ringsum, und dann dankbares Nicken, tröstliche Berührungen. Die Gruppe bewegte sich gemeinsam weiter; ihre innere Balance hatte sich geringfügig verschoben.

Der sprudelnde Fluss führte sie schließlich an den Ausgang des Tals zu der traditionellen Siedlung. Das Holz der Gebäude war grob behauen und noch nicht wettergegerbt; auch steckten dort, wo vor kurzem erst Bäume gefällt worden waren, noch Baumstümpfe im Boden. Normalerweise hätte Yu Shan damit gerechnet, eine Familie zu sehen, aber dies hier waren junge Leute, Männer wie Frauen, ein Clan, aber sicher keine einzelne Familie.

Es war noch nicht einmal klar, wer sie anführte – es war ihnen selbst nicht klar. Sie kamen alle schlaftrunken und angespannt aus ihren primitiven neuen Hütten hervor, zündeten Lampen an und murmelten vor sich hin, warteten darauf, dass einer die Führung übernahm.

Jiao straffte die Schultern und sagte: »Habt ihr Kinder keinen Anführer?«

Das war nicht taktvoll und rief unhöfliches Knurren hervor. Höchst empörtes Gemurmel lief durch die Menge; aber es brachte Jiao auch das ein, was sie wollte, jemanden, mit dem sie sprechen konnte. Eine der jungen Frauen rief zurück: »Wir brauchen keinen. Wir können ganz allein Diebe aus unserem Gebiet fernhalten. Doshun, warum bringst du sie her und weckst uns damit alle auf? Warum habt ihr sie nicht einfach getötet und ihre Köpfe auf Stangen gesteckt?«

Doshun war derjenige, der bis auf seinen schmerzenden Hals unverletzt war. Noch unverletzt. Er sah Jiao ein wenig schief an, als sie betont mit ihrer Waffe zu spielen begann. »Das sind keine Diebe. Es ist nicht so, wie ihr denkt. Das hier ... Das ist der Kaiser. Er ist wirklich der Jade-Mann. Ich habe gesehen, wie ...«

Wenn der Kaiser damit gerechnet hatte, dass die ganze Versammlung sofort – oder überhaupt – den Kotau vollziehen würde, wurde er enttäuscht. Wenn er mit sofortiger Akzeptanz gerechnet hatte, musste er doppelt enttäuscht sein: Was ihm stattdessen entgegenschlug, war ungläubiges Gelächter.

»Ich weiß, ich *weiß*«, rief Doshun über den Lärm hinweg. Das Schreien musste ihm wehgetan haben; er hob eine Hand an seinen Hals und ließ sie wieder sinken.

Wenn irgendjemand die blauen Flecken in diesem schwachen Licht überhaupt sehen konnte, waren es doch nur blaue Flecken, die nichts bewiesen. »Es klingt verrückt, aber es ist wahr. Ich glaube, dass es wahr ist. Er hat alles, was in den Geschichten über den Kaiser erwähnt wird ...«

Alles bis auf den großen, zur Schau gestellten Prunk: die Wachen, die Diener, die gelben Kutschen. Die Jade. Wenn Jadeessen allein etwas garantierte, hätte Yu Shan selbst Kaiser sein können.

Das sagte er nicht. Er sagte überhaupt nichts. Er dachte, dass er irgendeine Geste machen, selbst den Kotau vollziehen könnte, um der Behauptung Nachdruck zu verleihen; aber wenn der Kaiser ein Schwindler war, war er ebenfalls einer.

Jiao sprach die Frau an, die Doshun herausgefordert hatte: »Es ist wahr, aber das ist gleichgültig. Es ist auch wahr, dass deine Freunde meine angegriffen haben und zwei der euren verwundet sind. Hier, nehmt sie« – den, dessen Arm verbunden war, und den, den nur die Zeit heilen konnte – »und gönnt ihnen Tee und Ruhe. Sie werden euch erzählen, was sie wissen. Was ich weiß, ist Folgendes: Ein Trupp Mörder ist uns auf den Fersen und wird bei Tagesanbruch hier sein. Sie haben die Diener des Kaisers und seine Wachen niedergemetzelt – alle bis auf uns. Deshalb seht ihr ihn so vor euch, fast ganz allein, fast ohne Schutz.« Doch sie machte mit einem Blick auf die Verwundeten, die von ihren Freunden weggeführt wurden, deutlich, wie stark auch dieser mangelhafte Schutz noch war.

»Es ist wahr«, beharrte Doshun erneut. »In der Schlucht jenseits des nördlichen Hügelkamms sind Soldaten. Wir haben ihr Lager gesehen ...«

»Wie viele?« Wieder die junge Frau, die sich eine Autorität anmaßte, die ihr vielleicht nicht zustand. Möglicherweise rechnete sie sich Aufstiegschancen aus.

»Im Dunkeln waren wir uns nicht sicher. Mindestens zwei Dutzend. Wir waren schon auf dem Rückweg, um euch zu warnen, doch dann haben wir die hier gesehen ...«

Und hatten versucht, Yu Shan zu töten – ohne Vorwarnung. Auf jeden, der nicht in den Bergen aufgewachsen war, hätte das schockierend wirken können. Hier war es üblich – Clangewohnheit. Doch wenn diese jungen Leute versuchten, den Rebellen im Kampf Mann gegen Mann gegenüberzutreten, dann würden wohl die meisten von ihnen sterben. Dies war kein Clankrieg – es war nichts, was ihnen bisher begegnet war. Clankriege drehten sich nur um Gebietsansprüche, darum, Land zu erobern oder zu verteidigen. Hier ging es dagegen ums nackte Leben, und jene Soldaten waren das Töten seit Jahren gewohnt. Der Tod war beim Leben, Essen und Schlafen ihr ständiger Gefährte.

Jiao sagte: »Es ist jetzt zu spät, einen Angriff auf ihr Lager zu organisieren ...«

»Das würden wir ohnehin nicht tun«, unterbrach die Frau sie. »In der Schlucht gibt es nichts, was wir wollen.«

Genau damit hatte Yu Shan gerechnet – und deshalb würden diese jungen Leute sterben. Jiao war mit ihrer Geduld am Ende: »Versteht ihr immer noch nicht? Sie werden herkommen und euch töten. Das ist alles. Es geht nicht um Land oder Jade. Ihr habt wahrscheinlich noch Zeit zu fliehen; wenn sie eure Fährte nicht mit unserer verwechseln, werden sie uns einfach weiter verfolgen, aber ...«

»Sie werden uns nicht aus unserem Tal vertreiben.«

Auch das war unvermeidlich, eine Sturheit, die aus den Zwängen der Berge geboren war, in denen nur der Besitz, das Festhalten von Wert war. Der Reichtum eines Fischers besteht in seinem Boot; der eines Bergmanns in dem Boden, den er besitzt.

»Nun gut«, sagte Jiao. »Wir müssen darauf vorbereitet sein, sie zu empfangen, wenn sie kommen.«

Die junge Frau hieß Tantan. Sie war vielleicht nicht bereit, den Kaiser für echt zu halten, aber das konnte man ihr nicht zum Vorwurf machen; es war absurd, dass der Herr der Welt mit einer Handvoll ungleicher Gefährten durch die Hügel stromerte. Wahr, aber dennoch absurd.

Tantan war nur zu gern bereit, Jiao als das zu akzeptieren, was sie so offensichtlich war: eine fähige, kluge Kämpferin. Die beiden steckten die Köpfe zusammen und begannen, Befehle zu erteilen. Yu Shan war darüber so erleichtert, dass er kaum mitbekam, dass dies Befehle an den Kaiser mit einschloss – der lauschte, nickte und gehorchte. Jiao hatte ihr Leben auf Messers Schneide verbracht, und das zeigte sich nun. Was sie sagte, war sinnvoll, was sie verlangte, schien machbar. Yu Shan glaubte trotzdem, sie würden Glück haben müssen, aber es war ein Glück, das man erreichen konnte.

Während sie auf die Morgendämmerung warteten, fand er sich an Doshuns Seite wieder.

»Sag mir, wer ihr seid«, murmelte Yu Shan in die Dunkelheit hinein. »Ihr gehört zum Chao-Clan, das weiß ich« – das konnte man an ihren Kleidern und der Art, wie sie sie trugen, erkennen, auch an ihrem Körperschmuck und daran, wie sie ihr Haar flochten –, »aber das hier ist kein Chao-Gebiet.« Es war überhaupt kein gutes Gebiet für irgendeinen Clan, zu sehr am Rand gelegen und ohne Zugang zu irgendetwas. Das musste er nicht erst sagen. Er konnte spüren, wie dünn die Jade im Fels lag, nur ein schwaches, ersterbendes Flüstern.

»Nein.« Die richtige Antwort wäre *Jetzt ist es das* gewesen, aber Doshun wand sich unbehaglich. »Wir ... gehören nicht mehr zum Chao-Clan.«

»Wurdet ihr *verbannt*?« Der Gedanke war überaus schockierend. Natürlich war Yu Shan die Vorstellung an sich vertraut, man erzählte sich entsprechende Geschichten: große, mythische Tragödien, aus denen man Lehren ziehen konnte. Er hatte nie gehört, dass es wirklich geschehen war.

»Nein. Wir sind gegangen. Freiwillig.«

Das war noch etwas, wovon er noch nie gehört hatte. Natürlich war er selbst gegangen, aber nur, weil seine Familie ihn ausgeschiedt hatte. Er fand, dass eine gewisse Ironie darin lag. Nur, dass er jetzt unerwartet zurück war und etwas Besseres mitbrachte als die Gunst des Kaisers, nämlich den Kaiser selbst. Wenn sie den Morgen überleben konnten.

Bis zum Morgen war noch Zeit totzuschlagen. Er sagte: »Erzähl mir mehr.«

»Die Ländereien des Clans sind so gut wie erschöpft: Die Adern, die wir ausbeuten, versagen, und wir können keine weiteren finden. Und es gibt zu viele von uns, fast mehr, als wir ernähren können.«

Yu Shan nickte. So hatte er es immer gehört: Wenn die Bergwerke eines Tals so gut wie erschöpft waren, würden die Familien dieses Tals mehr Kinder als üblich bekommen, um so eine Streitmacht zu erhalten, die mehr Land beanspruchen konnte. Doch nicht so, losgelöst und fern der Heimat. Er fragte: »Warum seid ihr hergekommen?«

»Weil der Chao-Clan umzingelt ist; beiderseits von uns und auf den Höhen über uns siedeln andere Clans. Dort gibt es keine Jade. Unsere Ältesten würden keinen Krieg gutheißen, um einem anderen Clan sein Gebiet streitig zu machen. Sie wollen sich an das klammern, was sie haben, und einer anderen Generation das Verhungern überlassen. Uns. Darauf konnten wir nicht warten. Wir hätten sie absetzen können, aber ...«

Aber es gab nur eines, was schlimmer als ein Clankrieg war, und das war Rebellion, die Erhebung gegen die eigenen Anführer. Söhne, die gegen ihre Väter kämpften. Das verstand sich von selbst.

»Also sind wir gegangen«, sagte Doshun. »Das hier ... ist der Ort, an den wir gelangt sind. Das, was wir finden und festhalten konnten.« Schlechtes Land, aber besser als nichts – und noch besser: Niemand machte es einem streitig. Man musste gegen niemanden kämpfen. Magere Jade, aber wenigstens überhaupt Jade. Für eine Generation, für eine gewisse Zeit.

Im Stillen dachte Yu Shan, dass sie bald genug dennoch kämpfen würden: gegeneinander. Ohne die Überlieferung und Autorität der Familie, um ihnen ihren Platz und ihre Bestimmung zuzuweisen – warum sollten sie da nicht um das kämpfen, was ihrem Nächsten gehörte? Cousin gegen Clancousin ...

Die Dämmerung erhellte den Himmel, lange bevor sich auch nur eine Andeutung von Sonne über dem Ostrand des Tals zeigte.

In diesen langen Schatten näherten sich die Assassinen. Sie kamen durchs Halbdunkel geschlichen wie halb vergessene Geister. Manche rückten auf dem gangbaren Pfad entlang des Flussufers vor, während andere tiefer in den Wäldern mit ihnen Schritt hielten. Sie blieben alle an dem Ufer, an dem die Fährte verlief, hielten mit schrillen, kurzen Pfiffen Kontakt. Sie näherten sich im Tempo eines Fährtenlesers, aber noch immer schnell genug: die, denen sie folgten, hatten reichlich Spuren hinterlassen, besonders mit den drei Verletzten, die nicht sehr achtsam gewesen waren.

Es verging eine gewisse Zeit, bis ein Mann auf dem Pfad am Fluss bemerkte, dass er schon eine Weile nichts mehr von der Nachhut gehört hatte: keine unabsichtlichen Geräusche, keine absichtlichen Pfiffe.

Er warf einen Blick zurück und fand heraus, dass er in jeder Hinsicht selbst die Nachhut war: Hinter ihm waren keine Rebellen in Sicht.

Ein Ruf brachte die vor ihm zum Stillstand. Der Mann und ein weiterer kehrten auf dem Pfad zurück, um nachzusehen, was aus den Verschwundenen geworden war.

Sie liefen weder weit noch schnell – oder auch nur schnell genug. Noch in Sichtweite der anderen Männer brachen sie zusammen und stürzten, einer auf den Pfad, der andere ins rasch strömende Wasser.

Einer der Zurückgebliebenen rief: »Schleudersteine! Schnell, zwischen die Bäume ...!«

Die Luft war plötzlich ringsum von tödlichen kleinen Geschossen erfüllt. Sie konnten sogar die Gestalten mit den Schleudern erkennen, die zwischen den Baumstämmen umherhuschten, unerreichbar auf dem anderen Ufer.

Zwischen den Bäumen in Sicherheit sammelten sie sich alle, Vorhut und Flanken; formierten und ordneten sich neu, drangen weiter vor. Sie folgten jetzt nicht mehr der Fährte, da sie wussten, dass sie es mit einem anderen Feind zu tun hatten. Sie blieben im Schutz der Bäume und hatten vor, das Wasser weiter oben zu überqueren, zurückzukehren und die Angreifer zu finden. Einige, so dachten sie, waren Mädchen gewesen; das machte keinen Unterschied, es sei denn, sie erwischten eines von ihnen lebendig.

Mädchen, so dachten sie sicher, *Jungen, die Steine übers Wasser schießen: Sie haben Angst vor dem Nahkampf, vor einer richtigen Schlacht ...*

Sie sahen noch immer nicht hinter sich. Das tun Soldaten gewöhnlich nicht. Sie wissen, wo der Feind ist: vor ihnen, in der Richtung, in die sie zielen.

Wieder musste sich erst ein Mann umsehen und nach einem Kameraden Ausschau halten, als er dessen plötzliche Abwesenheit spürte, um zu begreifen, dass der Feind nicht nur jenseits des Flusses war.

Keine Schleudern im dichten Unterholz – aber tiefe Schatten ermöglichten es jemandem, der leichtfüßig war, sich von hinten an einen Soldaten heranzuschleichen, ihn mit einer schnellen, leisen Klinge zu töten, die Leiche abzulegen und davonzuhuschen.

Jemandem zum Beispiel, der sein ganzes Erwachsenenleben und seine halbe Kindheit mit der Klinge in der Hand und tödlicher Umsicht im Kopf zugebracht hatte; oder jemandem, der vielleicht eine Zeit lang Jade gegessen hatte, der in den dunkelsten Schatten wie im Mittagslicht sah, der leicht wie ein Blatt auftreten und eine Klinge mit barbarischer Endgültigkeit führen konnte ...

Nicht Yu Shan. Jiao und Mei Feng hatten beide einen Blick auf seinen Kopf geworfen und ihm gesagt, was er schon wusste: dass er ein unheimliches Glück hatte, am Leben zu sein, und nicht in der Verfassung war, diese Arbeit zu tun.

Er war aber da, konnte beobachten, was geschah. Sein Kopf pulsierte noch immer mit einem dumpfen, fernen Donnern, aber er konnte nicht zulassen, dass die beiden anderen das hier allein erledigten. Er und Doshun deckten einander den Rücken, aber insbesondere auch Jiao und dem Kaiser, während die beiden aus den Schatten heraustraten und wieder damit verschmolzen. Beide wandten jeweils unterschiedliche Fähigkeiten und Kenntnisse an, um das Gleiche zu tun: heimlich und leise zu töten.

Wie schon zuvor konnte es nicht lange so weitergehen: Irgendjemand musste sich umsehen und tat es. Bemerkte, dass Gesichter fehlten, Körper verschwunden waren.

Wenn das alles gewesen wäre, was er gesehen hätte, wäre das umso besser gewesen. Doch er sah, wie Jiaos hochgewachsene, schlanke Gestalt hinter einen Baum huschte, und wies durch einen Ruf darauf hin, sodass zwei seiner Kameraden angelaufen kamen, um ihn bei einer plötzlichen, tödlichen Jagd zu unterstützen.

Einer von beiden immer noch nicht sicher auf den Beinen, der andere mit Halsschmerzen, aber begeistert: Wenigstens hierfür waren sie gut genug. Die Rebellen kamen mit gezogenen Klingen angerannt, um die einsame Frau, die ihnen auswich, zu verfolgen: Sie rannten auf eine Lichtung hinaus und sahen, dass die Frau nicht länger floh, sondern sie, flankiert von zwei Männern, erwartete.

Sie kämpften Mann gegen Mann, fähige Soldaten gegen eine Gruppe aus Söldnerin, Bergarbeiter und – nun, was auch immer Yu Shan jetzt war, er, der er Bergmann gewesen war und jetzt etwas anderes war, Jadeesser und Gefährte eines Kaisers.

Er hatte es mit einem Mann zu tun, der besser ausgebildet und geübter war als er; es war ihm gleichgültig. Sein Kopf tat ihm noch immer weh, und er konnte sich nicht auf seine Beine verlassen; auch das war ihm gleichgültig. Er hatte eine Klinge in der Hand, und sein Arm war stark und schnell, sein Blick war scharf, Jiao war an seiner Seite.

An seiner Seite und in Bedrängnis: Sie würde vielleicht seine Hilfe brauchen. Er konnte nicht viel Zeit auf den hier verschwenden. Mit der Klinge ausholen, zuhauen. Das war alles, worauf er sich verstand.

Der Mann, dem er gegenüberstand, verstand sich auf mehr und hatte es genauso eilig. Der dunkle Schimmer seines Tao in den Schatten war wie ein Fisch im Wasser, der pfeilschnell auf Yu Shan zuschoss. Der hieb eher wie ein Bauer um sich, der Schilf mähte, und schlug die Klinge beiseite; dann versuchte er, ihren Besitzer mit einem Hieb in die Gegenrichtung zu erwischen, aber der Mann war schon außer Reichweite gesprungen. Er verfügte über Kraft und Schnelligkeit, auch über Übung und mörderische Absichten. Das alles zusammen war bis heute immer genug gewesen. Er war narbenübersät, denn natürlich war er schon verwundet worden, aber er hatte zu überleben verstanden.

Bis jetzt.

Jetzt musste Yu Shan ihn töten, und das schnell. Er konnte sich keinen harten, verbissenen Kampf leisten: Je länger sie Klinge an Klinge standen, desto größere Chancen würde der andere Mann haben. Geschick und Erfahrung würden am Ende entscheiden, wenn kein glücklicher Zufall ins Spiel kam.

Yu Shan trat vor, unwissend und eifrig, und ließ die Hand mit dem Tao herabhängen. Der Rebell erkannte die Gelegenheit und stieß wieder zu, ordentlich und gezielt und direkt auf Yu Shans Brust zu.

Yu Shan riss den Tao genau im rechten Moment hoch, um die Klinge zu treffen und nach oben zu schleudern. Er spürte, wie die Taospitze des Rebellen sich in seinem Hemd verfang; aber die Klinge flog schon über seine Schulter, und der Rebell verlor das Gleichgewicht, stürzte vornüber, und Yu Shans Klinge war gleich da und öffnete ihm mit einem fürchterlichen Hieb den Brustkorb, sodass sein Körperinneres hervorquoll.

Und Yu Shan hatte sich schon umgedreht, bevor der Mann richtig gestürzt war, vielleicht sogar bevor er begriffen hatte, dass er tot war; und fand heraus, dass Jiao seine Hilfe doch nicht brauchte, dass ihr Gegner keinerlei Zweifel an seinem Zustand haben konnte, da sein Kopf ein Stück entfernt von seinem Körper wegrollte.

Jiao wischte sich die Blutspritzer aus dem Gesicht und grinste Yu Shan heiter an; dann sah sie an ihm vorbei zu Doshun, gerade, als Yu Shan ein Grunzen und dann das Geräusch eines fallenden Körpers hörte.

Ein weiteres Mal sah er sich in der Erwartung schlechter Nachrichten um und war ebenso überrascht wie froh und erleichtert, den jungen Bergmann blutend und atemlos, aber noch auf den Beinen zu sehen, während sein Gegner mit zerhauenem Gesicht vor ihm lag.

Jiao schüttelte ein wenig den Kopf und sagte: »Yu Shan, wie habe ich dich nur so leicht gefangen nehmen können, als ich dich im Wald gefunden habe?«

»Meine Hände waren gefesselt, weißt du noch?«

»Ja, und du hattest eine Leine um den Hals und es zugelassen, dass ich dich tagelang herumgeführt habe. Ich glaube, du hättest die Stricke binnen eines Augenblicks zerreißen können. Aber du hast erst zugelassen, dass diese tölpelhaften Banditen dich gefangen nahmen, und dann, dass ich dich behielt, und ...«

Und ihre Hände sagten: *Und die ganze Zeit über hätten du und deine Leute so kämpfen können.* Er schüttelte nur den Kopf und fragte: »Wo ist der Kaiser?«

Doshun schnappte nach Luft und rannte los, um ihn zu suchen. Jiao rollte ein wenig die Augen, aber sie eilte ihm hinterher; Yu Shan folgte ihr absichtlich erst nach einem Moment. Jeder, der versuchte, Jiao zu überrumpeln, würde seinerseits eine Überraschung erleben; Yu Shan gab ihr Rückendeckung.

Sein eigener Rücken konnte auf sich selbst aufpassen.

Das konnte anscheinend auch der Kaiser. Sie fanden ihn, indem sie einer kurzen Spur aus Leichen folgten.

Keine davon war seine: Er hielt in jeder Hand einen Tao und an beiden klebte Blut.

»Ich habe meine eigene Klinge zerbrochen«, sagte er etwas bekümmert.

»Ihr hättet Euch zurückziehen sollen ...«

»Es ging schneller, ihnen einfach ihre Waffen abzunehmen und auf euch zu warten.«

Yu Shan wollte ihm sagen, dass er nicht unsterblich sei und auch nicht dumm sein dürfe. Das konnte warten; Mei Feng würde das besser erledigen, leidenschaftlicher und mit größerer Überzeugung.

Die Rebellen bewegten sich noch immer vorwärts, jetzt aber umsichtiger. Dort, wo das Tal anzusteigen begann, wo die Clanmitglieder Land gerodet hatten, um ihre Siedlung zu bauen, hielten sie am äußersten Waldrand inne. Notwendigerweise machten auch die vier, die ihnen folgten, halt; sogar jetzt waren sie noch zu wenige, um die Gruppe offen herauszufordern. Die Rebellen wussten, dass sie da waren, aber nicht, wie viele sie waren; sie konnten nur wissen, dass alle Männer der Nachhut verloren waren. Kein Wunder also, dass sie keine Lust hatten umzukehren.

Sie mussten annehmen, dass der Kaiser weitergeflohen war und es diesen Bergleuten überlassen hatte, sie aufzuhalten. Yu Shan dachte noch immer, dass der Kaiser genau das hätte tun sollen. Kein Clan in den Bergen hätte bereitwillig einen Trupp Bewaffneter durch sein Gebiet ziehen lassen; die Rebellen wären wieder und wieder angegriffen und am Ende vollständig aufgerieben worden.

Ob man aber den Kaiser vor ihnen durchgelassen hätte – nun, das war eine andere Frage, auf die sie jetzt keine Antwort finden mussten. Der Kaiser war hier und hinter den Rebellen. Und jetzt endlich rückten diese aus der Deckung vor, auf die Rodung, die der Siedlung vorgelagert war.

Sie liefen schnell, um der Gefahr von Schleudersteinen zu entgehen. Ein paar Steine gingen zwischen den Rebellen nieder, aber sie waren nicht mehr als Nadelstiche. Sie hatten keine stärkere Wirkung als eine Peitsche, trieben die Männer nur rascher voran.

Wenn sie denn angetrieben werden mussten. Sie trugen den Tod in den Händen, auf ihren Klingen, den vielfachen Tod; sie hatten den Tod im Kopf, im Rücken, hatten eigene Tote zu verzeichnen, unerwartet und unwillkommen. Der Tod stand auch in ihren Augen, lag in ihrem Atem, durchströmte ihre Finger: der Tod, den sie jedem verhiessen, der ihnen nachschlich, jedem, der jetzt hinter der Umfriedung auf sie wartete.

Der Tod rief sie, sang: Sie rannten darauf zu, wie Männer es immer tun.

Mei Feng saß auf einem Baum, mit Messern und angespannten Nerven.

Es war der höchste Baum innerhalb der Umfriedung; genauer gesagt war es der einzige richtige Baum dort, der vielleicht um seiner selbst willen stehen gelassen worden war, weil er jung, hoffnungsvoll und entschlossen war, wie die, die die Siedlung gebaut und das Tal für sich beansprucht hatten – und es nun verteidigen würden.

Mei Feng sollte kein Teil dieser Verteidigung sein. Der Kaiser hatte versucht, sie mit den Schleudern über den Fluss zu schicken, aber sie hatte sich geweigert mitzugehen. Sie hatte versucht, mit ihm in die Wälder zu gehen, um denjenigen, die sie gejagt hatten, aufzulauern, aber er hatte sich geweigert, sie mitzunehmen. Beide waren von der Sturheit des jeweils anderen aufgehalten worden; keiner von beiden war zufrieden gewesen. So war sie jetzt hier in der Siedlung, weder in Sicherheit noch nützlich, frustriert und verängstigt.

Auf den Baum zu klettern, war das Beste gewesen, was ihr eingefallen war: nicht aus Furcht, wie ein Bär, der auf einen Baum flüchtete, sondern, um sich einen Überblick zu verschaffen. Sie hatte gesagt, sie könne den anderen Bescheid geben, was der Feind tat, wie es ihren Freunden erging, wo Hilfe am nötigsten sei; aber das diente nur ihrer eigenen Beruhigung. In Wirklichkeit würde niemand auf sie hören, das wusste sie.

Sie war nur auf zwei Drittel der Höhe des Baums hinaufgeklettert; er war hoch, aber schlank, und der Stamm schwankte schon wie ein Mast im Wind. Wenn sie nicht stillhielt, bog er sich wie ein Mast im Sturm.

Das war hoch genug. Der Baum stand gerade innerhalb der Palisade der Siedlung und erlaubte ihr, weit über den gerodeten Grund zwischen hier und dem Fluss zu blicken. Der Waldrand war eine klare Linie, Bäume und Unterholz, die rasch in Schatten übergingen.

Wenn sich etwas hinter dieser Linie regte, stieß sie einen einzigen klaren Schrei aus, um die Neuigkeit zu verkünden. Wenn sie ihre Pflicht getan hatte, widmete sie sich wieder dem Ausschauhalten und Sorgenmachen. Der Kaiser war irgendwo in diesem Wald. Er musste jetzt schon Berührung mit den Rebellen gehabt haben, Klinge an Klinge. Er hatte andere bei sich, aber nicht genug: Wie konnten drei Kämpfer sich schon für seine Sicherheit verbürgen? Er war es nicht gewohnt, persönlich in Gefahr zu sein, er würde sich vergessen: Sein Zorn und seine Arroganz zusammengenommen würden ihn in einen Kampf locken, den er nicht gewinnen konnte, und er würde verloren sein. Vielleicht war er schon längst verloren: Eine Leiche mehr in den Wäldern ...

Sie wusste es nicht, sie konnte nichts sehen.

Was sie dann doch sah, war, dass die Rebellen anrückten.

Sie kamen im Laufschrift, ein kompakter Keil, und ließen sich kaum von dem leichten Steinhagel stören, der von den jungen Leuten jenseits des Flusses ausging. Diese standen nun in offenem Gelände, wirbelten herum und schleuderten, aber mit wenig Erfolg: Ein Mann stolperte und fing sich wieder, ein paar andere würden eine Weile mit harten, dunklen Prellungen herumlaufen. Mehr Schaden richteten sie nicht an.

Unter den Nadelstichen dieser Steine eng zusammengedrängt stürmte die dichte Phalanx auf den Palisadenzaun zu, der die Siedlung umgab. Besser gesagt: auf die Lücke im Zaun. Sie war so breit wie zwei Männer, die Kopf an Kopf lagen; dort hätte es eigentlich ein Tor geben sollen, aber aus irgendeinem Grunde war keines da.

Getrieben von Zorn und Blutdurst und angestachelt von den Steinen würden die Rebellen keine Zeit haben, darüber nachzudenken.

Sie hoffte, dass sie dazu keine Zeit haben würden. Wenn Männer gemeinsam so schnell rennen, wer will dann schon der erste sein, der langsamer wird und eine Frage stellt? Und wie kann er seine Kameraden dazu bringen zuzuhören?

Einige sind immer schneller als andere: Drei oder vier Männer führten die Meute an, als sie zu dieser verlockenden Lücke kamen, und brachen durch.

Andere drängten dichtauf nach. So dichtauf und so schnell, dass sie nicht anhalten konnten, als sie sahen, wie die Männer vor ihnen wortwörtlich einbrachen.

In den Boden, auf dem sie zu rennen versuchten, über eine offene, trügerische Fläche, die gewirkt hatte, als hieße sie sie so töricht willkommen ...

Dort, wo die Bergleute die letzten Stunden vor der Dämmerung damit verbracht hatten zu graben: dort, wo sie eine Grube ausgehoben und präpariert hatten, um dann gespaltenen Bambus darüberzubreiten und diesen mit Blättern und Erde zu bedecken, damit er ganz so aussah wie der umgebende Boden.

Wo die Assassinen einbrachen und in die Grube fielen, und dort auf die angespitzten Bambusstacheln, die in den Grubenboden gerammt waren, sodass ihnen Füße, Hände und Leiber durchbohrt wurden, als sie stürzten. Und als die Nachfolgenden auf sie fielen, stolperten, trampelten und sie noch weiter hinabpressten ...

Mei Feng sah es von ihrem Horst aus. Sie sah das Chaos und die Verwirrung, sah die Toten und die fürchterlichen Verletzungen; sah, wie die Hauptabteilung der Rebellen am Rand der Grube zum Stillstand kam und unsicher herumirrte wie in die Enge getriebenes Vieh.

Sie würden vielleicht umkehren und die Palisade nach einem weiteren Durchlass absuchen, würden sich vielleicht entschließen, den direkten Weg in die Umfriedung zu erzwingen, über die Leichen ihrer Brüder hinweg, wenn es sein musste.

Mei Feng würde es hinausschreien, und die Leute würden es mitbekommen ... Nur, dass dieser Narr von einem Kaiser und seine schwachsinnigen Gefährten den Rebellen dicht auf den Fersen waren, um ihnen eine andere Wahl zu bieten. Das war kein Teil irgendeines Plans, den sie mit angehört hatte: dass ein Dutzend Männer sich umwenden und vier Leute kommen sehen sollte, nur vier, die zwischen den Bäumen hervorgerannt kamen.

Hervorgerannt kamen, gesehen wurden und nicht stehen blieben, nicht vernünftig waren, nicht in die Deckung zurückkehrten ...

Mei Feng schrie auf ihrem Baum, aber es war sinnlos. Doppelt sinnlos, weil sie zweimal schrie: einmal an den Kaiser gerichtet, der sie wahrscheinlich gar nicht hören konnte, weil er nicht auf sie achtete, sondern einfach weiter direkt auf die Rebellen zurannte, obwohl sie ihm nun entgegenliefen; und dann noch einmal an die Bergleute gerichtet, die sie gar nicht erst hören mussten.

Sie konnten durch ihre Gucklöcher sehen, was vorging, und taten schon das Einzige, was sie tun konnten: schnitten die Bänder durch, die die Palisade nördlich und südlich des Tores zum Schein zusammenhielten. Dort hatten sie ihre beiden Hinterhalte gelegt und darauf gewartet, sich den Rebellen auf der einen oder anderen Seite in den Weg zu stellen.

Pfähle fielen aus dem Zaun, krachten nieder wie ausgehängte Tore, wie sie das auch sollten. Männer und Frauen strömten heraus, Klingen in den Händen, ganz wie geplant. Aber sie sollten den Rebellen entgegentreten und jagten sie nun stattdessen; es war alles genau umgekehrt, und sie konnten nicht hoffen, sie noch rechtzeitig einzuholen.

Die Rebellen waren nach Taishu und hierher, in die Berge, gekommen, um den Kaiser zu töten; und der Kaiser kam ihnen entgegen, um ihnen ihre Chance zu geben.

Vermutlich war er es einfach leid davonzulaufen. Er war ein Jahr lang auf der Flucht gewesen, weil seine Mutter darauf bestanden hatte; in den letzten Tagen war er wieder davongerannt – und das persönlich und körperlich –, vor Männern, die er besiegen konnte, wie er wusste. Mann gegen Mann, in einem ehrlichen Fechtkampf,

konnte er jeden von ihnen besiegen. Jeden einzelnen. Einen nach dem anderen hätte er sie vielleicht alle besiegen können. Er hatte im Wald unermüdlich gewirkt; vielleicht war er es wirklich. Sie wusste es nicht.

Aber es war kein ehrlicher Kampf, in den er da hineinrannte. Ein Dutzend Männer wartete nur darauf, ihn zu töten, und sie würden es alle zugleich versuchen; und sie glaubte nicht, dass es dann noch eine Rolle spielen würde, wie stark und schnell er war. Obwohl er in beiden Händen jeweils eine Waffe hielt, konnte er nicht hoffen, jeden Schlag abwehren zu können.

Er war natürlich nicht ganz allein, aber nur Yu Shan hielt mit ihm Schritt. Yu Shan war nur dank der Jade in seinem Blut ein Kämpfer. Es wäre töricht gewesen, sich auf ihn zu verlassen. Jiao und der andere, Doshun, kamen auch heran, aber langsamer. Zu langsam, wie die Bergleute aus der Umfriedung. Vier Klingen gegen ein Dutzend, das wäre fast ein anständiges Zahlenverhältnis gewesen, wenn diese vier sie gehalten hätten; aber der Kaiser rannte, als sei dies ein Wettlauf und als hätte er vor, ihn zu gewinnen. Mei Feng fluchte hemmungslos, während sie auf ihrem Ast stand und sich reckte, um besser sehen zu können, und vor Aufregung schwankte, sodass der Ast und der ganze, schmale Baum gleich mitschwankten.

Sie bekam den Moment mit, in dem der Kampf Mann gegen Mann begann, sah, wie ihr Mann *seinen* Mann fand. Erst einen Augenblick später hörte sie – weil die Götter alle Nachrichten verzögern – den Aufprall, Klinge auf Klinge.

Die Rebellen waren das ganze Jahr lang quer durch die Welt gejagt, um dies zu erreichen. Der Kaiser war aus seinem Reich geflohen, um dies zu vermeiden. Es hätte ein großer Krieg sein sollen, nicht dieser winzige Zusammenstoß auf unsicherem Boden. Wenn sie eine Hand vom Stamm löste, konnte sie das ganze Scharmützel mit dieser Hand verdecken. Dann würde sie nicht hinschauen müssen ...

Wenn sie noch höher kletterte, würde sie vielleicht besser sehen können. Sie sah, wie der Kaiser auf seinen ersten Gegner traf und endlich – zu spät! – aufhörte, zu rennen; sie sah, wie die Rebellen ihn umzingelten, ein zweiter Mann, ein dritter ...

Sie kletterte, als sei der ferne Klang von Waffen und Männern eine Klinge, die ihr unter die Haut drang. Es war gut zu klettern, sich auf die Unmittelbarkeit ihrer Finger und Füße zu konzentrieren, aufs Zupacken, auf die Anstrengung; aber das war Feigheit, und sie wollte nicht feige sein, und ihr Mann war da draußen. Der Baum bog sich und schlug unter ihrem geringen Gewicht aus, aber sie musste hinschauen: Sie durfte nicht einfach so hoch klettern und dann den Blick abwenden.

Sie sah, dass ihr Kaiser noch auf den Beinen war, was ein Segen war; dass er noch kämpfte, was ein Wunder war, und dass er es gut zu tun schien. Er und die Männer, die gegen ihn kämpften, wirbelten herum, drehten sich und stachen zu, während ihre Klingen aufblitzen, parierten und ausholten. Yu Shan war jetzt auch da, Jiao und Doshun ebenfalls, obwohl ihnen allen die Anmut des Kaisers fehlte. Mei Fengs Augen kehrten zu ihm zurück, und ihr Herzschlag beruhigte sich fast zu einem normalen Puls, weil er großartig war, die anderen verlässlich waren und die Leichen am Boden alle Rebellen gehörten. Und jetzt würden die Bergleute aus der Umfriedung jeden Augenblick da sein, und dann konnte sie sicher diesen erstickenden Knoten der Nervosität runterschlucken und ihren Mann einfach für seine Kraft und seine Leistung bewundern, umgeben von all den übel zugerichteten Leichen seiner Feinde ...

Aber genau in diesem Augenblick brach die schöne, flüchtige Vision in sich zusammen, weil er leichtsinnig oder unachtsam war oder sich einfach für unsterblich hielt, wofür ihn doch nur die Bauern halten sollten ...

Da war eine Klinge, die er nicht parierte, ein Hieb, den er nicht sah oder erreichen konnte, von dem er annahm, dass er auf anderem Wege aufgehalten werden würde, durch das Eingreifen eines anderen oder eines Gottes, weil er der Kaiser und der Sohn des Himmels war und deshalb unverwundbar.

Sie sah nicht den Schlag selbst. Was sie natürlich sah, war er: Er, wie er plötzlich stillhielt und dann zusammenbrach, zwischen die trampelnden Füße und aufeinandertreffenden Klingen derer stürzte, die noch kämpften.

Sein Sturz half dem Mann, der ihn getroffen haben musste, wenig, weil so eine Lücke entstand, in die Yu Shan trat und zuschlug. Sie sah diesen Hieb und das, was er anrichtete: Er hackte den Rebellen beinahe entzwei. Das spielte keine Rolle. Es war bedeutungslos. Was eine Rolle spielte, war der Kaiser, nur einer unter all den hingestreckten Körpern: Sie konnte ihn in ihrem Entsetzen kaum zwischen seinen Leuten sehen, die zusammenströmten und sich um ihn drängten.

Sie konnte nicht hier auf dem Baum bleiben wie ein verängstigtes Tier; sie würde sich nicht die Zeit nehmen hinunterzuklettern. Stattdessen kletterte sie weiter. Je höher sie kam, desto mehr bog sich der Baum unter ihr, bis sie schließlich kopfüber daran hing. Arme und Beine um den Stamm geschlungen, und entschlossen weiterkletterte. Er schwankte auch, mittlerweile wild, schlimmer als jede Mastspitze; der alte Yen hätte sie niemals in einem derart starken Sturm klettern lassen.

Aber sie kletterte, bis sie nicht mehr kletterte, bis der Baum sich so weit gebogen hatte, dass seine Krone den Boden berührte.

Dann ließ sie sich an den Armen herabbaumeln und zog an dem Stamm, um mehr Schwung in das knarrende Holz zu bringen. Der Baum neigte sich, schnellte zurück, versuchte, sie abzuwerfen, schaffte es nicht und neigte sich deshalb wieder, noch tiefer. Neigte sich bis über den Zaun. Sie ließ genau in dem Moment, bevor er wieder zurückgeschnellt wäre, los. Der Baum peitschte in einem Hagel von Blättern und Zweigen zurück, und sie fiel in weichen, nassen Matsch; hier hatten die Bergleute begonnen, ein Reisfeld anzulegen.

Sie fiel, rollte sich ab und sprang verdreht und stinkend auf. Egal.

Sprang auf und stürmte kopflos und barfuß in den Kampf.

Doch das spielte keine Rolle, weil der Kampf schon vorbei war, als sie ihn endlich erreichte. Auch der letzte Rebell lag tot da, und sie konnte über die Leichen springen und sich durch das Gedränge schwitzender, blutender, verstörter junger Leute zwängen, die plötzlich nicht mehr so recht wussten, was sie mit sich anfangen sollten. Sie konnte sich dorthin durchquetschen, wo ihre eigenen Leute auf dem Boden saßen, knieten oder lagen. Doshun hockte auf den Fersen unbeholfen zwischen seinen und ihren Leuten; Jiao saß im Schneidersitz ziemlich ruhig inmitten des Gemetzels und besah sich eine Wunde an ihrem Arm; Yu Shan kniete neben ...

... neben dem Kaiser, der zerschmettert auf diesem zerschmetterten Boden lag. Sein Gewand war über dem Herzen zerrissen und blutdurchtränkt.

Mei Feng warf sich zu Boden, um ausgesteckt an seiner Seite zu liegen, ohne ihn wirklich zu berühren, weil sie das noch nicht ertragen konnte; und das Schlimmste war, dass er nicht tot war. Er wandte den Kopf, um ihr in die Augen zu sehen.

Steingrüne Augen: Sie hatte sie schon so tief wie unterseeische Strömungen gesehen, dunkel wie Höhleneingänge, undurchdringlich vor Ärger, aber immer in dieser unermesslichen Farbe.

Jetzt strahlten sie unerklärlicherweise wie Sonnenlicht, und sie glaubte, dass er sie anlächelte.

Es war ein Ausdruck, den sie gut kannte. Sein Mund war nicht wirklich zu einem Lächeln verzogen, aber seine Mundwinkel zuckten so, dass er sich verriet.

Sie war beinahe empört, doch sie spürte noch immer die Klinge im Herzen, die seines so barbarisch zerschnitten haben musste. Wenn er sich diese letzten Augenblicke Zeit ließ, um zu sterben, wenn er vielleicht so lange gelebt hatte, um ihr gerade noch die Zeit zu geben, ihn zu erreichen, war das heroisch und episch und wunderbar, aber er würde dennoch sterben. Es war außergewöhnlich, dass er noch nicht tot war; sein Herz hätte von einem solchen Hieb in zwei Teile geschnitten werden müssen.

Und wenn er wirklich entschlossen war, seine letzten Atemzüge damit zu verbringen, sie zu necken – nun, das war seine Sache, und sie würde ihn dafür lieben. Kein Platz für Empörung, obwohl er der Kaiser der Welt war und es undenkbar war, dass er so sterben sollte, vor irgendeiner dreckigen Behelfssiedlung in einem verlassenem

Bergtal, unter der Klinge eines toten, bedeutungslosen Assassinen ...

Es war auch kein Platz für Tränen, wenn er lächelte. Sie würde sich jetzt nicht verspotten lassen. Sie schluckte die Aufwallung von Kummer hinunter, die in ihrem Mund beinahe zu Entsetzen, zu bitterem Abscheu vor der Welt wurde. Schluckte sie und versuchte, zurückzulächeln oder wenigstens die Stirn zu runzeln, wie sie es oft tat, wenn er sich über sie lustig machte ...

... und sah, wie er sich abmühte, sich auf einen Ellenbogen hochzustemmen, und protestierte: »Chien *Hua!*«

... und es kostete sie gar keine Mühe, seinen Namen auszusprechen, was ihm wieder diesen schwachen Hauch eines Lächelns abrang und ihn überhaupt nicht entmutigte.

Also gab es nichts, was sie tun konnte, außer sich auf die Knie hochzurappeln und seinen Kopf auf ihren Schoß zu nehmen, um ihm die Mühe zu ersparen, ihn selbst hochzuhalten. So sah sie ihn seltsam kopfüber, aber er lächelte immer noch und wurde besser darin; und versuchte, eine Hand an ihre Wange zu heben. Die Hand machte ihre Sache nicht sehr überzeugend, aber doch so gut, dass Mei Feng sie mit beiden Händen einfieng, sich an seine Handfläche schmiegte und wieder mit den Tränen kämpfte, bis es ihr endlich gelang, das zu hören, was Yu Shan sagte. Es war offensichtlich sein dritter oder vierter Versuch, sie zum Zuhören zu bewegen.

»Mei *Feng!* Er wird sich erholen!«

»Nein«, sagte sie und schüttelte energisch den Kopf. »Nein, lüg ihn nicht an. Und mich auch nicht, lüg mich nicht an. Wir sind weder blind noch dumm.« Sie maßte es sich an, für den Kaiser zu sprechen, weil er offensichtlich keine Luft bekam, um für sich selbst zu sprechen.

»Seht doch«, sagte Yu Shan und hob beide Seiten des schrecklichen Risses im Gewand des Kaisers an; zerriss es sogar noch weiter. Seine Hände krampften sich um die blutgetränkte Seide und zerfetzten sie wie Papier. Zeigten Mei Feng die Brust, die sie so gut kannte, völlig blutüberströmt; und wischten dann mit einem Seidenfetzen über die große, klaffende, offene Wunde, um sie von nassem, dunklem Blut zu reinigen und Mei Feng tiefer blicken zu lassen.

Sie hätte in der Lage sein sollen, ihm buchstäblich ins Herz zu sehen, sie hätte dieses Herz seinerseits zerfetzt vor sich sehen sollen; aber sie sah nur aufgerissenes Fleisch und ein bleiches Aufblitzen von Knochen darunter – aber das waren nur Rippenknochen, die intakt und fest wirkten, als hätten einfache Knochen scharfem Stahl getrotzt.

Sie sah zu, wie dieser Graben in seiner Brust wieder dunkel vor Blut wurde, aber es schien nicht so heftig zu bluten, wie es zu solch einer klaffenden Wunde gepasst hätte.

Es erschien ihr unverschämt hinzustarren, aber sie konnte einfach nicht anders. Sie sah zu, wie das Blut zur Ruhe kam und zu gerinnen begann, wie es die Wunde versiegelte, wie es die aufgeschnittenen Hälften des kaiserlichen Fleisches und seiner Haut aneinanderfügte. Sie hatte schon an Bord des Boots ihres Großvaters Wunden gesehen, auch bei den Dorfbewohnern, die auf anderen Booten ausfuhren und verletzt zurückkamen. Sie wusste, dass keine Verletzung sich so verhielt und heilte, während man noch zusah.

Yu Shan lächelte sie selbstzufrieden an.

Sie ignorierte ihn, wie er es verdient hatte. Und wandte sich wieder dem Kaiser zu, dessen Lächeln ebenso schelmisch war, obwohl es noch immer ein schwaches, flüchtiges Ding war. Er versuchte zu sprechen, aber sie gebot ihm zu schweigen, bedeckte mit den Fingern diesen bezaubernden, verstörenden Mund. Und sie sah Yu Shan finster an – gut, dass sie noch finster dreinblicken konnte! – und fragte: »Wie ...?«

Yu Shan hob die Hand an seinen eigenen Kopf, wo ihn ein Stein aus einer Schleuder mit voller Kraft an der Schläfe getroffen hatte. »Die Klinge ... ist einfach von seinen Knochen abgeglitten. Er wird vielleicht eine lange Narbe zurückbehalten. Aber ...«

»Aber sie hätte ihn wie einen Fisch am Kai aufschlitzen sollen, und das hat sie nicht getan.«

»Ja.«

Die Lippen des Kaisers bewegten sich auf ihrer Haut. Sie konnte noch nicht lächeln, aber sie zog ihre Hand weg; doch sein schwacher, finsterer Blick lockte ihre Finger zurück auf seine Lippen, wo er sie leicht küsste.

Dann schloss er die Augen und lag still, was so untypisch für ihn war, dass sie fragte: »Warum ist er so schwach?«

»Er hat viel Blut verloren. Das seht Ihr doch ...« Das sah sie; er lag in einem Sumpf aus Blut, obwohl sie nicht glaubte, dass alles sein Blut war. Sie trugen jetzt die Leichen weg, die rings um ihn lagen. »Er hat Glück, dass er genug übrig hat, um gesund zu werden. Er wird Ruhe brauchen – und etwas zu essen. Viel zu essen.«

»Und Jade darin, nehme ich an?« In ihrer Stimme lag eine seltsame Schärfe, die sie genauso sehr überraschte wie Yu Shan. »Es muss die Jade in seinen Knochen sein, die ihn am Leben hält. Wie auch dich.« Zwei Jade-Männer, und beide waren hier auf diesem elenden Flecken blutigen Schlamms und lauschten ihr. »Und ich nehme an, dass die Jade in seinem Blut dafür sorgt, dass er genesen kann, während ich *zusehe*, aber wir sorgen besser dafür, dass er reichlich davon isst. Du kannst welche für ihn ausgraben, da wir doch hier sind, und ...«

Und sie wusste nicht recht, was sie sagte oder warum sie so ärgerlich war, aber es brauchte den Kaiser, um sie zum Schweigen zu bringen: Die leichte Bewegung seines Kopfes – plötzlich hatte er keine Geduld mehr mit seiner eigenen Schwäche, und das sah schon mehr nach ihm aus, nach dem Sohn des Himmels, ja, und die Stimme, die kaum wiederzuerkennen war, sondern wie das Schrammen einer Klinge über Porzellan klang, das zarteste Kratzen überhaupt: »Sei mir nicht böse, Fischermädchen. Ich wusste es nicht. Ich habe mir einmal den Arm gebrochen« – *bevor ich Kaiser wurde*, meinte er wohl, *bevor sie begonnen haben, mich mit Jade zu füttern* -, »und er ist einfach gebrochen. Yu Shan ist schuld; er hat mir nie gesagt, dass ich jetzt unverwundbar bin ...«

Yu Shan schüttelte den Kopf über all das. »Das seid Ihr nicht. Glaubt das nicht! Die Klinge hätte zwischen Euren Rippen hindurchdringen können, und dann hätte nichts Euch gerettet. Und, nun ja, ich weiß zwar, dass ich nicht stark blute, und ich habe mir nie irgendetwas gebrochen, aber ich bin mir sicher, dass das geschehen könnte, wenn ich nachtsam wäre ...«

»Und wenn Ihr glaubt«, sagte eine weitere Stimme, trocken und unerwartet, »dass Ihr Yu Shan einfach in kleine Stücke hauen könnt, um es auszuprobieren, ganz so, wie ihr andere Versuche mit ihm angestellt habt, dann denkt Ihr besser noch einmal darüber nach, Majestät. Der Junge gehört mir.«

Und Jiao ließ langsam einen Stein an der Schneide ihres Tao entlanggleiten und beäugte die Rippen des Kaisers düster spekulierend.

Und der Kaiser – dem sie alle gehörten, dem insbesondere Yu Shans Leben auf immer verfallen war – lächelte insgeheim, innerlich, und widersprach nicht; und dann ließ er seinen Blick zurückwandern, um Mei Feng anzusehen, und sagte: »Glaubst du, dass du hier einen Läufer auftreiben könntest, der den Weg zum Herbstpalast kennt?«

»Davon bin ich überzeugt, Herr.«

»Gut. Dann schick gleich zwei, um sicherzugehen. Die Leute werden in Panik sein. Sie sollen ihnen sagen, dass ich in Sicherheit bin, in den Hügeln, wo ich die Jademinen besichtige. Sie sollen nicht sagen, dass ich verwundet bin; nur, dass ich ein wenig Zeit hier verbringen und erst dann zurückkehren werde, wenn ich dazu bereit bin.

Dann sag ihnen, dass sie deinen Lieblingsboten auftreiben sollen, damit er sie in die Stadt führt, sodass sie die gleichen Neuigkeiten General Ping Wen ausrichten

können. Allerdings können sie dem General gleich noch sagen, dass ich glaube, eine neue kaiserliche Leibgarde gefunden zu haben, um die zu ersetzen, die niedergemetzelt wurde, als wir gebadet haben ...«

Das Leuchtfeuer hatte die ganze Nacht hindurch gelodert. Li Tons spärliche Mannschaft hatte die ganze Nacht geschwitzt, um das sicherzustellen. Der Kapitän hatte ebenfalls geschwitzt und mitgeholfen, Brennstoff aus der zerstörten Siedlung herbeizuschleppen oder frisches Holz an den Hängen zu schlagen und zu schneiden, aber das war ein schwacher Trost.

Für Han war es überhaupt kein Trost. Es gab keinen, weder bei Li Ton noch auf der ganzen Welt. Nur bei Tien – und zuzusehen, wie sie sich an seiner Seite abrackerte, trug nicht dazu bei, seine Seele zu heilen. Sie vor Mitgefühl mit ihm zusammenzucken zu sehen, trug nicht dazu bei, seine Hand zu heilen, die bald zur reinen Qual wurde, die die ganze Nacht hindurch anhielt.

Sogar Tien konnte nicht in seinen Kopf sehen, um zu wissen, wie er darin kämpfte, um die Drachin niederzuhalten. Große Mühe, wenig Wirkung. Erschöpfung und Schmerz zusammen hätten schon Entschuldigung genug dafür sein können, dass er vor Verzweiflung trocken schluchzte, aber in Wirklichkeit war es der Wahnsinn, der auf seinen Verstand einschlug. Oder die Angst vor dem Wahnsinn, während die Drachin auf ihn einschlug, unablässig und erbarmungslos.

Er sah ihr Gesicht im Feuer, wenn er es nährte; spürte ihre Sehnsucht nach den Winden, nach der Freiheit der See, nach Licht und Tanz und Zerstörung, nach der Macht und Autorität, die ihr vor langer Zeit geraubt worden waren. Er war alles, das ihr noch im Weg stand, und sogar in Ketten, niedergedrückt davon, dass sie seit Jahrhunderten im Meer begraben war, war sie noch mächtig: Wenn er ein Sandkorn war, war sie ein Berg. Das zeigte sie ihm und reckte sich, um sich herumzuwälzen, ihn zu zerquetschen, ihn völlig unter ihrem gewaltigen Leib zu vernichten ...

»Han ...?«

Er brummte; er schien nicht mehr über Worte zu verfügen. Sie gab sich nicht mit Worten ab. Ihr Verstand brodelte in ihm wie kochendes Wasser, schlug Blasen, überflutete ihn mit der Hitze ihrer Bilder, Empfindungen, Gefühle. Mit ihrer lang aufgestauten Wut, seiner erschöpften Furcht.

»Han, hör auf.« Tiens beide Hände schlangen sich um seine eine, die heile, unterhalb der Handschelle seiner Ketten. All ihr geringes Gewicht zerrte an ihm, bis er stillhielt. »Wir können uns jetzt ausruhen. Schau, der Morgen dämmt schon. Jetzt werden sie das Feuer nicht mehr sehen, es hat keinen Zweck ...«

Es hatte schon lange keinen Zweck mehr gehabt; wenn sie es bis jetzt noch nicht gesehen hatten, sahen sie ohnehin nicht hin. Li Ton hatte sie weiterarbeiten lassen, um seinen Zorn zu feiern, aus Freude darüber, in der Lage zu sein, dem Kaiserreich einen Schlag zu versetzen, sogar einem Kaiserreich, das schon so schwach war, dass es sich auf eine winzige Insel zurückgezogen hatte. Einem Kaiserreich, das so schwach war, dass sein Zusammenbruch letztlich durch Verrat von innen erfolgen würde. Li Ton konnte diesen Verrat anstoßen, den letzten Schlag auslösen, und darüber jubelte er; dieses Leuchtfeuer war nicht nur das Signal, die Invasion zu beginnen, es war sein eigenes zorniges Frohlocken, das zu den Sternen emporstrahlte.

Sogar jetzt war er noch nicht fertig. Han hörte seine Stimme, irgendwo in den Schatten hinter ihm: »Ja, ruht euch jetzt aus. Seht euch den Sonnenaufgang an. Dann helft mir, das Abgeschnittene einzusammeln« – all das Grünzeug, die Blätter und Zweige, die sie vom frisch geschlagenen Holz abgestreift hatten – »und werft sie aufs Feuer. Wenn jetzt keiner mehr die Flamme sieht, werden wir ihnen Rauch schicken ...«

Also ließen sie, nachdem sie sich ausgeruht hatten, eine weiße Rauchsäule aufsteigen und immer höher in die ruhige Luft kriechen. Han konnte sie kaum sehen. Seine Welt bestand außen aus Schmerz, in der unbeholfenen Hülle, die sein Körper bildete, und innen aus Entsetzen; seine Augen, in denen sich Innen- und Außenwelt hätten verbinden sollen, waren ein zerbrochenes Tor.

Tien flehte Li Ton an, ihnen zu gestatten, jetzt endlich aufzuhören, da sie doch sicher fertig wären; er sagte: »Du ja. Du kannst dich hinsetzen, nach Norden Ausschau halten und rufen, wenn du etwas siehst. Aber den Jungen will ich haben. Hier.«

Er saß auf dem großen Amboss der Schmiede, der nah genug am Leuchtfeuer stand, dass er sich sogar auf der Seite warm anfühlte, die nicht der Hitze zugewandt war. Li Ton hielt einen der alten Meißel der Schmiede in der Hand und schärfte die Schneide an einem Stein. Han ging hin, weil Tien ihn hinführte; er setzte sich auf den Boden, weil Tien ihn anstupste, das zu tun, den Rücken der Wärme und das Gesicht dem Meer zugewandt.

Dann war Tien verschwunden. Er hatte nicht die Augen geschlossen, aber er hätte das ebenso gut tun können; sofern etwas sich nicht direkt vor ihm befand, konnte nichts aus der Außenwelt an der Drachin vorbeigekommen.

Er hörte Li Tons Atem, spürte seine Bewegungen, bekam mit, wie eine große Hand über seine Schulter langte, um die Ketten hochzuziehen, die ihm am Hals hingen. Das schien sich jedoch alles losgelöst von ihm, in weiter Ferne, abzuspielen, als sei es eine Geschichte, die ihm jemand einmal erzählt hatte, über einen Jungen in Schwierigkeiten. Was unmittelbar und echt war, war der Kampf in seinem Kopf.

Nur die Drachin kämpfte jetzt, reckte sich nach ihrer Freiheit; Han war zu betäubt von seiner Erschöpfung, um noch zu versuchen, sie zu bezwingen. Sie konnte in seinem Kopf niemandem schaden, nur ihm, und er glaubte nicht, dass sie ihn töten konnte. Das hieß – hätte heißen sollen –, dass diese Ketten halten würden. Schwach, unzuverlässig, aber er glaubte, dass sie halten würden.

Warum also kämpfen, wenn das nur dafür sorgte, dass er sich noch ausgelaugter fühlte? Sollte sie doch toben, sollte sie auftauchen, sollte sie Sturm und Wellen verursachen; irgendwann würde sie aufgeben, das musste sie.

Das glaubte er.

Li Ton sagte: »Lass deine Drachin noch einmal aufsteigen, Junge. Tu es für mich. Lass sie aus dem Meer aufsteigen, gleich hier, wo ich es sehen kann.«

»Was? Nein ...!«

Das Brennen, als Li Tons Hand ihn am Ohr traf, half ihm, den Kopf ein wenig freizubekommen, ein heftiger kleiner Schmerz, der ihn ein Stückchen zurück in die Welt zog. Der große, pulsierende Schmerz in seiner verstümmelten Hand war etwas ganz anderes, das eher geneigt war, ihn aus der Welt zu stoßen.

»Du vergisst, dass du mir gehörst, Junge. Du tust, was ich dir sage.«

Nein. Nein, das tat er nicht. Nicht dies. Erstaunlicherweise fand er eine Möglichkeit, das zu sagen: »Ich gehöre der *Shalla*, nicht Euch.«

»Und die *Shalla* gehört mir.« Seine Hand schlug wieder zu, fast willkommen. »Und deshalb gehörst auch du mir. Muss ich das noch einmal erklären?«

»Tut sie das?«, fragte Han, beinahe erstaunt darüber, dass er willens war, mit dem Kapitän zu streiten, und völlig erstaunt, dass er dazu fähig war, während die Drachin in seinem Schädel tobte. »Wie ich gehört habe, wurde sie in die Flotte des Kaisers aufgenommen; der General hat Euch stattdessen das Boot des Fischers anvertraut. Ich glaube nicht, dass ich Euch gehöre. Ich glaube, ich gehöre jetzt dem Kaiser.«

»Das glaubst du also?«

Diesmal hielt Li Tons Hand, als sie sich hob, den Meißel.

Dennoch sah Han ihn mit seltsamer Überzeugung an. »Ihr werdet mich nicht verletzen. Mein Leben gehört nicht mehr Euch – Ihr könnt nicht mehr darüber bestimmen.«

»Die meisten Männer, die ich getötet habe, waren nicht *meine* Männer, Junge, und sie sind doch gestorben.«

»Davon bin ich überzeugt.« Das hatte er in der Tat gesehen: Auf dieser Insel, direkt hier vor der Schmiede, hatte er gesehen, wie Li Ton willkürlich Männer getötet hatte. »Aber ich habe zu Eurer Mannschaft gehört und für Euch gearbeitet, und ich glaube nicht, dass Ihr mich jetzt töten werdet. Welchen Sinn hätte das? Hier ist keine Schiffsladung Männer, die ihr beeindrucken oder disziplinieren müsst. Und wenn ich tot bin, verliert ihr jegliche Hoffnung auf die Drachin.«

Oder ganz im Gegenteil: Die Drachin würde ihm sicher sein, aber nicht unter seiner Kontrolle, und das war alles, woran er interessiert war.

»Nun, vielleicht kann ich einen anderen Weg finden, dich zu ... überreden. Tien! Komm her!«

Han wollte *Nein, nicht, lauf weg!* schreien. Aber natürlich kam sie, argwöhnisch und misstrauisch und todmüde, aber sie kam; und all ihre wachsame Nervosität nützte ihr überhaupt nichts, weil Li Ton einfach einen langen Arm ausstreckte und sie am Haar packte. Und den Meißel an ihren statt an Hans Hals setzte und sagte: »Nun, Junge? Ruf deine Drachin hoch!«

Noch immer rührte Han sich nicht; er kapitulierte auch nicht. Er sagte: »Tien zu töten steht Euch genauso wenig zu, wie mich zu töten. Auch sie gehört der *Shalla*.«

»Und damit, wie du sagst, dem Kaiser. Dessen Feind ich bin und dessen Leute ich ohne Zögern vernichten werde. Aber ich sage ohnehin, dass das Unsinn ist: Die *Shalla* gehört mir, und so auch du und sie, und du wirst mir gehorchen, oder sie wird sterben. Ihr beiden glaubt, dass ihr einander gehört. Das ist nicht wahr, aber ich kann mich dessen dennoch bedienen. Ich will die Drachin aufsteigen sehen, dort draußen, jenseits der Felsen.«

Han konnte sehen, wie sich die Last der Klinge in Tiens zarte Haut grub, gerade oberhalb der schmalen Blutgefäße ihrer Kehle; er konnte sehen, dass die Schneide schartig, aber tödlich scharf war; er konnte sehen, wie verzweifelt Tien stillhielt und dass das kaum einen Unterschied machte.

Er konnte die Resignation in ihren Augen erkennen, als sie ihm stumm in die Augen sah. Sie wusste so gut wie er, was er als Nächstes tun würde. Was er zu tun versuchen würde.

Wenn er versagte, wenn er für sein Versagen büßen musste – nun, sogar er wusste nicht, was er dann tun würde.

Er sagte: »Ich weiß nicht, ob ich sie hochholen kann. Alles, was wir getan haben, alles, was der Arzt mir beigebracht hat, und Suo Lung vor ihm« – *bevor die Assassinen ihn getötet haben, weil er mich nicht zurücklassen wollte; bevor sie ihm die Kehle durchgeschnitten und ihn über Bord geworfen haben, ohne Sinn und Zweck, während Ihr bloß zugesehen habt* –, »war darauf gerichtet, sie unten zu halten. Wenn sie aufsteigt, dann nur, um mich anzugreifen, in dem Versuch, sich zu befreien. Ich weiß nicht, wie ich sie aufstacheln kann; ich weiß nicht, ob ich es kann.«

»Dann schlage ich vor, dass du es herausfindest«, sagte Li Ton. Seine Hand bewegte sich nicht; der Meißel lag starr wie ein Felsen an Tiens Hals. »Ich schlage vor, dass du es versuchst, immer wieder, und hoffst, Erfolg zu haben. Bald.«

In Hans Kopf gab es einen Ort, an dem sie lauerte: die Dunkelheit, aus der sie hervorschoß, wenn sie aufstieg. Den Ort, an dem ihre Stimme ein spöttisches Flüstern war, wenn sie sprach. Wenn sie sich entschloss zu sprechen.

Han hatte sie kaum jemals von sich aus angesprochen – er wäre nie darauf gekommen, sie anzustacheln, damit sie sich regte. Er hielt das für Wahnsinn. Ob es sein Wahnsinn war oder der Li Tons, war fraglich, aber er würde derjenige sein, der darunter zu leiden hatte. Anderenfalls würde aber Tien zu leiden haben, und so gab es wirklich keine Alternative.

Ein anderer Junge – einer, der Li Ton nicht verstand oder dem Tien nichts bedeutete – hätte vielleicht versucht, nur so zu tun. Han nicht. Er wollte und konnte nicht so leichtfertig mit dem Leben eines anderen Menschen spielen.

Er griff in sich hinein, sandte sein Bewusstsein an den dunklen Ort in seinem Verstand und versuchte hineinzuspähen.

Er dachte, er hätte gleich zu Beginn versagt, weil er sie dort nicht zu sich zurückstarren sah; keine großen, bösen Augen, die in der Dunkelheit leuchteten.

Er rief dennoch nach ihr, um sich – wenn auch nur sich selbst gegenüber – als willig zu erweisen, um sicherzugehen, dass er es ernsthaft versuchte:

»Bist du da? Kommst du?«

»Ich bin immer hier. Ich bin angekettet.«

Ihre Antwort sauste wie eine Peitsche aus glühendem Eisen durch seinen Verstand, versengte ihn und hinterließ Narben; dennoch kam sie von weit her, aus großer Tiefe.

Er sagte zu ihr:

»Komm herauf.«

»Komm herunter«, sagte sie.

Und er spürte, wie sie an ihm zog, als könnte er ganz tief in seinen eigenen Verstand fallen, in diese Kluft, die in irgendeiner Form eine Verbindung zu ihr bildete. Fallen und stürzen, ganz hinuntertauchen wie der arme, todgeweihte Yerli, um unterwegs die ganze Zeit zu wissen, dass auf dem Grund *sie* wartete ...

Er hielt durch, stolperte von diesem gefährlichen Abgrund zurück; dorthin würde er sich nicht wagen.

»Komm herauf.«

»Kleines Ding, du hast die ganze Zeit gegen mich gekämpft und versucht, mich hier unten zu halten, wenn ich aufsteigen wollte. Hast du jetzt so große Lust darauf, mich zu sehen?«

Lust darauf? Nein. *Angst davor* wäre eine bessere Umschreibung gewesen. Doch, ja, es drängte ihn.

»Komm herauf. Kommst du?«

»Wenn ich will, kleines Ding. Ich verspreche dir, dass ich kommen werde, wenn der Zeitpunkt mir angemessen erscheint.«

»Und jetzt? Kommst du jetzt herauf? Bitte?«

»Um dir einen Gefallen zu tun?« Ihr Gelächter war wie Säure und verätzte das Innere seines Schädels. *»Du könntest auch sagen – um dir zu gehorchen. Kleines Ding, du verstehst nichts. Noch nicht. Warte ab, bis du ein zerschmettertes kleines Ding bist, dann werden wir Gehorsam üben, du und ich.«*

Und dann erhob sie sich, aber nur in seinem Kopf: Ein plötzliches Aufbäumen, das er wie einen Sturmwind spürte, der an seinen Gedanken riss, bis er keine mehr hatte, bis sie alle in Fetzen hingen und nichts mehr waren, bis er die Augen öffnete und aus so großer Nähe einen Felsen anstarrte, dass er ihn nicht sehen konnte, und er Geräusche hörte, die außerhalb seines Kopfs waren und nicht von ihr kamen, nicht von ihr ...

Er wurde sich seiner selbst wieder bewusst und fand sich auf der Seite liegend wieder; und die Geräusche entpuppten sich als Stimmen, Tien, die atemlos brabbelte und völlig von Li Ton übertönt wurde, der sagte: »Ja, geh zu ihm, Mädchen, wenn du musst. Richte ihn auf, gib ihm Wasser, beruhige ihn. Dann werden wir das noch einmal tun. Jetzt weiß er, was er zu fürchten hat: Er wird es wieder und wieder versuchen, und wir werden sehen, ob er es kann. Wenn er es nicht kann – nun, dann weiß er, was er zu fürchten hat. Du auch.«

Und so waren die Hände an seinem Körper, die ihn hochhoben und seinen Rücken wieder gegen die Wärme des Ambosses lehnten, Tiens Hände; und wenn er den Kopf wandte und sich konzentrierte, konnte er sehen, wie diese Hände sich ängstlich anklammerten. Oder er konnte den Kopf zur anderen Seite wenden und ihr Gesicht sehen.

Sich darauf konzentrieren, zu sprechen versuchen, und es nicht schaffen: Worte waren zu komplex, er konnte sich nicht daran erinnern, wie er sie im Mund formen

und wie er sich der Luft bedienen musste, um sie zum Klingen zu bringen.

Also saß er nur da und sah sie an, bis er wieder Li Tons Stimme hörte, die sie herbeirief; das hörten sie beide. »Hier, seht: Das ist es, wofür ihr die ganze Nacht lang gearbeitet habt ...«

Tiens Hände auf seinen Schultern sagten: *Bleib hier*, als sie sich auf die Füße stemmte und ging, um für sie beide zu sehen. Sie hatte schöne Füße, dachte er, auch wenn sie schmutzig waren; aber sobald sie aus seinem Gesichtsfeld hinaus waren, hatte er keinen Grund, weiter sitzen zu bleiben. Er wollte lieber sein, wo sie war, und sie noch ein wenig länger ansehen.

Um aufzustehen, musste er sich in rücksichtsloser Wiederentdeckung üben: Wie er seine Beine und Arme benutzen konnte, das Gleichgewicht halten und den Weg finden konnte ...

Zu Tien, dorthin führte sein Weg: Zu ihr, die neben Li Ton stand und über die lange, glitzernde Bahn des Meeres blickte.

Han ging nicht weit, nur einen Schritt oder zwei. Von hier beim Amboss konnte er sowohl Tien als auch das Wasser hinter ihr sehen; das war gut genug.

Li Tons Stimme kehrte zu ihm zurück, obwohl sie an Tien gerichtet war: »Hier kommt es, schau: das Verhängnis des Kaisers, die Armee, vor der er die ganze Zeit geflohen ist.«

Auf dem Wasser gab es Pünktchen und Flecken, unzählige kleinen Schatten, die sich nicht in Hans Kopf befanden und ihm auch nicht wie Mücken vor den Augen tanzten, und so klein waren sie eigentlich nicht. Jeder dieser Punkte war ein Boot, das vermutlich von Soldaten überquoll, und sie würden Taishu völlig überfluten und den Kaiser und all seine Männer niedermetzeln.

Und es kümmerte Han eigentlich nicht, ob eine Armee gegen eine andere kämpfte; es kümmerte ihn auch nicht, wer siegte. Aber es kümmerte Li Ton; und Li Ton glaubte vielleicht, dass diese einfällende Armee ausreichen würde, und konnte durchaus recht damit haben; aber er glaubte sicher, dass die einfällende Armee mit einer Drachin an ihrer Seite unbesiegbar sein würde. Und damit hatte er sicher recht und würde sicher tun, was er konnte, um das geschehen zu lassen.

Das hieß, dass er Han zurück in den Abgrund in seinem Kopf treiben würde, wieder und wieder, in dem Versuch, den Drachen aufsteigen zu lassen. Und er mochte zwar den Meißel für den Augenblick auf dem Amboss zurückgelassen haben, aber Tiens Leben stand noch immer auf Meißels Schneide, ob diese nun gegen ihre Halsvene gepresst war oder nicht.

Es war Li Ton Gewohnheit, seine Versprechen zu halten und seine Drohungen auszuführen. Han konnte die Drachin nicht für ihn kontrollieren; er konnte sie noch nicht einmal hochholen. Das würde Li Ton ihm allerdings nie und nimmer glauben. Das hieß, dass Tien sterben würde, wenn er früher oder später die Geduld verlor.

Es sei denn, Han konnte ihm zeigen und *beweisen*, dass er keine Kontrolle über die Drachin ausübte, dass man sie nicht kontrollieren konnte ...

Die Armeen, der Kaiser und der Krieg waren Han gleichgültig. Leute, die er nie getroffen hatte, und Höfe, die er sich nie auch nur ausgemalt hatte, bedeuteten ihm nichts und konnten ihm nichts bedeuten.

Was ihm wichtig war, war immer beschränkt gewesen und verengte sich nun noch mehr, mit jedem Tag. Im Augenblick glaubte er, dass dazu bis auf Tien und ihn selbst – und vielleicht noch ihren Onkel – nichts mehr gehörte.

Ihr Onkel würde bestürzt sein, ganz gleich was Han tat, und Tien vielleicht auch, aber er konnte sie nicht sterben lassen. Das war alles; es war absolut.

Wenn deutlich war, dass die Drachin keinen Grund hatte, auf Han zu hören, würde Tien vielleicht am Leben gelassen werden.

Vielleicht.

Es war alles, was er hatte.

Viele der Schmiedewerkzeuge waren noch hier, auf dem Boden verstreut, da die Ständer, an denen sie gehangen hatten, im Leuchtfeuer verbrannt worden waren.

Han hob einen stumpfen Hammer auf und trug ihn zurück zum Amboss.

Er legte seine locker durchhängenden Ketten quer über das Eisen, setzte die Schneide des Meißels auf ein Glied, holte mit dem Hammer aus und ließ ihn niedersausen.

Durchschnitt das Glied.

Zerbrach die Kette.

Ließ die Drachin frei.

Diesmal war sie vorbereitet.

Von Schlafzaubern und dem schieren Gewicht des Wassers überwältigt, war sie beim letzten Mal zu langsam gewesen, als sie gespürt hatte, wie die Kette sich teilte; war langsam erwacht, hatte noch langsamer begriffen und sich viel zu langsam bewegt. Ihre Ungeschicklichkeit hatte ihnen genug Zeit gelassen, sie wieder in Ketten zu legen. Nicht besonders gut – es war schwer, eine zürnende Drachin anzuketten, das hatten sie herausgefunden –, aber gut genug, um sie mehr oder minder festzuhalten. In der Meerenge, unter Wasser, auf dem Grund ihres altvertrauten Gefängnisses.

Sie hatten es nicht fertiggebracht, sie zu beruhigen, sie einzulullen, bis sie schläfrig wurde, wie sehr sie sich auch bemüht hatten, sie durch das Wort *Schläfrigkeit* zu bannen. Sie hatte in ihrem eigenen Körper gekämpft und ihn in seinen Ketten bis an die Meeresoberfläche gehoben, für nur einen Moment Luft geschnappt; sie hatte gegen den Jungen gekämpft – den schwachen, dummen, verwirrten und verängstigten *Jungen*, den sie ausgewählt hatten, um den Schatten ihrer Ketten zu tragen, was eine Beleidigung war, für die sie bezahlen würden –, in seinem Körper, und war nahe daran gewesen, ihn zu brechen.

Und dann – jetzt – zerbrach er die Ketten selbst, absichtlich. Damit hatte sie nicht gerechnet; sie hatte nicht darauf hingearbeitet und konnte sich dafür nicht beglückwünschen; aber sie sah es aus dem Innern seines Kopfes heraus geschehen, spürte ihre plötzliche Freiheit und machte im selben Moment davon Gebrauch.

DIE DRACHIN STIEG AUF.

Nicht wie zuvor, als sie jeden Faden tief gegen ihre Ketten angekämpft hatte. Sie schoss ans Licht empor und spürte kein Gewicht und keinen Widerstand, musste gegen nichts ankämpfen; sie trug nichts mit sich, nur sich selbst, ihren Körper. Diesen sich schlängelnden, sich streckenden, jubelnden Körper, der sich durchs Wasser reckte und wand, der genoss, wie es über Schuppen und Haut strömte, der angesichts ihrer eigenen Kraft frohlockte, als sie die Wasseroberfläche durchbrach, als sie in die Luft hinausstieß, als sie die Flügel aus eigenem Willen spreizte und so leicht aufstieg, wie sie geschwommen war.

Frohlocken, Jubel, das hatte sie – und auch noch ihren ewigen Zorn, der immer noch nicht besänftigt war.

Menschen hatten ihr dies angetan, erbärmliche Menschen, hatten sie angekettet und in Ketten gehalten. In den Jahrhunderten, die sie unter Wasser gelegen hatte, war sie sich von ferne des ständigen Verkehrs über ihrem Kopf bewusst gewesen; immer waren Boote auf dem Wasser – *ihrem* Wasser! –, als könne man sie völlig vernachlässigen, als spiele sie überhaupt keine Rolle.

Nun – jetzt spielte sie eine Rolle.

Sie konnte sich nun aufs Neue frei durch ihre Wasser bewegen, wie sie es schon so lange nicht mehr gekonnt hatte; sie spürte die Gezeiten und Strömungen wie ihren eigenen erweiterten Atem, sie spürte die Berge und Höhlen am Meeresgrund wie ihre eigene Haut. Und die Oberfläche ebenfalls – auch die gehörte ihr, jede sich kräuselnde Welle, jede Schaumflocke dort, wo das Wasser gegen Felsen brandete; und jedes Boot, das die Oberfläche durchschneidet, spürte sie auch, jedes einzelne, wie einen Dorn im Meer, der ihr die Haut aufschrammte.

Sie spürte viele von diesen aufdringlichen Booten, genau hier, wo sie an die Oberfläche gelangt war.

Sie war jetzt frei und musste das nicht hinnehmen. Sie würde es nicht hinnehmen. Sie würde ihre Freiheit behaupten, ihre Wasser wieder in Besitz nehmen, der Welt zeigen, wer Herr im Hause war ...

Sie überschlug sich in der Luft, schoss tief hinab, gelangte zum ersten dieser vielen Boote und machte sich noch nicht einmal die Mühe, ihr langes Maul aufzureißen.

Sie traf das Boot an der Breitseite – sie hätten es aber wahrscheinlich ein Schiff genannt, diese winzigen Sterblichen, die sich so zahlreich an Bord drängten – und spürte, wie seine Planken unter dem Aufprall zersplitterten.

Ein geborstener Mast fiel quer über ihren Kopf, und das Segel blieb über ihrem Auge hängen, aber das war nichts; sie schraubte sich in einer Spirale hoch, und es fiel ab, sodass sie sehen konnte, wie viele Männer sich an das zerschmetterte Wrack klammerten und wie viele schon im Wasser waren.

Einem zweiten Boot erwies sie die Gunst, ihr Maul zu öffnen, um es zu packen, aus dem Wasser zu heben und die schreienden Männer, die sich festklammerten, von seinem Deck und aus der Takelage zu schütteln, bevor sie ihr Maul wieder schloss und das Boot zerquetschte.

Sie spuckte es aus und packte das nächste zur Abwechslung mit den Klauen. Brach es entzwei, ließ die zerbrochenen Hälften fallen und bemerkte, dass ein törichter Mann sich an ihre Krallen klammerte; und neigte den Kopf, nahm ihn zwischen die Zähne, schluckte ihn runter und wandte sich wieder dem Wasser zu.

Und verließ die kleine Wasserfläche nicht, bis kein einziges Boot mehr darauf schwamm, sondern nur noch die Trümmer von Booten. Und die Männer, die noch schwimmen konnten, und die, die es nicht mehr konnten und nun tot im Wasser trieben. Andere hatte sie gefressen. Ein paar wenige Glückspilze würden wohl überleben, wenn sie genug Wrackteile fanden, um sich anzuklammern – sofern die Haie sie nicht entdeckten, bevor sie ans Ufer strampeln konnten.

Mochten sie Glück haben. Es war ihr gleichgültig; sie hatte vor, die Grenzen ihres Reviers abzufliegen, die Meerenge auf ganzer Länge, um den Ungläubigen zu zeigen, dass sie frei und wieder zu Hause war.

Es gab noch einen Menschen, mit dem sie sich befassen musste, aber der konnte warten.

Sie wusste schließlich, wo sie ihn finden konnte. Er war in ihrem Kopf.

In ihrem *Kopf* ...!

Danksagung

Nichts in diesem Buch wäre ohne die Stadtregierung von Taipeh geschehen, deretwegen ich ursprünglich nach Taiwan kam. Ich bin ihr und Stanley Yen vom lich nach Taiwan kam. Ich bin ihr und Stanley Yen vom Ritz Landis Hotel ewig dankbar, ebenso Olivia Chen, die mir damals und auch später die Hand hielt, und Amelia Hong, die mich ein zweites Mal nach Taiwan einlud und mir anbot, auf ihrem Fußboden zu schlafen. Ich hoffe wirklich, dass sie es ernst gemeint hat, denn ich bin in der Tat hingefahren.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Dragon in Chains« bei Del Rey,
a division of Random House Inc., New York.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2010

bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random
House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2009 by Daniel Fox Copyright © der deutschen Ausgabe 2010 by Verlagsgruppe Random
House GmbH, München

unter Verwendung eines Motivs von John Lock / Shutterstock

UH · Herstellung: sam

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

eISBN : 978-3-641-04475-6

www.blanvalet.de

www.randomhouse.de